

Dmo

Vatom f. 1870.

5. 6te Heft.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



*Nach einem Bilde von A. Kindler.* *Gest. von Th. John.*

Erwartung.

# DER SALON

## für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

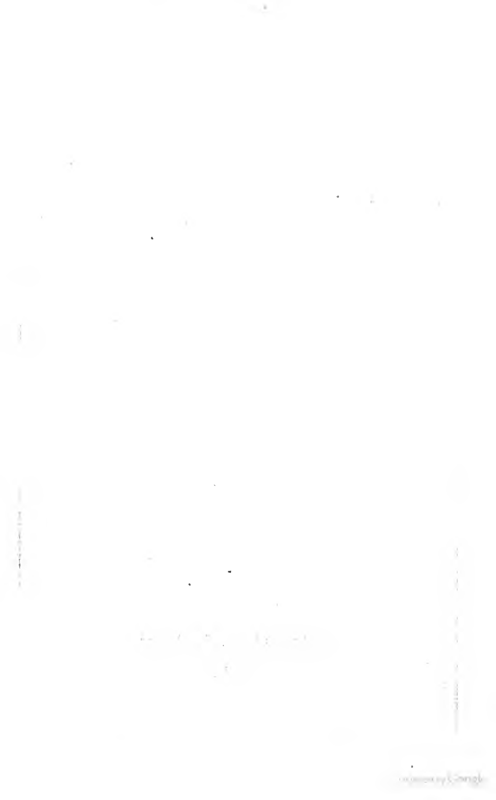
von

Ernst Dohm und Julius Rodenberg.

Band V.

Verlag von A. H. Payne

Leipzig.



# Inhalt des fünften Bandes.

Seite

## Kunstblätter.

# Der Salon.

## Dämonen.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

Zu den Opfern, die das ernste Jahr 1866 von uns gefordert hat, gehört auch ein junger Mann, den ich kannte, mit dem mich eine, wenngleich nicht rückhaltlose, doch lebhafte Sympathie verband. Die Freundschaftsverhältnisse, die wir schließen, rühren selten an des Menschen innersten, verborgen schaffenden Kern; verwandte Fähigkeiten und Gesinnungen werden aufgesucht, fremdartige neugierig betastet, endlich ein gemeinsamer Boden abgegrenzt: den dunklen Mittelpunkt, den Wohnsitz des Unbewußten in des Andern Seele, betreten wir nicht. Dies ist Menschenloos, und nur zuweilen ruft die Natur selber eine Ausnahme hervor, indem sie ein Freundschaftsbündniß durch das „Labyrinth der Brust" bis in die geheime Zelle führt, wo sonst das Ich in unbewußter Nacht mit sich allein ist. Von einem Fall dieser seltenen Art rede ich hier nicht. Wir hatten uns an einem Ort kennen gelernt, an dem Er so einsam war wie ich; der uns Beide durch übernommene Verpflichtungen eine Weile festhielt, ohne uns anzuziehen; zu dem wir kaum ein anderes Verhältniß gewannen, als daß er uns zusammengeführt und zu Freunden gemacht hatte. Eben diese unsere Einsamkeit verband uns schnell; aber sie gab uns wenig Gelegenheit, das dunkle Ich des Andern im Zusammenstoß mit Menschen und Schicksalen zu erproben. Wir ließen uns gegenseitig sagen, was der Geist von sich selber aussagt, und freuten uns an einer gewissen Uebereinstimmung der Phantasie, der Empfindungsweise, die sich oft in gleichen Redewendungen, gleichen Einfällen überraschend kundgab. Zu unserm Vergnügen bildeten wir daraus einen gemeinsamen „Styl", und führten auch später unsern etwas absonderlichen Vorsatz aus, uns in diesem Styl Briefe zu schreiben. Indessen der Unterschied unserer Jahre trat bald fühlbar hervor. Mein Freund — Theodor, wie er vor dem Leser heißen mag, weil ich seinen wirklichen Namen hier nicht nennen will — war viel jünger als ich; noch in den eigentlichen Jünglingsjahren, die am Uebergang zweier Lebensalter stehen. Er hatte seine Zeit, wie ein echter Deutscher, bisher in allerlei Studien mit Geist und Ausdauer zersplittert, ohne sie zu vergeuden, trieb mit Vorliebe Musik, hatte die Aussicht, sich schließlich einem ererbten Fabrikgeschäft zu widmen, und ging auch diesem unerwünschten Beruf mit Pflichtgefühl und all' seiner Idealität entgegen, indem er sich mit hundert unausführbaren Plänen trug, wie er das Loos der arbeitenden Menschheit verbessern werde. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge des Ueberganges, in dem er sich befand: es war aus

frühreif männlicher Gesinnung und jünglingshafter Gewaltsamkeit gemischt, mit einem ganz persönlichen Zug stiller Melancholie. Doch vielleicht ist Melancholie zu viel gesagt: ein Hauch von ernster, lyrischer Träumerei, der die scharfen Formen seines mageren Gesichts gleichsam besänftigte, sich in der elegischen Langsamkeit seiner Bewegungen aussprach. Er war, bei mittlerer Größe, kraftvoll gebaut; seine ernsten, ausdrucksvollen Züge, ohne schön zu sein, schienen auf beide Geschlechter gleich anziehend zu wirken. In dem dunkelblauen Auge lag Etwas, das ich zuweilen im Scherz unheimlich nannte, doch ohne mir klar zu machen, was sich aus diesem Etwas etwa entwickeln könnte. Als ich ihn dann nach einiger Zwischenzeit wiedersah — es war Ende des Jahres 1865 — schien er mir merklich verändert; in Blick und Wesen eine gewisse Müdigkeit, die, wenn ein ernstes Gespräch uns lebhaft machte, unvermittelt in's Leidenschaftliche übersprang. Doch schien er mir so liebenswürdig offen, wie zuvor. Er klagte über die unabsehliche Verwirrung, die in unseren vaterländischen Angelegenheiten herrsche, über den Druck, der auf jedem deutschfühlenden Herzen lasten müsse; doch mehr noch über eine gewisse Unbefriedigtheit, die sein liebebedürftiges Gemüth empfand. Wir sahen uns damals am Rhein. Einen oder zwei Monate später hörte ich, daß er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus dem Westfälischen verlobt habe, erhielt eine Anzeige von seiner Hand, und beglückwünschte ihn herzlich, da ich gefühlt hatte, wie sehr ihn ein inneres Bedürfniß in diesen Hafen trieb. Er verstummte dann, und ich hatte es nicht anders erwartet; auch gestehe ich offen, daß mir sein junges Liebesglück damals selten in die Gedanken kam, da die deutschen Verwickelungen anfingen, den ganzen Ueberschuß meiner menschlichen Interessen aufzuzehren, und das große Wetter von 1866 sich langsam über uns zusammenzog.

Doch indem ich Das niederschreibe, zweifle ich wieder, ob es nicht voreilig ist, das Schicksal eines Opfers jener Tage als Erzähler vor dem Publicum zu berichten. Jene Ereignisse stehen uns noch so nahe; — wie eine Bergwand, die der Wanderer halb erklommen hat, wo ihn die hohen Fichten einengen, der Gießbach neben ihm braust, die Nebel der Klüfte auf und nieder steigen. Erst wenn er den Gipfel erreicht hat, kann er mit freiem Blick den Weg zurückdenken, seines weitschauenden Standorts genießen. Erst wenn wir am Ende jenes Anfangs stehen, mag uns die blutige Spur, die da hinaufführt, zu nachdenklichem Rückblick auffordern, ohne den Einklang unserer Gefühle zu trüben. Wird dem Leser dieser Geschichte die unbefangene Ruhe des Gemüths nicht versagen, die zu einem reinen Eindruck unerläßlich ist? Und wozu erzählt man, wenn nicht das Gefühl, das man erregt, rein verklingen kann? — Indem ich mich das Alles fragte, hab' ich auch wieder geschwankt, ob ich nicht wenigstens darauf verzichten sollte, die Briefe und Blätter, die die Geschichte meines Freundes aus seinem Innern heraufführen, in ihrer persönlichsten, leidenschaftlichsten Natursprache vorzulegen. Ob es nicht dem Gegenstand angemessener wäre, diese Töne

einer ganz bestimmten Zeit, einer geschichtlichen Gewitterluft in den ruhigen Vortrag des Erzählers aufzulösen, der an die zwiespältigen Empfindungen seiner Hörer denkt. Doch das eine wie das andere Bedenken werf' ich hinter mich; und man erlasse mir, zu sagen, warum. Vielleicht, daß die Geschichte selbst es jedem Fühlenden sagt. Wo ist die Grenze, die Persönliches und Allgemeines ohne Uebergang trennt? Diese Briefe sind da, sie sprechen Vieles aus, an das der Schreiber nicht ausdrücklich dachte, sie führen uns von außen in sein Schicksal hinein, und ich lasse sie hier statt meiner reden, so weit sie den Gang der Dinge wie ihre Schatten begleiten.

---

„D . . ., 24. März 1866.

„Da ich eben in einer von den Stimmungen bin, in denen man eine Neigung hat, sich anzuklagen, so klag' ich mich an, lieber Freund, daß ich Dir seit meinem großen Glückstag noch keine Zeile geschrieben habe — über mich, über sie. Keine Zeile? — Nein; denn die Anzeige am Verlobungstag, die wie ein Blitzstrahl aus höchst heiterm Himmel auf Dich niederfuhr, die rechne ich mir nicht an. So wenig, wie man das eine Unterhaltung nennen kann, wenn ein Wanderer auf der Bergesschneide einen Juchzer ausstößt und ein guter Kamerad unten im Thal es hört. Kurz — um mich nicht länger zu entschuldigen, was ich hasse wie irgend etwas, womit man die Zeit vergeudet! — Ich bin recht sehr glücklich; glaube mir das. Ich war ein elender Mensch, ehe ich mich verlobte. Ausgelegt zu nichts; verdorben zu Allem. Es war offenbar eine von den Krisen, aus denen nur irgend eine herzensgute Sophie oder Amalie uns herausreißen können! — Die Meine nennt sich, wie Du weißt, Sophie. Ich sollte sie Dir beschreiben; aber Du weißt auch, ich habe kein plastisches Talent. Könnt' ich sie in Musik setzen, so ginge es besser. Ich nähme zunächst eine Moll-Tonart, das ist keine Frage; — oder wär' es nicht unbillig, einen Menschen, und noch dazu eine Geliebte, wie ein Potpourri aufzufassen, so würd' ich Dir Mozart's Veilchen als Introduction spielen, zum Adagio der Mondscheinsonate übergehen, von da in Chopin's elegische Mazurka, Op. 59, hineinspringen, und vielleicht mit Schumann's „Traumeswirren" schließen. Dies Letzte, um anzudeuten, daß mir in meiner Sophie noch Einiges dunkel ist, weil ich als Verliebter über sie träume; — und so fehlt ja nichts zu meinem Glück, denn die Poeten halten es für nothwendig, daß wir über unsere Geliebte nie ganz in's Klare kommen: sonst wär' es aus, und der Zauber gebrochen.

Wie wir hier nun leben, wirst Du fragen! — Suche den Menschenbehälter D . . ., von wo aus ich Dir schreibe, nicht auf Deinen Landkarten: Du findest ihn nicht. Ist ein Dorf, hat nicht einmal eine Kirche. Wenn Du Dich auf dem Platz vor unserm Hause, wo die Kirche stehen könnte, auf den Rasen stellst und Dich langsam auf einem Absatz herumdrehst, so siehst Du zuerst im Osten unsern hessischen Odenwald, den Melibocus als oberstes Haupt; dann im Norden das charakterlos ebene

Land, aus dem die lange, ferne Linie des Taunus sehr bescheiden in die Höhe steigt; nach Westen den breiten Rhein, undeutliche Rebenhügel, ganz hinten, wo die Welt aufhört, den Donnersberg; und nach Süden — nach Süden wieder den Rhein, wie er, gleich einem unerzogen träumerischen Backfischchen, hin und her schlenkert, als ging' es ewig so fort, als hätte er keine Eile, je an's Ziel zu kommen. Nun stehe wieder auf Deinem Absatz still, und Du siehst unser Dorf. Klein, eng beisammen, winterkahle Obstbäume zwischen den Häuschen; darunter, nicht groß, aber allerliebst, unser eigenes Haus, vor dem ein paar Nußbäume stehen. Wie es eigentlich gekommen ist, daß wir hier wohnen, weiß ich Dir nicht zu sagen. Die Tante meiner Sophie — eine liebe, gute, leider schwerhörige Frau — hat sich vor ein paar Jahren, wie es scheint aus Laune, hier angesiedelt. Sophie und ihr einziger Bruder (den ich noch nicht kenne) sind schon fast eben so lange elternlos; und so hat Sophie den Winter hier bei der Tante verlebt. Auf einem Besuch in der Residenz — ein paar Stunden von hier — ereilt sie das Schicksal, mich kennen zu lernen. Es findet sich ein Vorwand für mich, die Damen hier zu besuchen. Ich besuche sie — und wir verloben uns; und nun bin ich nach kurzer Trennung wieder da, hier draußen bei Liebesglück und Arbeit den Frühling zu erwarten.

Bei der Arbeit! — Das ist ein leichtfertiges Wort; ich kann es nicht Arbeiten nennen, was ich hier thue. Ich lese die Zeitungen, träume, laufe stundenlang herum — lieber Freund, ich bin so träge — so müde! — Versteh' mich nicht falsch; — ich war schon drauf und dran, das Wort wieder auszustreichen. Müde! — Es wird nichts Anderes als der Zustand sein, in dem sich die aufgelöste Seele eines glücklich Liebenden eine Weile befindet. Du solltest nur meine Sophie sehen — Du solltest sie sehen! Wie sie mit ihrem Lockenkopf zur Thür hereinglänzt, wenn ich mich versinne. Wie ihre schlanke Figur neckisch vor meinem Fenster auf- und abpatrouillirt, eine muntere Arie auf den Lippen, wenn ich sie in meiner Zerstreutheit warten lasse und die Abendsonne zum Spaziergang ruft. Und ich sage Dir, wie sie singt! — Du weißt, daß ich in diesem Punkt empfindlich bin. Was so viele Menschen zu verhehlen suchen, gestehe ich frei: ich kann's nicht fühlen, warum die frankfurter Ariadne, die auf dem Panther reitet, nicht so schön sein soll wie die schlummernde im Vatican; meine Augen sehen das nicht; — aber mein Ohr leidet unter dem leisesten Mißklang. Es wird mir so wohl, wenn ein schöner musikalischer Gedanke rein vor mir ertönt. Und das ist ihr gegeben! Sie singt, wie sie spielt: bald freue ich mich über ihren Verstand, bald treten mir die Thränen in die Augen über ihre empfindungsvolle Seele. Lache nicht, daß ich Dir diese Thränen verrathe! Es ist nicht mehr zeitgemäß, sich so rühren zu lassen. Dein Wort fällt mir wieder ein: wie Du mir einst sagtest, ich sei um ein Jahrhundert zu spät geboren worden! — Nun denn, so muß ich es tragen. Und muß mich im Stillen damit trösten, daß Der wol nicht eigentlich ein Kukuksei sein kann, einem andern Jahrhundert in's Nest gelegt, der die

Krankheiten dieses seines Jahrhunderts so ganz und gar wie seine eignen empfindet: dem jede politische Zuckung seines Vaterlandes so augenblicklich in den eigenen Nerven nachzuckt — der von der ästhetischen, behaglichen Ruhe vor hundert Jahren so nichts, nichts mehr verspürt — der die Zeitung nicht in die Hand nehmen kann, ohne — —

Doch davon wollte ich nicht reden; verzeih'! Einem glücklichen Bräutigam steht es übel an, sich so sehr in die kleinen Leiden des Menschengeschlechts zu vertiefen. Er hat seinen Lohn dahin! — Ich bitte Dich, gönne mir mein Glück und sage mir, daß Du mich beneidest. Das ist wol ein Widerspruch, wie ich eben merke, — aber ich bin zerstreut. Mein Gehirn ist zuweilen in einem seltsamen Schlaf. Wenn es sich eben abgemattet hat — — Doch Du bist kein Arzt, mein Lieber, ich consultire Dich nicht. Genug davon! Laß mich von Dir hören, schreibe mir bald und viel, sage mir, wie es in diesen sonderbaren Zeitläuften mit Dir steht, — und erkläre mir, daß Du mich beneidest!

(Postscript.) Wir kommen eben von einem Spaziergang zurück und der Brief ist noch da. Ich soll Dir sagen, trägt Sophie mir auf, wie wunderschön dieser Abendspaziergang war, und soll ihre Photographie für Dich einlegen. Sie kennt Dich durch mich, und die Freunde ihres Liebsten, läßt sie Dir sagen, seien auch ihre Freunde. Kenntest Du sie erst! — Ach, sie ist so gut; es müßte eine Wonne sein ohne Gleichen, ihrer würdig zu sein.

Wie Das nun wieder melancholisch klingt; — verzeih', der Spaziergang hat mich so sonderbar — wie soll ich sagen — hat mich so schwersinnig gemacht. Wir kamen bis an einen todten Arm des Rheins; breit, aber seicht, versumpft, in einem kümmerlichen Weidicht wie begraben. Das rothe Abendlicht schauerte drüber hin. Da standen wir so lange — und mir wurde so deutsch, ich will sagen: so miserabel zu Muth. Ich fing an, still für mich hin in trübsinnigen Vergleichungen zu witzeln. Deutschland hat so viele todte Arme — und wäre eigentlich so ein mächtiger, völkernährender Strom. Aber sie hemmen ihn von allen Seiten — und er selbst, er verbohrt sich in einen eigensinnig nichtsnutzigen Schlangenlauf — und da soll Einem noch wohl sein wie einem Fisch im Strom! — — Ich will schließen, Lieber; Sophie steht an der Thür und ruft; wir wollen vierhändig spielen. Unterdessen macht die Tante den Thee — und somit gute Nacht."

---

„D . . ., 31. März.

„Nein, lieber Freund, ich verüble Dir Deine Offenheit nicht; ich danke sie Dir. Wenn wir ganz genau zusehen, was haben wir Besseres, als Wahrheit gegen einander! — Du findest meinen Brief nicht sehr bräutigamsfroh. Du findest eine Schlaffheit, eine Abspannung darin, von der Du geglaubt, daß die Liebe mich curiren sollte. Mein Theurer, ich weiß nicht mehr, was ich geschrieben habe; aber wenn Du nun im Stillen denken solltest, daß meine Liebe mich nicht glücklich macht, so protestire ich laut. Ich sage Dir, die Hand auf's Herz, daß ich von einer

Frau, vom ehelichen Leben nichts begehre, was ich mir nicht von meiner Sophie verspreche. Wenn sie mir in der Frühe, in ihrer ganzen heitern Morgenfrische, entgegenkommt, wenn ich Abends von ihren strahlenden Augen, von ihren liebevollen Lippen Abschied nehme, so sag' ich mir immer: Segne Dein Geschick, Du hast mehr gefunden, als Du suchen konntest! Und wenn ich am behaglichen Theetisch Abends nach einem der Bände greife, die da immer herum liegen, und meinen Damen Goethe, Shakspeare oder Kleist tragire (so gut, wie ich es kann), und Sophie mir mit glühenden Wangen gegenüber sitzt und horcht, als säße sie vor dem leibhaftigen großen Schicksal da, das aus mir redet — so fühl' ich mich glücklicher, als sich sagen läßt. Aber mehr als Das! — Du hast mich bei unserm letzten Wiedersehen, so im Scherz, ein paar Male Saul genannt, dem man gegen seine dunklen Stimmungen einen David verschaffen müsse. Wir haben darüber gelacht. Jetzt, wenn ich — nach meiner alten Knabengewohnheit — nach Tagesuntergang im Dunkeln sitze und allerlei Nachtvögel sich in meinem nachdenklichen Gehirn zu schaffen machen, so setzt sie sich im Nebenzimmer still an's Clavier, spielt irgend etwas Schönes, Empfundenes, das sie auswendig weiß — ein Beethoven'sches Adagio, eine Chopin'sche Nocturne oder Barcarole — und es ist mir wie das süßeste Geplauder, das mich mir selber entreißt. Ich sage mir dann oft: es ist nicht Beethoven, nicht Chopin — es sind ihre Finger, ihr Anschlag, der wie an einem elektrischen Faden zu mir herüberläuft und an mein Innerstes anklopft, um mich aufzuwecken. Siehst Du, wenn ich Saul bin, so ist mein David gefunden! — Es trifft sich, daß wir Beide zu Chopin einen besondern Zug haben; sie spielt ihn mit besonders feinem Verständniß, und ich höre ihn mit einem feinen Ohr. Sie spielt ihn besser als ich. Es thut mir auch wohler, wenn ich ihr zuhöre, gegen irgend eine Lehne ausgestreckt, als wenn ich selber am Clavier sitze und nicht blos mein Inneres, sondern auch die Tasten meistern muß. Diese Chopin'sche Moll-Seele, die Alles, was sie anfaßt, so elegisch versilbert, die selbst jeden Tanzrhythmus in eine edle, graziös tändelnde Schwermuth einschleiert — die löst mich in mir auf! Es ist wie eine homöopathische Kur, über die der Eine lacht und die der Andere in ihrer ganzen räthselhaften Heilsamkeit an seinem Leibe empfindet.

Doch wie kam ich darauf, Dir das Alles zu sagen! — Weil ich Dir ausdrücken wollte, was Sophie mir ist. Weil Du begreifen sollst, wie viel Grund ich habe, glücklich zu sein. Sieh, wenn ich so dasitze und das Alles zusammenrechne: meine Jugend und Gesundheit, meine Kenntnisse (denn ich weiß, sie sind etwas werth), meinen Schatz an Menschen, die mir zugethan sind, mein Vermögen, das mich von jedem Zwang unabhängig macht, und nicht zuletzt meine Ideale, und zu allererst dieses ersehnte und doch unerwartete, ungekannte, bezaubernde Liebesglück: so fühl' ich, daß ich der ungerechteste, undankbarste aller Menschen wäre, wenn ich mich sträuben wollte, zufrieden zu sein. Dennoch — dennoch — ja, allerdings bin ich dennoch zuweilen bedrückt, verstimmt. Wie kann ich umhin, es zu sein? Steht's denn so mit uns Deutschen, daß

wir uns bei unserm persönlichen Glück beruhigen dürfen? Bist Du etwa stolz darauf, ein Deutscher zu heißen? — Ein Deutscher! — O ja, es wäre etwas, wenn unsere Väter nicht versäumt hätten, uns ein Haus zu bauen, darin sich leben läßt. Aber so — — Doch ich will vom Allgemeinsten nicht reden. Es ist einmal, wie es ist. Doch was so um uns her vorgeht, wer kann sich darüber freuen? Kaum haben sie Schleswig-Holstein seinem alten nordischen Unterdrücker entrissen, so machen sie sich selber einen Sklaven daraus. Die beiden „deutschen Großmächte", wie die blutigste Ironie sie genannt hat — nun kneten sie so lange an ihrer Siegesbeute herum, bis sie sich zu einem Zankapfel rundet, um den sie sich und uns zerfleischen werden. Wer kann sich dagegen verschließen, daß uns, nach alter deutscher Sitte, ein Bürgerkrieg droht? Ein Bürgerkrieg, weil es unseren Waffen endlich gelungen ist, unsere Grenzprovinzen frei zu machen? Diese erste nationale Freude, die uns wieder gegönnt ist, soll sie abermals nichts als ein Pandorageschenk sein? — Wenn ich so Tag für Tag die Zeitungen lese — heute, daß man in Berlin den Landtag nach Hause schickt, weil er die ungeheure Blut- und Geldsteuer nicht in's Blaue hinein einem abenteuernden, reichszerstörenden Kopf hinwerfen will — morgen, daß man in Schlesien die Festungen armirt — übermorgen, daß die Heere des Kaisers von Oesterreich sich in Böhmen zusammenziehen — einen Tag später vielleicht, daß Italien, Preußen, Oesterreich, das ganze vielköpfige Deutschland wie zum Tanz unter die Waffen treten — und das Alles warum? Ich beschwöre Dich, sage mir, warum? Sind wir etwa im Ernst noch nicht zerrissen genug, müssen wir uns noch erst vom Sichelwagen des Bürgerkriegs zerstückeln lassen? Da die Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges endlich vergehen, glauben wir die Zeit gekommen, für frischen Nachwuchs zu sorgen? — Wir? — Wer sind **wir**? — Ganz Deutschland empört sich gegen diesen herandrohenden Krieg; ganz Deutschland will den Frieden behalten, das Einzige, was es besitzt; nur da oben in den Wolken wünschen sie zu donnern. Wann hätte auch je der Deutsche selbst sein Schicksal gemacht? Er steht da unten auf seiner Scholle am Pflug, sie rufen ihn ab, wie zum Mittagsessen — in einem Hohlweg sieht er sich im bunten Rock vor die feindlichen Geschützmäuler hingestellt, er hört das Commandowort und geht gradaus darauf zu, und stürzt „für König und Vaterland" nieder in sein Blut. Das ist unsere Tapferkeit, das ist unsere Treue! Wie im Traum, kriegführenden Ameisen gleich, gehen wir in Noth und Tod. Und so, ganz so, soll es nun wieder sein? Und ich soll dasitzen wie Ihr Alle, die Hände im Schooße falten, wenn das Gewitter heranzieht, und mich in jedem schweren Athemzug fühlen als Das, was ich bin, als ein ohnmächtiges, stummduldendes, unaussprechliches Nichts? bis es den Blitzen gefällt, niederzufahren, und dem Hagelschlag meine Flur zu einer Wüste zu machen? Und die knirschenden Zähne soll ich zusammenbeißen — —

Ich sage Dir: das ist Tod! — So lange leb' ich nun doch schon, gute und böse Tage, und noch kenn' ich die Wonne nicht, den freien

Athemzug eines freien Menschen zu thun. Es liegt um uns her wie dicke Luft, es drückt uns dem Boden zu. Alles so zerklüftet — so abgesprengt — in unsern Liliputs kann nie ein breiter, mächtiger Windstrom entstehen, der reinigend über uns dahinführe. Unser ewiger Hader dampft vom Boden auf, ladet die Wolken mit elektrischer Kraft, nährt die Wetterschwüle, die unser Gehirn belastet. Ich weiß, was Du sagen willst: sie fühlen es nicht! — Nein, sie fühlen es nicht! Wie Der die Tageshelle nicht mehr vermißt, dessen Sehkraft sich an die ewige Dämmerung seines Kerkers gewöhnt hat. Und wenn so Einer — recht ein guter, geduldiger Deutscher — vor mich hin tritt und sagt: „Bester, was ficht Dich an? Gehen nicht Handel und Wandel, Heirathen und Kinderzeugen ihren gewiesenen Weg? Bist Du dazu auf die Welt gekommen, die Luft um Dich her zu schmecken, die Du nicht siehst, und nach jedem Windhauch auszuspähen, der mit der Wetterfahne auf Deinem Dach spielt? Wo ist diese schwere, schwüle deutsche Luft, die Dich so nervenschwach macht — ich lebe doch auch, und ich empfinde sie nicht?" — Nein, er empfindet sie nicht — der glückliche Mann! Und doch liegt sie über seinem, wie über meinem Haupt, und drückt ihm, ohne daß er es weiß und fühlt, die Federkraft der Gedanken, die Stärke des Willens zusammen! — Es ist nicht anders, als mit der gemeinen, körperlichen, elastischen Luft, die unsere Erde umgiebt. Wir sehen sie nicht, wir empfinden sie nicht einmal, und doch wirkt sie in Allem. Mit unsichtbarer, ungeheurer Kraft lastet sie über uns, und strebte ihr nicht die Luft in unserm Körperbau mit gleicher Schnellkraft entgegen, wir müßten wie zerschmettert zusammenstürzen. Sie treibt in dem Schlauch da das Wasser bis zum Himmel empor, sie schraubt diese luftentleerte Glocke wie mit Eisenschrauben an den Boden an, sie füllt sich mit unsichtbaren Gasen und wird urplötzlich Dein Tod. Warum liegt dieses zugebundene Bläschen so schlaff und zusammengesunken da? Nimm den Druck hinweg, der es ungesehen belastet, pumpe aus dem Raum, der es umgiebt, die Luft heraus, und sogleich schwillt es an, dehnt sich kräftig empor. Du mußt nicht lachen: ich brauche dieses Gleichniß für mich selbst! Ich brauch' es für Dich — für Euch Alle! Hätten wir nicht diesen doppelten, überladenen, unerschütterlichen Luftdruck um uns her, kein Volk der Erde sollte sich kräftiger rühren als wir. Nimm diese deutsche Atmosphäre von meinem Gehirn, meiner Brust hinweg, und ich will sie wieder dehnen und mich aus dem Trübsinn ermannen! Aber so — so, wie es ist! und wie es nun werden soll! wenn wir selber den Blitz und Donner des Kriegs noch aus den Wolken herabziehen und uns die Luft durch die Leichen unserer Brüder verpesten — — Mensch! wie soll das enden! —

Ich habe zuweilen Gedanken — — Aber still davon! — Es ist doch Alles umsonst; die Welt hat ihren Lauf. Die Räder rollen! — Und ich soll dabei still und zufrieden sein, in meinem Hüttenglück mich idyllisch absperren, die Augen schließen und träumen! Lieber Freund, könne das, wer es kann! Es giebt so vielerlei Menschen; aber ich will

sterben, eh' ich anders werde, als ich bin. Ich will — —/Doch genug davon; Du verstündest mich falsch, und was kann es mir helfen, wenn ich mir's sagen lassen muß, daß ich allein mich verstehe.

Die preußische Armee wird nun also in Kriegsbereitschaft gesetzt! — Es kann gar hübsche Verwickelungen geben: meine Sophie ist ein westfälisches Preußenkind (mich, weißt Du, hat irgend eine hessische Hebamme auf dem Gewissen) und ihr Bruder, wenn es wirklich zur Mobilmachung kommt, wird mit dem siebenten Armeecorps in's Feld rücken — gegen wen? Wer weiß das heute zu sagen? In Egypten war es nie so dunkel, wie es jetzt bei uns in Deutschland — und in meinen Gedanken ist. Dieser Bruder, den ich noch nicht kenne — er scheint ein rechter Preuße nach Gottes Herzen zu sein. In Sophien's Album fand ich seine Photographie; keine Aehnlichkeit zwischen ihm und ihr; — und doch liebt sie ihn sehr! Sein Gesicht aus dem Westfälischen ganz in's Preußische übersetzt, militärischer Schnitt, eine gewisse kalte Ueberlegenheit, mit Gutmüthigkeit gewürzt; und so ein unbeschreiblicher Zug um die Lippen, wie wenn er die Zukunft Preußens verbrieft und versiegelt in der Tasche hätte. Aber sie liebt ihn sehr! — Und somit bin ich gezwungen, ihn nun auch zu lieben. — — Doch was liegt daran. Die Weltgeschichte weiß nicht, daß wir Schwäger sind, und wenn es wieder einen schönen deutschen Bürgerkrieg giebt, so können wir noch Absonderliches erleben.

— Ich bitte Dich, behalte diesen Brief für Dich allein! Es giebt so viele Leute, die ihre weisen Brauen in die Höhe ziehen, wenn Einer in Wallungen geräth, die sie nicht kennen. O, diese unsichtbare deutsche Luft — wie viele Wallungen bester Art hat sie schon in deutschen Gehirnen erdrückt! Und wie viele wird sie noch erdrücken!

Gute Nacht! — Es ist nahe an Zwölf. Ich will schlafen gehen; — vielleicht giebt uns morgen die Sonne einen schönen ersten Apriltag, einen Frühlingstag."

---

„D . . ., 10. April.

„Ja, lieber Freund, ich bin immer noch hier! Ich wollte nach Frankfurt gehen (wo ja eben eine ganz neue Komödie beginnt, die preußische Komödie vom zukünftigen Parlament!); ich wollte unsere Fabrikangelegenheiten in Offenbach endlich in die Hand nehmen: aber ein gewisses Unwohlsein, das auf meine Kopfnerven drückt — und Sophien's Wunsch — und — kurz, ich bin einstweilen, für ein paar Wochen, noch hier. Meine Damen sagen, es wäre nicht gut gethan, wenn ich mich jetzt ihrer milden Obhut entzöge; gerade jetzt, wo ich gute Gesellschaft brauchte, um über allerlei schlechte Launen hinweg zu kommen. — Ja, es ist wahr, die schlechten Launen sind da. Du weißt aus meinem letzten Brief, wie ich über unsere politische Lage denke — — oder Du weißt es auch nicht: denn Alles hab' ich Dir wol schwerlich gesagt. Manches sagt sich nicht! sagt sich wenigstens nicht auf dem weißen, jedem Lichtschein, jedem Auge preisgegebenen Papier. Hätt' ich Dich jetzt neben mir — mir gegen-

über, dort in dem Lehnstuhl neben dem Büchertisch, hinter diesen geschlossenen Vorhängen, in der taubstummen Nacht, und wir Zwei allein, wie damals so oft vor zwei Jahren — so preßte ich mir vielleicht Alles aus der Seele heraus, was jetzt da drinnen unbeweglich still steht wie ein abgelaufenes Uhrwerk, was den ganzen Raum meiner Gedanken einnimmt — — Den ganzen! — O mein Gott — nein, das wäre zu viel! Wo bliebe der Raum für sie — für alle die Gefühle — alle die Gefühle, die ich ihr schuldig bin! Und doch ist mir, als wär' es so — und als müßt' es so sein. Ach, ich ertrag' es nicht länger, das Alles in ewigem Schweigen, ewig den stummen, finstern Blick in mein Inneres gerichtet, in dieser einsamen Brust herumzuwühlen! Ich denke nach und wüßte Niemand, dem ich das Alles so sagen könnte, wie Dir. Ich bin ein unglücklicher Mensch! Es verzehrt mich eine Flamme, von der so viel Menschen nichts ahnen. Wenn ich aufwache, rührt sich schon in meinem dumpfen Bewußtsein der Gedanke, wie dieses Elend unserer Zeit sich entladen, was die Zeitung heute bringen wird, was ich thun soll, um heiter und glücklich zu erscheinen! Wenn ich mich schlafen lege, sitzt mir ein schwarzer Gedanke wie der Schatten eines Dämons im Gehirn: was ich beginnen könnte, der allgemeinen Noth ein Ende zu machen! Sei es Feuer oder Dolch — sei es, was es sei! — Und sie, meine Braut — meine gute Sophie! Der ich so selbstvertrauend meine Hand hinhielt, als läge ihr mein, unser Glück darin! Der ich mich ihr so sehnsuchtsvoll an die Brust warf, in einem Verlangen ohne Grenzen und Namen, meinem dunklen Ich zu entfliehen, Balsam und Rettung in ihrer Liebe zu suchen! Es ist Alles umsonst! Es ist Alles umsonst!

Wie es mich quält, wenn ich daran denke. Ich war in einer Stimmung, der ich um jeden Preis entrinnen wollte, auf den Ball gegangen, — und da fand ich Sophie. Sah sie zum ersten Mal. Ihre wie zum Tanz geborene Gestalt, ihr liebenswürdiges braunes Auge, ihr silbernes Lachen: dieses Lachen, dacht' ich, wenn ich das in jeder schwarzen Stunde hören könnte, aus einem Starrkrampf müßte es mich aufwecken! Und dann war sie so freundlich zu mir, so gut, — als fühlte sie, daß sie mich erheitern müsse. Ich walzte mit ihr, und mitten im Tanz fiel mir ein — wie Einem dergleichen wie eine Sternschnuppe durch's Gehirn schießen kann — daß es für mich eine Rettung sein würde, mit diesem holden Geschöpf in meinen vier Wänden zu sitzen und über dem Gefühl, für sie da zu sein, das allgemeine Chaos zu vergessen. Und darüber drückte ich ihr plötzlich die Hand. Sie sah mich befremdet an; aber sie blieb still. Und wie wir dann wieder auseinanderkamen, weiß ich nicht mehr. Ich ging durch die Nacht nach Hause, in einer Art von Trunkenheit entschlossen, mich ihr an's Herz zu drängen, alles Starre, Steinerne, mich Beklemmende an ihrer weichen Seele zu zerschmelzen. Ich war — — Kurz, ich suchte sie hier auf; es machte mich so glücklich, daß ich sie liebenswerth fand — noch glücklicher, daß ich selbst ihr so erschien. Und wie dann Alles sich fügte, uns schnell zu einander hinzuziehen, uns aus Verliebten zu Verlobten zu machen! Nichts widerstrebte mir, alle ihre

Freunde, alle die Meinigen wünschten mir von Herzen Glück, das Schicksal selber schien's so gemacht zu haben. Nach kurzer Trennung konnt' ich sie wiedersehen — hier in der ländlichen Stille, durch nichts verwirrt oder gereizt, hofft' ich so ganz allmälig von all' meinen Leidenschaften zu genesen — und nun sitz' ich hier — und nun sitz' ich hier — —

Liebster Freund! verachte mich nicht, sage nicht, daß Du mich verdammst; — ich kann nicht glücklich sein, kann sie nicht glücklich machen! Es ist so, mit allem guten Willen halt' ich es nicht auf! Die Welle der Zeit wächst mir über den Kopf. Ich kann ihn nicht los werden, diesen übermächtigen Haß! Diesen Haß gegen die Friedensstörer, die Deutschland ihrem Ehrgeiz opfern wollen — gegen diesen ehernen Menschen da in Berlin, diesen — — Ich mag den Namen dieses Menschen nicht nennen. Ich bitte Dich, sage mir nicht, daß er Gutes will, oder daß Gutes daraus hervorgehen könnte! Wenn Du das denkst, so hät er Dich schon verwirrt, so bist Du Einer von Denen, die dieser Dämon unseres Schicksals, dieser Jago unseres vaterländischen Trauerspiels, schon in ihr geistiges Verderben gelockt hat. Da steht er, und weil warmes Blut in seinen Adern kreist, sollen wir Alle verderben! Ein Stoß in sein Leben hinein und es würde Frieden — das Trauerspiel würde nicht zu Ende gespielt! Fühlst Du das nicht wie ich? Zuckt es Dir nicht in den Fingern — wirklich nicht? Bin ich denn wirklich und wahrhaftig ein anderer Mensch als Ihr? — Es liegt so nahe, es folgt so aus sich selbst, es kann auf der weiten Welt, mein' ich, nichts natürlicher sein! Ein Mensch will Tausende, Millionen, vielleicht die ungebornen Nachkommen dieser Millionen in den Abgrund hinunterreißen; ich stehe dabei — ich sehe, was kommen wird! Wenn ich ein Steinblock bin, so stehe ich still; bin ich ein Mensch, so fall' ich ihm in den Arm, — und dieser Eine taumelt allein statt der Millionen hinab. Sage nicht, daß in seinem Arm das Fatum steckt — daß den Millionen nichts durch ihn geschehen kann, das sie nicht verdienen. Würde Das die Weisheit dieser Welt, so höben wir Alle keinen Finger mehr auf, so ließen wir, wie die alten egyptischen Königsbilder im Wüstensand, das Schicksal jedes Tages auf uns niederfließen. Wer thut das? Wer auf Erden ist so stumpf, so blöde in allen Sinnen, daß er sich nicht regte, sich selbst seinen Tag zu machen? Und da es sich um Deutschlands Zukunft handelt! Da ich mir sagen muß: es liegt eine große, angeborene, von der Noth der Zeit herangewälzte Pflicht auf Dir, auf Euch Allen! Warum bedenkt Ihr Euch — wollt Ihr denn ewig die Hamlets unter den Völkern sein? Soll Euer bischen Geist Euch zu Grunde richten, Euer Grübeln über „Sein und Nichtsein" Euer Nichtsein vollenden?

Nein — lasse mir meinen Haß! Ich will nicht mit mir unzufrieden sein, daß er mich ausfüllt, daß er mich irgend einem Schicksal entgegentreibt — es ist gut so! Soll unser Vaterland am Leben bleiben, so müssen auch Solche sein, die aus Liebe zu ihm hassen können — und wie's dann auch enden mag. Ich lasse es kommen — — Wäre nur nicht Sophie! — Das ist's, was mich foltert — Foltern ist nicht das

Wort. Es liegt mir dumpf im Gehirn, geht wie ein leiser Schritt hinter mir her, mischt sich mir so sonderbar in alle Vorstellungen. Ich grüble nach, was ich thun könnte für mein Vaterland — und fühle plötzlich in Gedanken Sophien's Arme an meinem Halse. Ich sitze in der Dämmerung neben ihr auf dem Sopha, höre ihr freundliches, halblautes Flüstern — und sehe im Auge meines Gehirns ein düsteres, herausforderndes Gesicht — das Gesicht dieses Dämons, dieses Ruhestörers — und in Gedanken stoß' ich mit irgend einer Waffe darauf zu. Es ist ein Zustand — — Was hilft es Dir, wenn ich ihn beschreibe. Zuweilen zieht sich mir das Herz so zusammen, ich halt' es nicht aus, Sophie im Zimmer zu sehen — dann fällt mir ein, ob ich nicht endlich einmal mein ganzes verfinstertes Herz, mit Allem, was es vorhat, in ihres ausschütten sollte — dann lächl' ich wieder still vor mich hin, wie ganz unmöglich das ist. Nein — unmöglich, unmöglich! Sie begriffe so wenig wie der blaue Himmel da oben, was ich will, was ich muß! Sie und ihr weiches Herz, ihr Mädchenherz! Sie würde mir ihre kleine Hand auf die Stirn legen, ob sie heiß ist, ob ich fiebere — oder mich fragen, was für ein häuslicher Vorgang mich so reizbar gemacht hat — oder auch entsetzt, fassungslos wie vor einem Dämon zurückfahren. Ach, was red' ich davon? Es ist Alles umsonst. Wenn sie mir so besorgt nach den Augen sieht, warum sie wieder ungesellig und fremd vor sich hin starren — wenn sie mich fragt, wie's denn nur möglich sei, daß die Zeitungen, die Politik mich so trübe stimmen — wenn sie wissen will, was mich so bleich, was mir die tiefen Ränder unter den Augen macht — und endlich den Kopf schüttelnd aufsteht und sanft auf ihren leisen Füßen über den Teppich geht, an's Clavier, meine böse Sauls-Stimmung durch einen ihrer guten Lieblingsgeister zu verbannen — und ich dann lächle, und doch Alles umsonst ist! Sie singt, sie spielt, bis mir endlich die Thränen fließen; aber hier in der Brust löst es sich nicht mehr! Hier im Gehirn liegt es wie eine tiefe Nacht; ein, zwei, drei Gedanken tauchen wie Augen auf, sehen mich an — die Gedanken von gestern, von vorgestern — von morgen — und so fort, bis es enden wird. Ich höre zu, ich denke mir, wie die Accorde sich aus zusammenstimmenden Schwingungen aufbauen, stelle mir vor, wie sie als Zahlenreihen, in der ganzen Nacktheit ihrer arithmetischen Nothwendigkeit, von den Tasten aufsteigen — und wie die langen Saiten vom Baß herunter kürzer und kürzer, die Schwingungen rascher und rascher werden, bis zum hellsten Discant — und das läuft nun so als Luftwelle zu mir herüber — und das sollte mich rühren und meine Gedanken bestimmen! — Nein — es thut's nicht mehr — es ist vorbei! Irgend eine Macht hat von mir Besitz genommen, ich kann nicht mehr sagen, wer ich bin. Mir ist zuweilen, als wär's Jemand, dem ich mich verschworen hätte, der meine Seele nun einfordert — — Doch, was red' ich darüber, es ist, wie es ist.

Ich habe schon gedacht, ob ich nicht meine Besitzthümer zu Gelde machen und mit Sophie nach Amerika auswandern sollte; — so wäre



ich fort. Ich weiß, sie ginge wol mit. Ach, wie sie mich liebt! — Doch dann fühl' ich wieder: es ist ein Knabengedanke. Ich aus meinem Vaterland entfliehen, weil es in Noth und vor dem Verderben ist! Weil die heiligste aller Pflichten — weil ich Etwas thun soll, dieses Verderben von so viel Millionen abzuwenden! — Ich werde dieses Etwas thun oder mich verzehren, und das Eine wie das Andere, was ist's denn auch, als das Schicksal eines einzelnen Menschen.

Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir Das schon schrieb? Anfangs Mai — in meiner Ungeduld hab' ich es durchgesetzt — soll unsere Hochzeit sein. Kann ich noch zur Ruhe kommen, so kann ich's nur, wenn sie mein ist, wenn ich mit ihr gehe, wohin ich will! — Es soll eine stille, stille Feier sein, ganz unter uns. Sie haben mir nachgegeben. Nur mein Bruder wird kommen und der ihre; dann also werd' ich ihn kennen lernen, — diesen kriegslustigen Mann. Denn er ist Einer der Wenigen in Deutschland, die diesen Krieg — diesen Krieg! — für gut, gerecht und nothwendig halten. Laß mich Dir nicht sagen, was ich dabei fühle!

Liebster Freund, — lies diesen Brief mit Bedacht, lies ihn mit Deinem Herzen — und dann verbrenn' ihn! Ich habe nicht den Muth, ihn zurückzuhalten; es ist eine Sehnsucht in mir, die ich nicht aussprechen kann, für die Geschichte meiner armen Seele einen Zeugen zu haben. Einen Menschen, der ahnt, wie es mit mir steht! der mich vielleicht begreift! der vielleicht — — Doch es ist besser, wenn ich hier verstumme. Lebe wohl, lebe wohl! Ich habe so hastig immerfort geschrieben, mein Kopf glüht sehr, es wird lange dauern, bis ich in meinem Bett zur Ruhe komme."

---

„D . . ., 19. April.

„Vor etwa acht oder neun Tagen hab' ich Dir einen Brief geschrieben, lieber Freund, den ich zuerst Deinem *Herzen* und dann Deinem *Ofen* empfahl; ich will hoffen, er ist in jedem Sinne richtig angekommen — noch warte ich auf die Antwort. Ich fing auch schon an, ungeduldig zu werden, als ich heute durch einen Brief von Freund W . . . erfuhr, daß Du in der Zwischenzeit eine kleine Reise gemacht hast. Es hat Dir also an Zeit zum Schreiben gefehlt; ich absolvire Dich. Du siehst, ich schiebe Dir keine Motive unter, die unserer Freundschaft nicht würdig wären. Bist Du über die Dinge, von denen mein Brief spricht, anderer Meinung als ich, so würde es mich schmerzen, aber ich möchte lieber die Wahrheit wissen, als nichts. Denkst Du aber wie ich — denkst Du, wie nach meinem innersten Gefühl jeder Deutsche von Ehre denken sollte — so hab' ich mein letztes Wort noch nicht gesagt, so ist noch etwas zu thun.

Lieber Freund, wie oft hab' ich mich in diesen Tagen mit Dir unterhalten! Es giebt einen Punkt, über den man eigentlich nicht *schreiben* kann, der sich nur von Mund zu Mund ganz natürlich und zwanglos erörtern läßt. Warum bist Du nicht hier! Ich habe Dich in Gedanken so oft gefragt, wie Du über **Brutus** denkst? Ich erinnere mich nicht, daß wir in unsern politisch-historischen Gesprächen uns je darüber

ausgelassen hätten. Seit einigen Tagen liegt Shakspeare's „Julius Cäsar" neben mir, ich lese bald hier, bald da, und fühle so recht, wie der große Shakspeare den großen Brutus verstanden, als Seinesgleichen erkannt hat. In meinen Augen ist dieser vielberufene „Tyrannmörder" einer der bewunderungswürdigsten Menschen, die je ihre innerste Natur durch eine entscheidende That bezeichnet haben. Um seinen Untergang, um das Elend, das nach ihm kam, kümmere ich mich nicht. Wer weiß denn, was morgen sein wird, wer kann den Erfolg seiner Thaten auch nur auf einen Tag hinaus bestimmen? Unser einziger Beruf auf Erden ist, Das zu thun, was wir für gut und nothwendig halten. Und so sah es auch Brutus an, und so that er das Seine! Und allezeit werden ihn edle Menschen in seiner Größe begreifen. Warum zaudern wir denn, es ihm nachzuthun? Jetzt, wo es noch Zeit ist, — wo zwischen Preußen und Oesterreich noch die Komödie spielt, wer zuerst gerüstet habe, wer zuerst abrüsten solle — wo die Kugel noch nicht im Rollen ist — warum stellen sich nicht die Gleichgesinnten zusammen, die Schmach und das Verderben dieses Bürgerkrieges durch ein Brutus-Bündniß abzuwehren? Warum thun wir nicht, was gut und nothwendig ist?

Ich bitte Dich, erwäge es mit Ruhe und festem Herzen, und sage mir: Du hast Recht! — Ich weiß, Du bist ein Norddeutscher, ich ein Süddeutscher, Ihr rühmt Euch nach, daß Ihr kälteres Blut habt; aber hier handelt es sich um nichts, als um eine angeborne Pflicht, die jeden Deutschen betrifft. Da oben in Berlin sitzt der Dämon, der die Atome unserer Nation so lange durcheinanderschütteln will, bis ihr letzter Zusammenhang zerrissen ist! der einen Schicksalstag über uns heraufbeschwört, den geduldig erleben zu wollen ich nicht der Mann bin! Ich rufe Dich an, ich beschwöre Dich: stelle Dich zu mir! Laß uns die Ersten sein, die sich zur Ausrottung dieses Uebels verbinden, die, wenn es Noth thut, Andere ihresgleichen heranziehen — die nicht eher ruhen, bis sie das Unheil, das uns droht, abgewandt haben! Hier — indem ich das schreibe — reiche ich Dir die Hand, mit einer ruhigen Entschlossenheit, wie sie zu solchem Unternehmen geziemt; und sage Dir, daß ich bereit bin, und fordere Dich auf, aus dem ziellosen, jugendlichen Freundschaftsbund, den wir einst geschlossen, ein unvergängliches Bündniß ernster Männer zu machen.

Schreibe mir nichts als Dein Ja! Und dann bestimme mir, wo ich Dich aufsuchen soll. Wenn Du noch Bedenken hast — so gieb mir Gelegenheit, an einem ruhigen Ort mit Dir darüber zu sprechen. Ich sage Dir, etwas muß geschehen! — Diesem Brief fühlst Du an, daß er nicht in wilder Wallung, sondern mit aller Fassung, deren ich fähig bin, geschrieben ist. Ich habe sie mühsam errungen! Aber nun bin ich ihrer auch gewiß, für alle Folgen gewiß. Schreibe mir ebenso. Nachdem Du Alles bedacht hast. Nur nicht so, daß Dein Kopf Dein Herz zu Schanden denkt! Ich weiß, Du bist nicht wie die Andern — Du hast nicht das gewöhnliche deutsche Fischblut in den Adern — mit dem sie so vergnügt umherschwimmen, bis der Hecht sie verschlingt.

Also ich harre nun auf Deine Antwort! — Mir geht es gut; so gut wenigstens, wie ich es bei diesem Stand der Dinge irgend erwarten kann. Nur machen mir meine schlaflosen Nächte oft einen wüsten Kopf. Sophie geht eben im Nebenzimmer auf und ab; sie wartet, bis ich zu Ende geschrieben habe, um mit ihr vierhändig zu spielen. Sie hat mich gefragt, an wen ich schreibe, und sie trägt mir auf, Dich zu grüßen. Ach — sie leidet so viel, da sie mich leiden sieht und weiß nicht warum! Und ich quäle mich in mir ab und kann's, kann's doch nicht ändern! — — Lebewohl. Schreibe bald."

---

Ich brauche kaum zu sagen, welche Antwort auf diesen Brief erfolgte: sie konnte für keinen Andern, als für den durch seine Leidenschaft verstörten, unglückselig zerrütteten Theodor überraschend sein. Da sie ihm offen aussprach, wie sehr sein unwürdig-unmenschliches Vorhaben zu verdammen sei, ihn beschwor, sich in diesen Abgrund nicht hineinreißen zu lassen, und endlich die feste Ueberzeugung kundgab, daß der herandrohende Krieg, wie und durch wen er auch entzündet sein möge, eine naturnothwendige und heilsame Katastrophe herbeiführen werde — so verstummte der im Innersten gekränkte Theodor sofort und brach einen Briefwechsel ab, der für ihn keinen Werth mehr haben konnte. Er hatte sich inzwischen mehr und mehr mit dem Gedanken erfüllt, der Brutus Deutschlands zu werden. Alles Große und Edle in seiner Seele war, wie durch einen geheimnißvollen Krankheitsproceß, in eine innere Entzündung hineingezogen, in der es sich im Dienst eines düsteren, vernunftlosen Wahns verzehrte. Seine tiefe Leidenschaft für Deutschlands Zukunft und Erhebung, die er von seinem Vater — einem der Freiheitskämpfer von 1813 — ererbt hatte, sein reizbares vaterländisches Ehrgefühl, sein großer Begriff von den Pflichten eines Bürgers hatten gemeinsam eine Aufregung in ihm erzeugt, deren Fiebergluth — durch die allgemeine Erhitzung der Gemüther genährt — ihm als die allein richtige Seelenstimmung erschien. In der Qual, darüber das Glück eines andern Wesens zu zerstören, das er mit so leidenschaftlichem Ungestüm an sich gefesselt hatte, mattete er sich ab, schleppte sich zwischen Entschlüssen und Verzichtleistungen hin und her, während der eherne Schritt der Ereignisse, die näher und näher kamen, ihn immer wieder aufschreckte und gleichsam unter die Waffen rief; und so trieb er endlich der Entscheidung seines Schicksals entgegen, über die ich hier nach den Mittheilungen aller Betheiligten, was ich weiß, berichte.

Ahnungslos, was für ein Ausgang seinen dunklen Träumen bevorstand, hatte er sich, wie es scheint, in blutige Pläne verschiedener Art hineingelebt, rastlos von einem zum andern überspringend, je nachdem ihm dieser oder jener ausführbarer erschien. Wie er es tief empfunden hatte, daß sein erhabenster Dichter, Shakspeare, den Brutus so edel und liebenswürdig dargestellt, so gefiel es ihm sehr, daß ein anderer seiner Lieblingsdichter, Heinrich von Kleist, sich auch einmal leidenschaftlich dem Gedanken hingegeben hatte, den Cäsar seiner Zeit, Napoleon, durch eine

blutige That aus der Welt zu schaffen. Er las wiederholt „Kleist's Hermannsschlacht", trug sie den Damen mit einer Gewalt des Ausdrucks und einer dämonischen Freudigkeit vor, die die unglückliche Sophie erschreckte und für die nächste Nacht schlaflos machte, und hatte in den folgenden Tagen auf Schritt und Tritt den „Chor der Barden" aus diesem Stück auf den Lippen, der ihm offenbar wie für sein eigenstes Gefühl geschrieben schien. Die wunderbaren Verse, die diese Barden, während Hermann der Cherusker sich an eine Eiche lehnt, kurz vor der letzten Schlacht-Entscheidung singen, folgten ihm überall:

„Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das Du Dir kühn erhöht;
Die Regung wird Dich nicht beschleichen,
Die Dein getreues Volk verräth;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß Dein Antlitz spein!" —

Es war ein alter Trieb in Theodor, seine gelegentlichen lyrischen Stimmungen in Musik zu setzen; ein unverkennbares, wenn auch nur halb entwickeltes Talent für Composition anmuthiger Lieder hatte ihm und Andern schon manche Freude gemacht. Seit seinem Verhältniß zu Sophie war dieser Trieb stärker als je erwacht, hatte eine Reihe kleiner Liebesarien hervorgerufen, die des Mädchens größte Freude waren, doch dann in seiner unaufhaltsamen Verdüsterung ein rasches Ende gefunden. Sophie, durch so viele Zeichen seiner Schwermuth gequält, daran herumräthselnd, ohne das Wahre treffen zu können, da er ihr nur das Allgemeine seiner patriotischen Bekümmernisse gestand, aber das Besonderste, Furchtbarste, Unsagbare verschwieg — endlich wol seinen Versicherungen Glauben schenkend, daß es eine erbliche, zuweilen heftig auftretende Nervenverstimmung sei, die er dann durch den bloßen Willen nicht bezwingen könne — Sophie machte in diesen Tagen den Versuch, durch zärtliche Bitten nun eine neue Composition ihn seiner unmelodischen Verstimmung zu entreißen. Er antwortete weder Ja noch Nein, lächelte sie aber nachdenklich an und schien in sich zu gehen. Am folgenden Tage kam er wirklich mit einem beschriebenen Notenblatt, als sie eben am Claviere saß, küßte sie, reichte es ihr hin, und bat sie, diesen neuesten Versuch, so gut es gehen wolle, gleich vom Blatte zu singen. Sie blickte ihn dankbar an und ging auch sofort an's Werk; aber es gab ihr ein sonderbares Gefühl, nicht etwas Herzliches, Zärtliches, sondern die beiden Strophen jenes Bardengesangs zu finden. Sie spielte die einfache Begleitung und sang; und mit jeder Note fühlte sie mehr, zu ihrer wachsenden Beklemmung, daß sich Theodor's ganze verwilderte Seele in den schauerlich düster monotonen Gang dieser Composition ergossen hatte. Sie kam bis nahe an's Ende, dann versagte ihr auf einmal die Kraft. Ihre Finger hörten auf zu spielen, und indem die Stimme ihr erstarb, brach sie in unaufhaltsames, so lange zurückgedrängtes Weinen aus. Theodor stand hinter ihr, in Gefühlen, die man ihm nachempfindet. Er schüttelte leise

ihren Stuhl, wie um sie aus ihren Thränen aufzuwecken; dann aber warf er sich aufgelöst neben sie hin. „Sophie!“ rief er sie an, und sein ganzes Schicksal stand ihm plötzlich in den tiefliegenden Augen. „Sophie, vergieb mir! Ich bin ein unglücklicher Mensch!“ — Sie stand auf, sah ihn an, wollte ihn fragen, warum er unglücklich sei; aber durch ihre Thränen sah sie den ganzen hoffnungslosen Ausdruck seines Gesichts, was sie so sehr übermannte, daß sie sich erschüttert von ihm abwandte und das Zimmer verließ.

Er hörte sie nebenan eine Weile schluchzen und blieb ruhig liegen Endlich erhob er sich auch, im jammervollsten Zustand des Gemüths, nahm seinen Hut und ging in's Freie hinaus. Er suchte sich durch rasches Ausschreiten wieder zur Fassung, zur Besinnung zu bringen, kam an jenen todten Arm des Rheins, von dem er im ersten seiner Briefe erzählt, und hier setzte er sich und führte seine Seele bis zu dem Entschluß, Sophie zu retten, sie von ihm zu befreien, so lang' es noch nicht zu spät sei. Es ging ihm auch der verzweifelte Gedanke durch den Kopf, allen diesen Qualen durch seinen Tod ein rasches Ende zu machen; aber er verwarf ihn als einen Knaben-Einfall, als eine unwürdige Unmöglichkeit. Nach Hause gekommen, schloß er sich in seinem Zimmer ein; hier schrieb er auf ein abgerissenes Blatt folgende Zeilen, die ihm endlich vom Herzen losreißen sollten, was er darin so lange vor Sophien verborgen hatte.

---

„Sophie! Liebe, liebe Sophie! Ich werde von Dir gehen, und Du wirst mich einen Treulosen nennen und mich nicht begreifen. Könntest Du fühlen, was für ein Seelenschmerz dieser Gedanke mir ist! Ich werde gehen und Du wirst mich nicht begreifen. Und ich muß, muß gehen! Nachdem ich Dich aus Deinem Mädchenschlummer aufgeweckt, den Schleier von Deinem lieben Herzen weggerissen, der Dir die Welt und ihre Leiden verbarg, muß ich Dir das Schlimmste zu Leide thun — das Unaussprechliche! — — Sophie, ich bin es Dir schuldig! Dieses Blatt soll Dir nur sagen, daß ich gehe, daß das Schicksal meinen Weg von dem Deinen trennt. Gott, diese Nacht, Dein Herz sind mein Zeuge, daß ich alles Glück meines Lebens gern dahingäbe, wenn ich Dir das Deine retten könnte. Es soll nicht sein, wir sollen Alles verlieren!

Sophie! Vielleicht wirst Du eines Tages vor meinem Andenken schaudern, aber mich bewundern; — das ist Alles, was ich hoffen kann! Wärst Du eine Römerin — — Aber es ist, wie es ist; Dein liebes Taubenherz, Deine weiche Seele — — Ich fühle, daß ein ehernes Verhängniß uns trennt. Laß mich verschweigen, was sich nicht sagen läßt!

Ich ahnte nicht, Sophie, daß dies das Ende sein sollte! Aber die Räder rollen unter uns fort, wir wissen es nicht. Mich ruft eine furchtbare, unabwendbare Pflicht — glaube mir's, laß mich schweigen und gehen! Könnt' ich Dir's sagen, und zu Deinen Füßen weinen — — Aber es muß so sein! — Ich kann nicht weiter; Sophie, vergieb mir, vergieb mir.“

Auf ein anderes Blatt, das offenbar nicht für seine Braut bestimmt war, das ihm, wie es scheint, nur die Last der stummen Einsamkeit erleichtern sollte, schrieb er Folgendes, in derselben Nacht:

„Nein, es wäre unmöglich! Wenn ich es erreichen könnte, Sophie, Dich schon in diesen allernächsten Tagen zu meinem Weibe zu machen — und dann ginge, Das zu thun, was mir obliegt — und käme glücklich davon, käme zurück, in aller Stille mit Dir zu fliehen, über's Meer, in irgend einen namenlosen Winkel der Erde — — Ich habe wol daran gedacht! davon geträumt! — Aber nur im Traum schien es mir möglich, ward mir Alles hell. Du kannst mich nicht mehr lieben, wenn ich Das vollbracht habe! Du nicht! Und ich werd' es nicht überleben, werde meinem Opfer als Opfer fallen; mir ahnt es, ich weiß es.

Ja, ich höre Deinen Tritt, Verhängniß! Deinen langsamen, feierlichen, todbringenden Tritt. Es wird geschehen, es wird mein Ende sein — so oder so! Kann ich für Deutschland sterben, so hab' ich länger als ein Jahrhundert gelebt; und es war Alles gut, und ich will mich nicht über mein Schicksal beklagen.

Ungekannter, stummer, großer Geist! Dein Wille geschehe!"

---

Es war Theodor's Entschluß, im Verlauf des nächsten Tages in einer der Welt nicht sogleich auffallenden Art das Haus zu verlassen, von Sophie zu fliehen, nachdem er jenes erste Blatt in seinem Zimmer für sie zurückgelassen hätte. Doch ehe er noch die Abreise in's Werk setzte, kamen zwei Nachrichten, die ihn irre machten: die eine mit der Zeitung, daß wieder Hoffnung auf Frieden sei, daß Frankreich die Frage einer europäischen Conferenz zur Lösung der schwebenden Zwistigkeiten angeregt habe, und nicht ohne Aussicht auf Erfolg; die andere in einem Briefe seines Bruders, daß sein versprochener Besuch in Offenbach im Interesse der Erbschafts-Angelegenheiten dringend gewünscht werde. Er mußte sich sagen, daß somit für sein blutiges Vorhaben der Augenblick, der es ihm zur Nothwendigkeit machte, noch nicht gekommen sei; und zugleich erschien es ihm als Pflicht, in dieser Zwischenzeit seine irdischen Angelegenheiten in's Reine zu bringen. Er zeigte Sophien gegen Mittag seines Bruders Brief, bat sie wegen der gestrigen Scene um Nachsicht, um Mitleid, da sein Benehmen sowol wie die unglückliche Composition die Folge einer körperlichen Verstörung gewesen seien, die ihn plötzlich wirr und melancholisch gemacht, aber inzwischen schon wieder verlassen habe. Er erschien ihr in gefaßter Stimmung, und beruhigte ihr Herz, das nur zu gern glaubte, was es als zu seinem Glück nothwendig fühlte. So trat er noch an demselben Tag — nachdem er jene beiden Blätter weggeschlossen — die kleine Reise nach Frankfurt und Offenbach an, von der er nach kurzer Trennung sichtbar verwandelt zurückkehrte. Die Entfernung von Sophie, die er in all' seiner Verdüsterung doch von Herzen liebte, das Wiedersehen mit seinem Bruder, einem schlichten, treuherzigen, ihm sehr anhänglichen Menschen, hatten ein Heimwehgefühl nach dem ehemaligen Seelenfrieden in ihm aufgeregt, das nun bei der

Rückkehr in einen Zustand hingebender, überfließender Weichheit überging, wie er zwischen großen Erschütterungen des Gemüths sich als ein Heilversuch der Natur einzustellen pflegt. Er war so zärtlich und liebenswürdig wie je, von einer sanft verschleierten Heiterkeit, die die glückliche Sophie doppelt bezauberte. Es schien ihr auf einmal Alles überwunden, was ihn so räthselhaft krank gemacht hatte. Ein Ausflug zu Wagen, plötzlich beim Mittagsessen vorgeschlagen, ward in der nächsten halben Stunde ausgeführt und erhöhte die fröhliche Stimmung, in der sich das Paar und die zu allem Guten aufgelegte Tante befanden. Man kam endlich in der Dämmerung zurück, Sophie sang, Theodor hielt ihre Hand in der seinen und ließ sie nicht los, und der schöne Mai-Abend — denn es waren mittlerweile die Tage dieses Wonnemonats gekommen — leuchtete nach der Rückkehr noch in die Zimmer herein und schien sie auch hier festlich zu begrüßen.

Sie hatten unterwegs ausgemacht, daß die Hochzeit (die ihm, bei dem friedlicheren Stand der Dinge, nun doch wieder möglich und nothwendig schien) am neunten Mai stattfinden solle, und Theodor ging mit seiner Braut auf ihr Zimmer, das Gespräch über diese nächste Zukunft noch fortzusetzen. Auf ihrem Tisch lag die neueste Zeitung, die inzwischen gekommen war; er nahm sie zerstreut in die Hand. Unter den telegraphischen Nachrichten fiel ihm eine in gesperrter Schrift auf: die Meldung aus Berlin, daß Preußen die förmliche Mobilmachungs-Ordre für sechs seiner Armeecorps erlassen habe; die übrigen drei wurden in Kriegsbereitschaft gesetzt. Er erblaßte und stieß einen unwillkürlichen Laut der Ueberraschung aus. Sophie sah ihn an. „Da lies!“ sagte er und hielt ihr das Blatt hin. Sie erschrak über sein Gesicht, versuchte dann auch zu lesen, was ihn so plötzlich ergriffen hatte. Indem er seine Verstörung — da er nun auf einmal den Krieg als beschlossen vor Augen sah — noch zu verbergen suchte, setzte er mit scheinbarer Gelassenheit hinzu: „Das westfälische Armeecorps ist noch nicht dabei, Dein Bruder Karl braucht einstweilen noch nicht zu marschiren!“ — Diese Worte wirkten auf das Mädchen mit sonderbarer Gewalt. Sie stellte sich nun sinnlich leibhaft vor, was die Nachricht bedeute, glaubte Theodor's innerste Gefühle mit Einem Gedanken zu fassen, und warf zugleich einen unwillkürlichen Blick nach ihrem Schreibtisch hinüber. Es lag dort ein Blatt, ein angefangener Brief. Theodor, ihren Augen folgend, sah auf das Papier. Darüber erröthete sie, und als fürchte sie seine scharfen, weitsichtigen Augen, trat sie rasch an den Tisch, legte ihre Hand auf das Blatt und schien es in eine Mappe werfen zu wollen. „Was ist das?“ fragte er, plötzlich aufgeregt. „Nichts!“ antwortete sie. Er bemerkte ihre Verwirrung, und argwöhnisch, wie ihn diese ganze düstere Leidenszeit gemacht hatte, trat er nun auch herzu und sah ihr mit seinem unheimlichen Blick fest in's Gesicht. „Du hast Geheimnisse vor mir?“ murmelte er. Es überlief sie, ihn das mit so ganz verwandelter Stimme sagen zu hören. Das Entsetzen vor ihm, das sie zurückgedrängt hatte, fiel sie wieder an. Er wiederholte seine Worte, und sie, indem sie nur

verneinend den Kopf schüttelte, unfähig, sich ihm zu widersetzen, ließ den Brief los und that einen Schritt zurück. Er stand und zauderte, ob er lesen sollte. Aber seine Augen fielen wie von selbst auf das Blatt und sahen, ohne daß er sich bückte, was da geschrieben stand. Es war ein Brief an Sophien's Bruder, den sie an diesem Morgen, vor Theodor's Rückkehr, in ihrer Herzensnoth begonnen hatte. „Lieber Bruder!“ stand obenan, „ich kann nicht länger vor Dir verbergen, wie mir's um's Herz ist; ach, ich habe schon so lange, schwere Tage gehabt! Komm zu Deiner Schwester, wenn Du kannst, Alles von ihr zu hören, sie ein wenig in ihren Bedrängnissen zu trösten. Es ist etwas Räthselhaftes, irgend ein böser Dämon in Theodor's Brust, der mich so unglücklich macht —“

Theodor las bis hierher, der Brief war noch nicht weiter geschrieben. Er sah noch einmal auf das Wort „Dämon“ hin, dann in Sophien's Augen, und von einer plötzlichen Erschütterung gefaßt wollte er gehen. „Theodor!“ rief sie ihn nun endlich an. „Ich hab' es geschrieben — ja, ich hab' es geschrieben! Und bei Allem, was es giebt, beschwör' ich Dich, sage mir, was Dir ist — was Dir war — was das Alles bedeutet!“ — Doch dieser Umschlag all' seiner Empfindungen hatte ihn so jäh gepackt, er war ganz ohne Fassung, und wieder im Innersten verwildert griff er nach der Zeitung, in der jene verhängnißvolle Nachricht stand, und stieß den Brief mit einer Bewegung über den Tisch hinüber Es ergrimmte ihn, daß sie diesem ihrem Bruder, der ihm heimlich in der Seele zuwider war, von ihren Leiden, von seinem „bösen Dämon“ geschrieben hatte. Der Haß fuhr ihm wie ein Degenstich durch die Brust. „Nichts! nichts!“ antwortete er endlich, da Sophie ihre Fragen, ihre Beschwörungen wiederholte. „Das Alles hat nichts zu bedeuten — was sollte es auch zu bedeuten haben?“ — Und damit ging er, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, zur Thür hinaus. Sophie, in der tiefen Angst vor ihm, blieb stehen, wo sie stand. Draußen auf dem Gang steckte Theodor das Blatt mit der telegraphischen Nachricht in die Tasche, sagte zur Magd, die eben vorüberging, mit einem plötzlichen Einfall: er müsse noch diesen Abend nach der Residenz, werde bald zurückkommen, — und ging dann, in den Kleidern, die er eben trug, in die hereinbrechende Dunkelheit hinaus.

Er schritt ohne Aufenthalt fort, kam in der Nacht nach Darmstadt, suchte in einem abgelegenen Vorstadt-Wirthshaus Quartier und blieb bis zum Morgen dort. Doch in der Frühe machte er sich wieder auf, von seinen ruhelosen Leidenschaften getrieben, und wanderte dem Odenwalde zu, in die Bergforste hinein. Hier, wo er als Knabe viel umhergestreift war und sich eine Welt nach seinem Sinn zusammengeträumt hatte, stieg er nun bis zur Ermattung auf und ab, alle seine Jugendphantasien in ihre Nichtigkeit auflösend und nur in dem Einen Gedanken fest, das unvermeidlich Gewordene zu thun. Er stieg am zweiten Tag den Melibocus hinauf, und unterwegs faßte er den Entschluß, seine letzten Angelegenheiten in Darmstadt in aller Stille zu ordnen und dann unverzüglich den Krieg, der ganz Deutschland entflammen wollte, als

Funken zu ersticken. So kam er am Abend in die Vorberge zurück, zu spät, um noch die Bahn, die nach Darmstadt führt, zu erreichen; gelangte aber zu einem Forsthaus, das mitten zwischen langgedehnten Wäldern auf einer Waldblöße stand und, da es an der Heerstraße lag, mit einer Wirthschaft verbunden war. Er erinnerte sich, daß er hier als Knabe oft nach heißen Wanderungen Rast gemacht und sich des alten Försters Gönnerschaft gewonnen hatte. Der Abend war so mild, wie erste Maiabende selbst in dieser milden Gegend selten zu sein pflegen; der würzige Waldgeruch, die einsame Abgeschlossenheit der Scenerie, der kleine lustige Holzpavillon am Waldrande, den der Wirth für seine Gäste hatte aufschlagen lassen, wirkten auf Theodor's Empfindungen. Er beschloß, hier über Nacht zu bleiben, bestellte Wein, ging in den leeren Pavillon und setzte sich, um in der Abendluft von den Anstrengungen dieser Tage auszuruhen.

Der Förster kam, ein paar Revolver von neuester Construction in der Tasche, die er im Wald probirt hatte; setzte sich zu Theodor und erkannte ihn wieder, nachdem er durch ein paar vertrauliche Worte aus dessen Munde aufmerksam gemacht worden war. Alsbald ließ er auch für sich eine Flasche bringen, und während er die Revolver von Neuem lud, erinnerte er seinen jungen Freund an Dies und Das, was sie gemeinsam erlebt hatten. Theodor sah die Waffen an, und mit den Gedanken sogleich wieder bei seinem Vorhaben, fragte er, ob sie zu kaufen seien. Der Alte erwiederte, ja, das wären sie wol. Es sei eine treffliche Einrichtung, und ein sicherer Schuß; aber er wisse doch eigentlich selber nicht, was er mit diesen kurzen Waffen machen, wozu er sie brauchen solle. Theodor untersuchte seine Brieftasche und fand, daß er mit Geld hinlänglich versehen sei. Darauf nahm er die Revolver in die Hand, begriff den Mechanismus sofort — er war, als guter Schütze, ohnehin Liebhaber der neuen Verbesserungen — und ließ sich nun ernstlicher in den Handel ein. Sie waren bald einig geworden. Theodor legte die Waffen neben sich auf den Tisch, dachte, daß er die ersten Morgenstunden noch dazu nützen könne, sich hier draußen im Walde damit einzuschießen. Der Alte plauderte, Theodor hörte ihm zu, um sich von seinen eigenen schwermüthigen Vorstellungen abzulenken, und so sank die Nacht über sie herein.

Ein zweiter Gast erschien im Pavillon und unterbrach sie in diesem harmlosen Gespräch. Eine männliche, gedrungene Gestalt in Reisekleidern, mit einem stark bärtigen, verständig kalten Gesicht, das den bleichen Theodor kritisch betrachtete und sich dann mit kurzen Worten an den Förster wandte. Er wünsche hier zu übernachten, habe sich unterwegs, bei den schlechten Wegen hierzulande, verspätet, komme vom Spessart her und sollte eigentlich schon in Darmstadt und darüber hinaus sein. Er bestellte darauf Dies und Das, Alles in höflichem, aber kaltem, bestimmtem Ton; legte eine Tasche ab und ging dann, als sei er allein, langsam im Pavillon auf und ab. Die Art dieses Menschen mißfiel Theodor sehr. Der alte Förster ging, kam dann wieder zurück. Eine Zeitung sah ihm aus der Tasche vor, er zog sie heraus und fragte, ob die Herren schon

wüßten, was sich in der Welt Neues begeben habe. Die ganze österreichische Armee — so las er vor — werde nun auch auf den Kriegsfuß gesetzt, die Nordarmee in Böhmen concentrirt. In Bayern habe man die unterbrochenen Rüstungen, die Pferde-Ankäufe wieder aufgenommen. Nun werd' es wol auch in Hessen nicht lange mehr ruhig bleiben.

Theodor suchte seine Aufregung hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen, während der Andre stehen blieb und geringschätzig lächelte. „Bayern und Hessen!" sagte er; „was für eine „Reichsexecutionsarmee" dabei herauskommen wird! Diese kleinen Großstaaten sind unverbesserlich, sie werden sich wieder einmal die Finger verbrennen. Uebrigens ist das die Zeitung von gestern! Ich habe hier eine neuere — indem er auf seine Brusttasche wies — in der auch wieder sehr Erbauliches zu lesen ist. Es wird ihnen doch Alles nichts helfen! Preußen wird vollends mobil machen, und dann werden wir ja sehen, wo die Kugeln am besten fliegen."

Theodor fühlte sich durch diese Aeußerungen seltsam herausgefordert; doch so sehr ihn die Anmaßung des Fremden beleidigte, drängte er doch Alles, was er zu sagen Lust hatte, in sich zurück. Der Förster entgegnete einige hingebrummte Worte im Dialect, die der Andre nicht sogleich verstand. „Was wollten Sie sagen?" fragte dieser kalt.

„Daß Sie offenbar ein Preuße sind, und daß Sie wol noch nie hessische Soldaten gesehen haben! Und überhaupt: viele Hunde, wissen Sie wol, sind des Hasen Tod."

„O ja — wenn es ein Hase ist!" antwortete der Preuße. „Es wird Euch Alles nichts helfen, Ihr mögt Euch groß machen, wie Ihr wollt. Mit all' Eurem Militär, in Hessen, Franken und Schwaben! Ihr habt ja weder Anführer noch Soldaten. Ein preußisches Armeecorps wird die ganze Phantasie über den Haufen werfen."

Der Alte schien etwas erwiedern zu wollen, schüttelte aber mißvergnügt den Kopf und ging langsam davon, in das Haus zurück. Theodor hatte sich mittlerweile erhoben, und durch das ganze Gebahren dieses Fremden gereizt entgegnete er nun mit seiner leidenschaftlichen, tiefen Stimme, doch so ruhig, als ihm möglich war: „Was reden Sie von den preußischen Armeecorps, mein Herr? In Ihrem eigenen Lande denkt nicht die Hälfte, nicht ein Viertel, wie Sie. Ehe man Ihnen das Vergnügen machen wird, gegen Ihre Landsleute zu marschiren, werden Sie mit dem Bürgerkrieg im eignen Hause zu thun haben."

„Sie sprechen, wie Sie's verstehen!" sagte der Andere mit kühler Gelassenheit. „Sowie in Preußen die Trommel gegen den Feind gerührt wird, giebt's keinen Hauskrieg mehr — giebt's nur noch den Feind. In Ihren kleinen Fürstenthümern mag das anders sein; in dem Großstaat Preußen kennt man diese Kinderkrankheiten nicht."

„Großstaat!" warf ihm Theodor zurück. „Nehmen Sie sich in Acht, daß nicht bei diesem frevelhaften Spiel die Atome Ihres Großstaats auseinanderfliegen!"

„Ich weiß nicht, was Sie unter diesem „frevelhaften Spiel" ver-

stehen, mein Herr; aber ich glaube zu wissen, daß unsere Atome gut zusammenhalten. Ehe ein Vierteljahr in's Land geht, werden Sie wahrscheinlich eben so denken, wie ich."

„Nie werde ich das, niemals!" rief Theodor aus. Der Andere lächelte, was Theodor bemerkte und worüber er in wachsende Entrüstung gerieth. „Sie scheinen nicht zu empfinden, mein Herr", fügte er hinzu, „was sich ein Deutscher bei diesem heranziehenden Bürgerkrieg denken kann! Sie, Sie nicht! Sie gehen darauf los, wie der Stier auf ein rothes Tuch — wie die Meute zur Jagd. Es giebt auch andere Empfindungen, mein Herr! Und es steht Ihnen nicht gut, zu lächeln, wenn Sie einen Andern etwas weniger lustig davon reden hören!"

Der Fremde, durch die noch verhaltene Leidenschaft dieses Ausbruchs betroffen, warf auf Theodor einen langen, kritischen Blick und stand vor ihm still. „Sie sind ein Gemüthspolitiker", sagte er dann mit einem halben Lächeln, das nicht beleidigend sein sollte, aber gleichwol Theodor's Gesicht tiefer verfinsterte. „Was hilft Ihnen das; die Geschichte geht ja doch darüber hinweg. Der Krieg ist nothwendig, also wird er kommen. Gott wird dann entscheiden — weder Sie, noch ich! Sie werden es nicht verhindern, mein werther Herr, daß dieser „Bürgerkrieg", der Ihnen so schrecklich vorkommt, wie ein Unwetter losbricht."

Theodor warf einen unwillkürlichen Blick auf seine Waffen hinunter. Von den Worten des Andern getroffen, richtete er sich auf und sagte wie vor sich hin: „Ob ich es verhindern werde! — Es läßt sich noch versuchen, ob man es verhindern kann!"

„Darf man fragen, wie?" entgegnete der Fremde.

Theodor schwieg.

Es fiel dem Andern auf, was für ein sonderbarer, nie gesehener Ausdruck in Theodor's Augen lag, und ein unheimliches Gefühl überlief ihn plötzlich. Ohne sich klar zu machen, was er that, von diesen Augen gereizt, zog er die Zeitung aus der Tasche, auf die er zuvor hingedeutet hatte, und fragte: „Etwa auf dieselbe Art, mein Herr, wie heute geschehen ist — etwa auf diese Art?"

Theodor sah in die aufgeschlagene Zeitung hinein, dem Finger folgend, den der Andere über das Papier gleiten ließ. Er las — und las, daß auf eben den Mann, den er sich zum Opfer gewählt, an diesem Tag ein Mordversuch gemacht und mißlungen sei. Die wenigen Worte tanzten ihm vor den Augen. Es übermannte ihn so gewaltsam, daß er sich nicht zu fassen wußte, und er trat zurück, um sich an einer Stuhllehne aufrecht zu halten.

„Gott sei Dank, der Mensch ist gefangen!" rief der Fremde aus. „Diese nichtswürdige Mordthat ist ihm elend mißlungen!"

Theodor fuhr zusammen und warf einen furchtbaren Blick auf des Andern Gesicht. Er murmelte ein paar zerdrückte Worte, dann sagte er endlich laut, mit bedeckter Stimme: „Sie reden, mein Herr, was Sie nicht verstehen! Wer giebt Ihnen das Recht, von „nichtswürdiger Mord-

that" zu reden? Was wissen Sie von Dingen, die noch nie durch Ihre Seele gegangen sind?"

„Und Sie — was wollen Sie damit sagen?" gab ihm der Andere zurück.

„Was ich damit sagen will?" — Der Unglückliche hielt sich nicht mehr, die ganze eingefangene, zusammengepreßte Leidenschaft drängte sich ihm auf die Lippen. „Was ich damit sagen will? Daß dieses Blatt Papier da eben so lügt wie Sie — daß dieses Unternehmen nicht mißlingen kann — daß sich ein Arm nach dem andern erheben wird, diesem Krieg, diesem Verbrechen, diesem Menschen ein Ende zu machen! Und daß es Euresgleichen übel ansteht, von nichtswürdigen Mordthaten zu reden! Euch, die ihr so kaltblütig und gottvertrauend dran geht, den allgemeinen Mord zu proclamiren — die Vernichtung Eurer eignen Nation in Scene zu setzen — Gottes Beistand noch dazu anzurufen! Die ihr — — Doch was rede ich mit Ihnen! Sie haben die Gedanken, die Andere für Sie denken — ich habe nicht mit Ihnen, sondern mit diesen Andern zu rechten!"

Der Fremde trat auf ihn zu. Er hatte die erste sprachlose Ueberraschung abgeschüttelt, sah Theodor jetzt mit kalter Ruhe in's Gesicht. „Sie vertheidigen also, was geschehen ist?" entgegnete er. „Sie bedauern, daß dieser Mordanfall mißlungen ist, daß die Kugeln nicht getroffen haben?"

Theodor wollte nicht weiter reden, er fühlte, daß er schon zu viel von seinem Innersten verrathen hatte, und schwieg.

„Sie meinen", fuhr der Andere fort, „mit diesem einen Versuch werde es nun noch nicht zu Ende sein? Die italienische Banditen-Politik werde bei uns in Deutschland Mode werden?"

Diese Worte fuhren Theodor in die Hand, daß er sie unwillkürlich ausstreckte, um nach den Revolvern zu greifen. Doch er bezwang sich noch, und mit etwas verächtlicher Geberde antwortete er: „Ich hab' es nicht mit Ihnen, sondern mit einem Andern zu thun! — Aber ich sage Ihnen, rufen Sie nicht so in mich hinein! Es liegt etwas in der Luft — er warf einen wilden Blick auf das Zeitungsblatt — es liegt etwas Gefährliches in der Luft, an das zu rühren nicht gut ist!"

„Soll ich mich etwa durch Drohungen einschüchtern lassen?" fragte der Andre gereizt. „Sind Sie nicht mehr fähig, sich widersprechen zu lassen, ohne sogleich an Blut und Eisen zu denken?"

„Blut und Eisen! Blut und Eisen!" rief Theodor mit sich entladender Leidenschaft zurück. „Wer hat dieses Losungswort hinausgerufen? Wer hat die Gewalt zum Gesetz gemacht? Und Ihr Pharisäer wundert Euch, wenn die von Eurem Anführer aufgerufenen Elemente sich rühren? Und wenn sich gegen Eure Gewaltthaten eine sichtbare, greifbare, entschlossene Hand aufhebt, so schreit Ihr: Nichtswürdigkeit! so ruft Ihr Gott und Menschen gegen sie an? Wer seid Ihr — wer sind Sie? Hat irgend ein Gott Euresgleichen ein heiliges Vorrecht gegeben, Eure Gedanken durch Blut und Eisen in die Welt zu setzen?"



„Wovon reden Sie?“ fiel ihm der Andere in's Wort. „Suchen wir unsere Feinde durch gemeinen Mord aus der Welt zu schaffen?“

„Mord! Was ist Mord? — Wenn sich eine einzelne Hand gegen eine einzelne Brust in Bewegung setzt, so schreit das Volk: das ist Mord! — Wenn es Eurem König oder Eurem Staatslenker gelingt, Zehntausende in den Tod, Hunderttausende in Siechthum oder Elend zu jagen, um einen Kitzel des Ehrgeizes — und ich sage: das ist auch Mord! — so ruft Ihr Alle: Lüge und Empörung! Wenn dieser gottverfluchte Krieg entbrennt und der letzte Zusammenhalt unserer Nation zerrissen, die elenden Theile hier- und dorthin geschleudert werden, und ich sage: das ist auch Mord! so ruft Ihr Alle: Lüge und Empörung! Und wenn die Ehre, der gute Name des deutschen Volks vernichtet, das Heiligste, was ich habe, mir zerschlagen wird — und ich dann sage: das ist auch Mord — das ist auch Mord —“

Die Stimme versagte ihm vor Erregung, er konnte den Satz nicht vollenden. Der Fremde schwieg eine Weile, als warte er, was dieser losgelassene Mensch noch hinzusetzen werde. Dann nahm er endlich die ganze kalte Ueberlegenheit seiner Miene wieder zusammen und erwiederte: „Was soll das Alles? Es ist doch nichts, als elende Klügelei! Fahren Sie nicht auf; — Sie schüchtern mich doch nicht ein. Wenn Sie das Alles für Mord ausschreien, was sich in dieser Welt nicht anders als mit Gewalt, mit Krieg durchsetzen kann — wenn Sie das mit dem Dolchstoß eines wahnsinnigen, verbrecherischen Menschen gleichstellen, ja darüber hinaus — so entlarven Sie sich sehr, so erkenne ich Sie als das, was Sie sind.“

„Als was?“ fragte Theodor und trat auf ihn zu.

„Als einen gefährlichen Feind — als einen Menschen, der vielleicht selbst im Stande wäre, so eine That wie diese da zu begehen!“ — indem er eine Hand auf die Zeitung legte und Theodor in die übermäßig glühenden Augen sah.

„Und wenn es so wäre?“

„So wär's ein nichtswürdiger Mensch, den ich verachten müßte — — und den man unschädlich machen sollte wie einen tollen Hund!“ setzte er hinzu.

Theodor blickte ihn an, erwiederte nichts, trat dann an den Tisch und nahm die beiden Revolver in beide Hände. Sein Körper fing an zu beben, doch eine stille, furchtbare Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht Er hielt dem Andern eine der Waffen hin. „Hier ist die Gelegenheit, mich unschädlich zu machen!“ sagte er mit scheinbarer Ruhe. „Sie werden nicht so aus diesem Pavillon gehen! Sie werden nicht so aus diesem Pavillon gehen! Einen von uns muß es treffen — Sie oder mich.“

Der Fremde nahm den Revolver in die Hand und blickte ihn an. „Sie sind geladen!“ setzte Theodor wie zur Antwort hinzu. „Wählen Sie, welchen Sie wollen! Wählen Sie! — Krieg — Bürgerkrieg — Gut, mag der Bürgerkrieg zwischen uns Beiden seinen Anfang nehmen!“ — Er lachte wild dazu auf. Dann trat er an's andere Ende des Pavillons zurück und winkte dem Fremden gebieterisch, das Gleiche zu thun.

„Ich schieße mich hier nicht!“ sagte dieser endlich, als er seine durch Theodor's Gebahren erschütterte Fassung wiedergewonnen hatte. „Hier nicht — und nicht ohne Zeugen! Das ist nicht Duell, sondern Mord.“

„Mord! Duell!“ rief Theodor mit wilder Betonung aus. „Unterscheiden Sie schon wieder so fein? Stellen Sie sich, wenn Sie ein Mann sind! Die Lampe da auf dem Tisch scheint hell genug — es gilt, Jemand unschädlich zu machen — Hier, hier, auf der Stelle sollen Sie jedes Ihrer Worte vertreten!“ —

Der Förster trat aus der Thür, die wachsenden Stimmen hatten ihn aufgestört. Durch das Lampenlicht in der dunklen Nacht geblendet sah er nicht sogleich, was sich im Pavillon zwischen den Beiden begab. Er hielt sich die Hand an die Augen und trat langsam heran. Da hört er den ersten Schuß. Gleich darauf den zweiten. Er denkt noch, es sei ein Scherz, doch eilt er schneller hinzu. Nun sieht er den Fremden am Boden, gegen einen Stuhl an der Wand, ein rascher Blutstrom fließt über ihn hin. Aufrecht ihm gegenüber, etwas näher getreten, steht Theodor da. Er hat des Andern Kugel an seinem Ohr vorbeischwirren gehört, — nun sieht er sein Opfer vor sich hingestreckt, und der Revolver fällt ihm aus der Hand.

Der Förster kniet neben dem Verwundeten nieder, sucht ihn aufzurichten, fragt ihn, wie es mit ihm stehe, fragt nach seinem Namen. Nach einer kurzen Anstrengung, sich zu erheben, sinkt der Andre zurück. Er erwiedert, es gehe ihm schlecht; er habe zur Hochzeit seiner Schwester reisen wollen, damit sei's nun vorbei. Man solle diese Schwester kommen lassen — — Er nennt ihren Namen, es ist der Name Sophien's. — Man solle sie kommen lassen, denn es liege ihm viel daran, sie noch einmal zu sehen, und ihm sei zu Muth, als könnte es bald zu spät sein.

Theodor hört dies Alles, wie erstarrt steht er da. Er hat Sophien's Bruder nicht erkannt; nun sieht er mit einem Blick, was geschehen ist. Er legt auf sich selber an, mit sich ein Ende zu machen. Doch er hat noch nicht abgedrückt, als der Alte, der sich wieder erhoben, ihm entsetzt in den Arm fällt und der knallende Schuß ihm nur in die Schulter fährt. Mit einem unwilligen Blick sieht er den Alten an, fühlt dann, wie ihm das Bewußtsein schwindet, und sinkt ohnmächtig neben Sophien's Bruder zusammen.

---

Ich übergehe die Stunden dieser schrecklichen Nacht, Sophien's Zustand, die durch einen reitenden Boten eiligst herbeigeholt ward, die allgemeine Verwirrung, die das Haus erfüllte. Der Arzt kam zuerst, durch denselben Boten aus der Stadt beschickt. Er fand die Wunde des Bruders hoffnungslos, so bewußt dieser auch dalag und das Geschehene mit voller, umständlicher Klarheit zu berichten vermochte.

Sobald der unglückliche Theodor zu sich gekommen war, ließ er sich's nicht nehmen, an das Bett des Andern zu gehen, sich mit herzerschütternder Leidenschaft anzuklagen, Himmel und Erde gegen sich anzurufen. Er wollte durchaus bei der Pflege des Verwundeten behülflich



sein; man wies ihn fort, seine eigne Wunde müsse geschont, geruht werden; er widersetzte sich jeder Mahnung und blieb. Erst als er Sophien's Wagen rollen hörte, die noch mitten in der Nacht sich aufgemacht, erhob er sich todtenbleich und ging still hinaus. Er verlangte fort; er dürfe nicht länger unter diesem Dach verweilen, das über ihm zusammenstürzen müsse. Man konnte nicht umhin, ihm zu willfahren. Gegen Morgen kam er nach der Stadt zurück, schon unterwegs von Fieberphantasien angefallen, die alles Dunkle, was er in sich trug, rastlos durcheinanderwälzten. Durch den Telegraphen ließ er seinen Bruder herbeirufen. Dieser kam und fand ihn im heftigsten Fieber, von einer Krankheit geschüttelt, die noch am Morgen ausgebrochen war. Es schien, als solle er in ihr das Ende finden, das er sich herbeiwünschte.

Was sage ich viel davon; — nach langen Wochen wohlthätiger Bewußtlosigkeit oder träumender Dämmerung fing er wider alles Erwarten zu genesen an, seine Jugendkraft trug den Sieg davon. Man hatte ihm bis dahin verhehlt, daß Sophien's Bruder schon an jenem Morgen verschieden war. Als er es endlich erfuhr, erfuhr er auch zugleich, daß die Preußen in Holstein eingerückt, daß er selbst zur hessischen Division einberufen, der Krieg nun besiegelt und beschlossen sei.

Man hatte bei der politischen Erregung jener Tage die Aufmerksamkeit der Welt von diesem Zweikampf abzulenken, eine Untersuchung zu vermeiden gewußt.

Ich lege hier die Feder aus der Hand, und überlasse es den letzten Briefen Theodor's, vom Ausgang seiner Geschicke zu sagen, was noch zu sagen ist.

---

„Bornheim, bei der hessischen Division, 24. Juni 1866.

„Sophie! O Sophie, der ich Glück und Leben geraubt habe! — Ich kann in diesen Kampf nicht gehen, in den ich mich stürze, um mein Ende zu finden, ohne ein Wort zu Dir, ohne Dir zu sagen — was unsagbar ist. Sophie — ich will Dir sagen: vergieb mir! und finde die Worte nicht! Wie kannst Du mir vergeben, wie ist es möglich? Ein doppelter Fluch liegt auf meiner Stirn, ein Kainszeichen ist mir eingebrannt — und Du, und Du — — und ich wollte Dich glücklich machen!

Könnt' ich Dir mein Leben — doch das ist nichts — könnt' ich Dir die Ruhe meines Grabes, nach der ich mich sehne, könnt' ich Dir all' das Glück der ewigen Stille dahingeben, um Dir diesen Raub wieder zurückzukaufen! — Es ist vorbei, es ist Alles umsonst. Ich liege hier und weine auf das Papier, weine wie ein Kind. Dahin haben mich meine Pläne geführt! — — Wenn Du in das Zimmer gehst, drin ich bei Euch wohnte, — im verschlossenen Schreibtisch findest Du einen alten Brief an Dich, und ein trauriges Blatt: lies da, was ich Dir nicht sagen kann. Wär' ich damals geflohen! — Doch wir wissen nicht, was mit uns geschieht, furchtbare Geister lenken unsere Schritte.

O Sophie — vergieb mir! Das ist der einzige Gedanke, den ich

noch fassen kann. Du, die ich so liebte! — — Ja, Du wirst mir vergeben, wenn ich sterbe; mit tausend Armen suche ich den Tod, auf tausend Kugeln kann er mich bald ersliegen. Krieg — deutscher Krieg! — Sie haben mich nun auch zu meiner Fahne gerufen, sie blasen uns zusammen wie zur großen Jagd — ich gehe mit den Andern in den Tag hinein und erwarte den für mich gegossenen Tod.

Es ist Alles Verhängniß — wir sind nichts, wir sind nichts! — Laß mich gehn, und in der letzten Stunde glauben, daß Du mir verziehen hast!"

---

„Am 4. Juli." (Am Tage nach der Schlacht von Königgrätz.)

„Mein geliebter Bruder! Es ist mir noch dumpf im Gehirn, doch ich muß Dir sagen — Dir, dem ich Alles gesagt habe, was ich in mir erlebt — wie mir nun, nach dieser Nachricht, zu Muth ist. Wenn dieser Brief zu Dir kommt, hast Du's längst gelesen, weißt Du Alles: das Unerwartete, das Unmögliche! Oesterreich am Boden — geschlagen die große Schlacht bei Chlum oder Königgrätz! oder wie sie nun heißen wird. Preußen wie ein Koloß in der Glorie, siegreich von Ort zu Ort, Böhmen, Norddeutschland zu seinen Füßen — und unsere Puppenkomödie hier im Reich, unser Zwergenkrieg — und hier Nichts, dort Alles — und ich, der ich wähnte, daß Hüben und Drüben sich gegeneinander vernichten, Alles untergehen werde — der ich darum tödten wollte — darum getödtet habe —

O Bruder! — Verflucht sei mein Geschick! Dämonen haben mich geäfft; ich sehe sie, triumphirend richten sie die Augen, die Geisterblicke auf mich. Sie haben sich von meinem Blut, von meinem Herzen genährt, nun lassen sie mir das Bewußtsein hier im öden Hirn, und den Untergang. Alle meine wilden Träume, alle meine Leiden und Verfinsterungen! Darum, nur darum! Und nun unter den zusammenbrechenden Trümmern dieses „deutschen Reichs", dieses Puppenspiels ein ruhmloser Tod.

Gott, dunkler, wolkenverhüllter, unausdenkbarer Gott! Wer bin ich, und was hast Du mit mir gewollt? — Wir liegen noch schlafend in der Wiege da und schon ist das Loos über uns geworfen, unser ganzes Erbe von Vätern, Urvätern her uns in die ahnungslose Brust gelegt, man weckt uns nur, um diese dunkle Erbschaft anzutreten! Ich war, eh ich bin, und doch soll ich für jede That, die ich mich thun sehe, die ich an mir erlebe, verantwortlich sein! Es ist ein Widerspruch — wer den ausdenken kann! — Ich verwirre mich, da ich nur daran denke. Ich und Nichtich, Ewigkeit und Augenblick fließen mir ineinander — ich träume mich in den Tod, um es nicht mehr zu fühlen.

Tod — wär' er erst da! — Wir sollen jetzt aufbrechen nach Osten zu. Dort erwartet uns der Feind — der Feind, bei dem jetzt alle Kraft, alle Hoffnung ist — und im besten Fall eine tapfere Schmach. Hier Alles so klein, so kraftlos, so hoffnungslos! Wir werden untergehen, weil wir es verdienen. Lebe wohl, lebe wohl!"

---



„13. Juli Nachts, im großen Hauptquartier des Todes.“

(Geschrieben von unbekannter Hand, von Theodor dictirt.)

„Es geht mir gut, lieber Bruder; ich sterbe! Der Arzt versichert mir's, und ich fühle, daß ich ihm glauben darf. Diesen Gruß wollt' ich Dir noch schicken! Wir haben uns heute gegen die Preußen versucht; Laufach, glaub' ich, nennen sie den Ort; eine preußische Kugel hat mich dort auf's Feld gelegt. Ich soll mich bereit machen, sagt der Arzt, noch auf heute Nacht. Gott sei Dank, ich bin bereit! Ich begehre nichts mehr, habe nichts zu bedenken.

Bald wird nun Friede sein — und dann, vielleicht, kommen bessere Zeiten! Mir ist, als sähe ich so ein Licht durch die Nacht. Es wird ein Riese sich aufrichten, wird seine Arme gebrauchen und eine Mauer, ein Dach aufführen, darunter sich wohnen läßt. Deutschland! Mein Vaterland! — Zeiten werden kommen, wo man Menschen meiner Art nicht mehr sehen, nicht mehr begreifen wird. Mögen sie kommen und mein Gedächtniß vernichten! —“

„An Sophie. Lebe wohl; — Du hast mir verziehen, hast mich's wissen lassen; — ich danke Dir noch, eh' ich sterbe! Giebt es irgendwo ein Glück, das Dir vergelten kann, was ich Dir gethan, so wird es kommen — laß mich's glauben, ich hoff' es. Deinen Ring, den ich damals behalten habe, nehm' ich mit in's Grab; laß ihn mir! Es ist nichts und doch Etwas. Segen über Dein Geschick, Sophie, und über Deutschlands Zukunft!

Vergieb mir Alles, vergieb mir! — Rastlos hab' ich gelebt, ruhig werde ich sterben Gute Nacht, gute Nacht!“

---

# Drei Perlen.

Ein Wettersturm ist los mit hohlem Braus,
Da bricht der Räuber in des Juden Haus,
Er weiß den reichen Abraham im Weiten;
Am Sterbebett des theuren Knaben wacht
Frau Sarah noch und betet in der Nacht,
Der Busen athmet schwer, die Thränen gleiten.

Und finster tritt des Waldes Sohn herein:
„Verstumme, Weib, daß nicht die Streitaxt mein
Den Todesstreich nach Deinem Haupte führe!
Die Schlüssel gieb!“ Er mustert jeden Schrank,
Den Säckel trächtigt er mit Münzen blank,
Und späht, was fürder noch die Hand erküre.

Da faßt mit einem Mal ein tiefster Schmerz
Des wüsten Mannes gottverlass'nes Herz,
Verlöschen sieht er leis den holden Knaben;
Er spricht: „Drei Monde sind's, da starb mein Kind,
Die Mutter weinte sich die Augen blind,
Wir haben es im Eichenforst begraben;

„Verzweifelnd haben wir die Faust geballt,
Die Locken uns zerrauft, die Brust zerkrallt,
Wir lebten nur wie Du dem Einzigeinen;
Ich aber drohte Dir, Du zages Weib!
Verdorret ist die Frucht von Deinem Leib,
Doch wagst Du kaum im Leide still zu weinen?

„Beklage laut Dein frühverlornes Glück,
Doch nimm, was ich Dir raubte, voll zurück!“
Mit Freuden legt er nun die Beute nieder;
Vom Tische nimmt er nur ein schwarzes Brot;
„Das wehrt auf einen Tag der herben Noth.“
So stammelt sie: „Komm' alle Tage wieder!“

Nach seiner Wildniß flügelt er den Schritt,
Dort stöhnt das Räuberweib: „Was bringst Du mit?“
„„Der Perlen drei, das laß mich selig künden:
Den Engelsgruß von unserm süßen Lieb,
Ein ehrlich Brot, und einen heißen Trieb
— O, wär's noch Zeit — zu sühnen meine Sünden!““

Karl Beck

# Die russische Fürstin ....off,

oder

## wie man in der hohen Pariser Welt deutsche Literatur treibt.

Von **Ad. Ebeling.**

### Eine neue Lection*).

Mit Jean Paul machte ich anfangs kein besonderes Glück bei meiner durchlauchtigen Schülerin, so sehr sie sich auch für meine damaligen Citate zu interessiren schien. Um sich nämlich schon im Voraus etwas au fait zu setzen und mich durch ihre völlige Ignoranz nicht allzu sehr zu betrüben, wie sie mir nachher gestand, hatte sich die Fürstin ohne mein Vorwissen einen Band von Jean Paul's Werken zu verschaffen gewußt und zufällig den „Titan" erhalten. Sie hatte auch muthig darin zu lesen angefangen, war aber nicht über die ersten drei, vier „Zykel" der ersten „Jobelperiode" hinausgekommen, und hatte alsdann das Buch mißgestimmt bei Seite gelegt. Ich wußte natürlich von nichts, bis mich die Frau Mama eines Morgens unter irgend einem Vorwande in's Gebet nahm, und zwar mit wirklich besorgter Miene.

„Meine Tochter", sagte sie, „ist seit einigen Tagen auffallend nachdenkend geworden, und ich glaube, dies Buch ist daran Schuld" (dabei hielt sie mir den bewußten Band entgegen); „sie hat gestern den ganzen Nachmittag darin gelesen, Notizen daraus gemacht, sich eine Encyclopädie kommen lassen, um darin nachzuschlagen und schließlich über Kopfschmerzen geklagt, weil es ihr ganz unmöglich sei, das Gelesene klar und richtig zu verstehen. Ich bitte Sie", setzte die Gräfin ängstlich hinzu, „machen Sie der fatalen Sache ein Ende, meine Tochter muß durchaus ihre Gesundheit in Acht nehmen und jede allzu anstrengende geistige Arbeit vermeiden."

Ich fiel, gelinde gesagt, aus den Wolken, denn so schmeichelhaft mir auch auf der einen Seite der literarische Eifer meiner Schülerin erschien, so verlegen machte er mich auf der anderen, weil er sich unglücklicher Weise auf einen so eigenthümlichen Gegenstand gerichtet hatte. Daß auch mir der „Titan" von jeher das vielleicht am wenigsten genießbare Werk Jean Pauls gewesen, namentlich als Damenlectüre, hütete ich mich wol zu sagen.

„Ich selbst", begann die Gräfin von Neuem, „habe etwas in dem Buche geblättert und darin zu lesen versucht, aber ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß es mir ebenfalls nicht möglich gewesen ist, einer solchen Lectüre Geschmack abzugewinnen. Und dabei hat meine Tochter noch oben-

*) Der Beifall, welchen die frühern „Lectionen" gefunden, veranlaßt uns eine neue Serie derselben zu beginnen. Unsere bisherigen Leser nicht minder als die neuhinzugetretenen werden dem „Literatur-Professor der russischen Fürstin" dankbar sein für so manch' gewichtiges und anregendes Wort, welches er im Tone der leichtesten und gefälligsten Unterhaltung über deutsche Dichtung und Dichter zu sagen weiß.
Die Redaction des Salon.

ein immer die dunkelsten und unverständlichsten Stellen angestrichen und abgeschrieben, wahrscheinlich um Sie darüber zu consultiren. Sehen Sie z. B. nur diese eine gleich zu Anfang."

Ich nahm das Buch und bemerkte am Rande der incriminirten Seite sofort ein großes Bleistift-Fragezeichen, mit einigen scharfen Strichen darunter, die fast das Papier zerrissen hatten und die augenscheinlich von einem ungeduldigen Fingernagel herrührten. Ich las:

„Der elektrische funkelnde Schoppe konnte das Katzenfell, der Fuchsschwanz, die Glasscheibe sein, die unsern aus Leiter und Nichtleiter gebauten Jüngling vollud; der Oberhofmeister konnte der Funkenzieher sein, der ihn mit seinen Franklin'schen Spitzen auslud."

Die Gräfin, noch dazu eine weit prosaischere und practischere Dame als ihre Tochter, sah mich lächelnd an und sagte nichts; sie schien im Gegentheil auf eine Antwort zu warten.

Nun kam ich erst recht in Noth, denn ich hätte weit ausholen und gewissermaßen erst einige physikalische Notizen über die Grundgesetze der Elektricität im Allgemeinen und über die Franklin'sche Theorie im Besondern voranschicken müssen, um die seltsame Redefigur zu erklären und, die Hand auf's Herz, ich hätte es nicht einmal genügend gekonnt denn ich gedachte reuevoll der Zeiten, wo ich in Heidelberg die Eisenlohr'schen Vorlesungen über Physik fast immer geschwänzt, weil sie mit der Bischof'schen Botanik coincidirten, die ich schon deshalb vorzog, weil der Hörsaal im botanischen Garten lag und wir jedesmal ein hübsches Bouquet erhielten mit den Blumen, die der Professor gerade besprechen wollte. Ich beschränkte mich daher (in verlegenen Fällen ohnehin der beste Weg die Frauen zu gewinnen) der Gräfin Recht zu geben, mit dem Bemerken freilich, daß dies eben die originelle Manier Jean Paul's sei, an die man sich erst gewöhnen müsse, um an seinen Schriften Geschmack zu finden. „Man braucht nur die Seite umzuschlagen", setzte ich hinzu und war froh, dies zufällig gethan und eine derartige Stelle gefunden zu haben, „so wird man durch irgend einen schönen, gefühlvollen Satz versöhnt und erfreut." So grade hier!

„Hohe Natur! wenn wir Dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst Du bei uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünendes, abendrothes Gebirge."

„Très-bien" sagte die Gräfin, „das ist ein hübscher Gedanke, der an das Herz redet und den man ohne Weiteres verstehen kann; meine Tochter hätte besser gethan, sich derartige Stellen zu merken und die dunkeln, unverständlichen unberücksichtigt zu lassen."

„Gewiß, gnädige Frau, und ich füge noch hinzu, daß, wenn I. Durchlaucht mich vorher um Rath gefragt hätte, ich ganz entschieden ein anderes Buch von Jean Paul empfohlen haben würde; übrigens habe ich bereits das Gegenmittel in der Tasche, das uns für den „Titan" entschädigen soll." Bei diesen Worten zog ich ein kleines Bändchen hervor, das ich beim Fortgehen fürsorglich eingesteckt hatte, um wenigstens einen Tröster zur Hand zu haben, wenn ich mit Jean Paul ein

Fiasco erleben sollte: Immermann's „Tulifäntchen". Der Leser wird meiner Ansicht sein, daß sich wol kaum etwas Heterogeneres in unserer Literatur finden läßt, als diese beiden Bücher.

„Ein drolliger Titel", bemerkte die Gräfin, „auch meine ich, schon davon gehört zu haben. Ein Märchen vermuthlich und amüsant, sagen Sie?"

„Ein Märchen, aber eigentlich mehr für große Kinder, denn die kleine Geschichte hat einen geistreichen Hintergrund, voll feiner Satyre; ich bin sicher, daß es J. Durchlaucht gefallen wird."

„O, dann kommen Sie und lassen wir den „Titan" nur zurück; Sie können Jean Paul ja später wieder vornehmen, wenn meine Tochter ganz gesund ist." Und damit gingen wir zur Fürstin hinüber.

„Mama, Ihr kommt zu früh!" rief uns die hohe Dame lebhaft entgegen, „ich habe doch Carlo gesagt, Euch zu bitten, etwas zu warten, bis ich mit Monsieur Allard fertig sein würde."

„Das wol, liebes Kind", entgegnete die Gräfin, „aber ich war neugierig und wollte etwas von den schönen Sachen sehen, die Du aussuchst; und unser Professor kennt ja längst Deine kleinen Schwächen." Ich verbeugte mich pflichtschuldigst, indem ich J. Durchlaucht bat, sich doch um Alles in der Welt nicht stören zu lassen, und kann hier zugleich die Gelegenheit benutzen, den Leser mit Monsieur Allard bekannt zu machen.

In Paris selbst wäre dies überflüssig und gewissermaßen ein Verstoß gegen den guten Ton, denn wer in der vornehmen Welt kennte dort nicht Allard, den berühmten Spazierstock-, Reitpeitschen- und Sonnenschirm-Händler vom Boulevard des Italiens. Ein echter Jonc von Allard mit goldenem Knopf (für die Kleinigkeit von sechs bis acht Napoleons hat man schon einen recht hübschen) gehört unbedingt zu der Toilette eines jeden Mannes von Stande, und ebenso für jede Dame von Distinction ein Sonnenschirm aus seinem Magazin, oder doch wenigstens der künstlich geschnitzte Stiel mit dem Griff aus Elfenbein, Perlmutter, oder irgend einem kostbaren Holz aus Brasilien oder Ostindien. Das kleine verschlungene goldene A., das Fabrikzeichen des Hauses, verbürgt alsdann dem Kenner die Echtheit des Artikels. Dabei ist Allard selbst ein Gentleman von feinen Manieren, der sehr gut für einen Gesandtschaftsattaché passiren könnte; er fährt in einem eleganten Coupé umher und erscheint in eigener Person auch nur bei den vornehmsten Kunden.

Er hatte bereits eine Menge seiner Kostbarkeiten aus kleinen zierlichen Kästchen und dem umhüllenden Seidenpapier herausgenommen und vor der Fürstin ausgebreitet; wahre Cabinetsstücke an kunstvoller Arbeit, überdies das Allerneueste, das erst seit wenigen Tagen in seinen Ateliers fertig geworden und in seinem Laden noch nicht den Blicken des profanum vulgus ausgestellt gewesen; die Fürstin bewunderte und wählte hin und her, sie fand natürlich immer einen Griff schöner als den andern und konnte sich nicht entscheiden. Wir wurden, wie schon so oft bei ähnlichen Gelegenheiten, zu Rathe gezogen und die Frau Mama fand endlich nach langem Suchen einen kleinen geflügelten Amor aus Elfen-

bein mit Rosenguirlanden; eines Benvenuto Cellini würdig. „Einen ähnlichen", sagte Allard nicht ohne stolzes Selbstgefühl, „hatte ich vor einigen Tagen die Ehre, der Kaiserin zu verkaufen; Ihre Majestät wollte ihn der jungen Marschallin Pelissier zum Geschenk machen." Auf einem grünen Cartonblättchen, das der Amor an einem Faden um den Hals trug, stand die Ziffer 350. Ein theurer Liebesgott! Ich dachte an die Scene im „Siebenkäs", wie ihm eines Abends der Schulrath Stiefel einen Besuch macht und zu seinem Schrecken gewahrt, daß er seinen Schnupftabak vergessen hat. Unbefangen bittet er Lenette, ihm welchen zu besorgen und der Armenadvocat fügt schelmisch bei: „Lass' auch Bier mit holen, Beste", (es war kein Groschen im Hause). Die arme Frau geht in die Kammer, und Siebenkäs, der unterdessen mit dem Schulrath an das Fenster getreten ist, hört deutlich, wie sie dort den metallenen Mörser, der schon am Morgen die Ursache zu einem leisen Zwist gegeben hatte, weil er ihn versetzen und sie ihn behalten wollte, in ihre Schürze legt, um ihn der alten Sabel zu bringen, die all sein Gut hausiren trug; — „und nach einer guten halben Stunde kommt Tabak, Bier, Geld und Freude in die Stube."

Jene Siebenkäsische Stube, die bekanntlich Jean Paul nach seiner eigenen geschildert hat, in welcher er die ersten und zwar die harten Jahre seiner schriftstellerischen Laufbahn verbrachte, und dieser fürstliche Salon! . . . „Die Gräfin Walewska", fuhr Allard fort, „hat einen Korallengriff bestellt und mir das Stück selbst dazu geliefert, das sie in Neapel von einem Fischer gekauft hat, blaßroth und von einer Größe, wie man es nur in Museen findet." — Das erlöste Geld für den Mörser (der freundliche Leser wolle mir diese Gedankensprünge zugute halten) reichte für den ganzen nächsten Tag, natürlich mit der nöthigen Sparsamkeit, aber bald darauf ist glücklicherweise das große Vogelschießen, wo Siebenkäs König wird und dadurch „ein Mann, der, die Spesen abgerechnet, baare vierzig Gulden jede Stunde auf den Tisch legen kann", die er aber seiner Lenette für die Haushaltung gibt, wobei er sie nur vor den Gefahren eines großen Reichthums warnt.

Die Gräfin wurde abgerufen, sagte aber im Fortgehen zu Allard, daß sie den Amor für 350 Franken etwas theuer fände, was dieser, der für dergleichen bürgerliche Bemerkungen nur ein halbes Ohr zu haben schien, mit einem lächelnden Achselzucken beantwortete, und nun wandte sich die Fürstin an mich mit den Worten: „Aber Sie sind ja heute ganz stumm, und ich habe Sie doch ebenfalls um Ihre Meinung gebeten. Gefällt Ihnen der Amor nicht?"

„Der Amor ist als solcher unvergleichlich, Durchlaucht", erwiederte ich, „und da ich ihn nicht bezahlen soll, so will ich auch den hohen Preis unberücksichtigt lassen. Ich dachte nur zufällig an etwas Anderes, und zwar an die Commission, die Sie mir vorgestern wegen des bewußten Packetes gegeben haben." Da wir Deutsch redeten, so konnte uns Allard nicht verstehen.

„Ach, ich weiß, was Sie meinen", rief die Fürstin schnell, „das

Packet der schwarzen Frau, nicht wahr?" Und urplötzlich, wie wenn sie auf ganz andere Gedanken gekommen wäre, packte sie die ausgekramten Allard'schen Herrlichkeiten, noch dazu ziemlich unsanft, zusammen und sagte in einem Tone, wie ihn wol eine russische Herrin gegen ihre Leibeigenen anstimmen mag, zu dem ehrerbietig Wartenden: „Monsieur, Sie können gehen, Ihre Sachen gefallen mir nicht, auch finde ich sie viel zu theuer, viel zu theuer; nehmen Sie Alles wieder mit, ich werde später sehen, ob ich etwas nöthig habe, heute brauche ich nichts, gar nichts."

Der arme Monsieur Allard war so betreten ob dieser seltsamen und so unerklärlichen Wandlung, daß er kaum das verlegene Wort herausstottern konnte: „Princesse", doch die Fürstin (ich hatte sie noch nie so gesehen) machte eine majestätische Handbewegung gegen die Thür hin, und dem Spazierstock-, Reitpeitschen- und Sonnenschirmhändler blieb nichts übrig, als sich schleunigst mit seinen Siebensachen zurückzuziehen. Er hatte Gottlob noch so viel Geistesgegenwart, sich vor der Dame zu verbeugen, mir aber warf er im Fortgehen einen Blick zu, der deutlich zu verstehen gab, daß es mir für mein ganzes zukünftiges Leben nicht wünschenswerth sein dürfte, diesem Manne an irgend einer abgelegenen Waldesstelle um Mitternacht allein zu begegnen, denn auch die Allard'schen Stockdegen sind sehr berühmt.

Kaum war die Thür wieder geschlossen, als mir die Fürstin zurief: „Sie sehen, ich füge mich, denn ich habe Sie recht gut verstanden; viel unnützes Geld für dergleichen Bagatellen, die ich im Grunde gar nicht nöthig habe. Nicht wahr, das dachten Sie?"

„Ich dachte nichts, Durchlaucht", entgegnete ich, „und würde mir außerdem gewiß niemals erlauben . . ."

„Tant mieux! so habe ich es für Sie gedacht, und ich hoffe, Sie sind mit mir zufrieden. Aber was für Nachrichten bringen Sie mir von der schwarzen Frau?"

„Dank und Segenswünsche in Fülle, Durchlaucht, für Sie selbst, für Ihr ganzes Haus und für alle Ewigkeit. Die arme, unglückliche Mutter, die es aber jetzt durch Ihre großmüthige Hülfe nicht mehr ist, wird noch diesen Abend mit ihren Kindern nach Bordeaux zurückreisen, und was sie mir Alles aufgetragen hat, Ihnen zu sagen, können Sie sich leicht denken. Das bewußte Packet habe ich wieder mitgebracht und der Kammerfrau übergeben."

„Ich kann also jetzt die Robe ohne schwere Gewissensscrupel tragen", sagte die Fürstin lächelnd, „und werde sie schon morgen anziehen."

„Das konnten Sie auch bereits früher, gnädigste Frau, aber in meinen Augen ist sie jetzt ein wahrer Fürstenmantel geworden, den ich gern mit Hermelin besetzen möchte."

Die Gräfin trat wieder in das Zimmer und „chut!" rief mir die Fürstin leise zu und legte den Finger an die Lippen, „verrathen Sie nichts, die Sache soll ein Geheimniß bleiben zwischen uns. Mama", wandte sie sich alsdann zu ihrer Mutter, „gib mir einen Kuß, ich bin heute Morgen sehr vergnügt."

„Hast Du denn den Amor behalten, Kind?“ fragte die Gräfin, indem sie ihre Tochter auf die Stirn küßte, „oder willst Du lieber auch einen Korallengriff haben, wie die Gräfin Walewska?“

„Weder den einen noch den andern, Mama, sie sind wirklich zu theuer; und dann sind wir ja mitten im Winter, wer denkt da an Sonnenschirme?“

„Wie Du willst“, entgegnete die Mutter, „ich habe nur Monsieur Allard kommen lassen, weil Du gestern davon sprachst.“ Damit war die an sich unbedeutende Sache abgethan, die Gräfin zog einige Briefe hervor und die Damen redeten russisch mit einander „Wir sagen nichts Schlechtes von Ihnen“, wandte sich die Gräfin scherzend zu mir, „es handelt sich um Geschäfte in Rußland, die Sie nicht interessiren würden, denn sie sind sehr langweilig.“

Ich benutze hier die kleine Pause, ehe ich meine Vorlesung beginne, um den Leser kurz über das bewußte Packet aufzuklären. Die Fürstin hatte nämlich die schwarze Frau kommen und sich von ihr selbst ihre ganze traurige Geschichte erzählen lassen, ihr darauf ein beträchtliches Geldgeschenk gegeben, mit der Weisung, sich an mich zu wenden, wenn sie später noch etwas bedürfe. Beim Fortgehen mußte ihr die kümmerliche Toilette der Unglücklichen aufgefallen sein, und um auch in dieser Beziehung etwas zu thun, verfiel sie auf den naiven Gedanken, ihr die zweite Caschmirrobe zu geben, von der sie schon gegen mich geäußert hatte, daß sie dieselbe doch nie tragen würde. Sie klingelt ihrem Kammermädchen und verlangt die Robe, Madame sei eine Näherin, die etwas daran ändern solle. Die arme Frau ist ganz bestürzt über das prächtige Kleid und will es nicht annehmen, aber die Fürstin redet ihr zu und bemerkt noch, sie könne es ja verkaufen, wenn sie es nicht für sich selbst behalten wolle. Da fügt sich die Arme und nimmt den Schatz mit nach Hause. Am Abend jenes Tages ging ich zu ihr, um mich nach dem Resultat des Besuches zu erkundigen. Ich fand dort zu meinem Erstaunen die Robe, aber auch zugleich eine Frau aus der Nachbarschaft, eine Kleiderhändlerin, d. h. eine von den sogenannten marchandes à la toilette, alte Weiber, die man in Paris überall antrifft und die von Gelegenheitskäufen und ähnlichen zweideutigen Geschäften leben. Diese, die den Schatz sehr wohl erkannte, aber deutlich zu verstehen gab, daß sie die Erzählung von dem fürstlichen Geschenk für eine Fabel hielt, zeigte sich wol bereit das Kleid zu kaufen, jedoch nur, um der jetzigen Besitzerin, wie sie sagte, aus der Verlegenheit zu helfen; getragen sei es ohnehin schon, modern sei es auch nicht, und was des Geschwätzes mehr war, kurz sie bot achtzig Franken und schließlich hundert, als ein Alleräußerstes. Glücklicherweise kam ich gerade hinzu, erfuhr mit zwei Worten den Sachverhalt und vereitelte den unsaubern Handel, indem ich die Alte fortschickte. Am nächsten Morgen erzählte ich diese Scene der Fürstin, die in derselben Naivetät, mit welcher sie Tags zuvor die Robe fortgegeben, jetzt erklärte, sie zurückkaufen zu wollen, darauf die Rechnung des Lieferanten hervorsuchte und mir den Betrag, 875 Franken einhändigte. Die Freude der

armen Frau läßt sich schwer beschreiben und ich werde den Moment nie vergessen, wo sie unter Thränen ausrief: „Wie ist es möglich, daß man so viel Gutes auf einmal thun kann, nun ist mir ja für mein ganzes Leben geholfen!“ und in derselben Stunde machte sie Anstalt, mit ihren Kindern in ihre Heimat zurückzukehren. War ich also nicht berechtigt, lieber Leser, dem Caschmirkleide einen Hermlinbesatz zu wünschen? —

„Doch jetzt zu unserer Lection“, sagte die Fürstin, nachdem uns die Gräfin verlassen hatte, „ich muß Sie ohnehin wegen der vielen Störungen um Entschuldigung bitten.“

„Dieselben kamen vielleicht ganz gelegen“, entgegnete ich etwas kleinlaut, „wenigstens in Bezug auf Jean Paul, der wol am besten thut, es wie Monsieur Allard zu machen und sich ebenfalls zurückzuziehen.“

„Allard und Jean Paul“, wiederholte die Fürstin lachend, „ich verstehe Sie nicht, wie meinen Sie das? „Und nun erwähnte ich das obige Gespräch mit der Gräfin, indem ich mein Bedauern aussprach, zu der kopfzerbrechenden Lectüre des „Titan“ die Veranlassung gegeben zu haben; „aber ganz unschuldiger Weise, Durchlaucht, und Sie brauchen nur zu befehlen, so spreche ich den Namen des schlimmen Autors nie wieder vor Ihnen aus.“

„O nein, o nein, Monsieur! Sie müssen mir im Gegentheil noch recht viel von ihm erzählen. Meine Mama ist entschieden zu weit gegangen, und von meiner Seite war es sehr verkehrt, ihr die unverständlichen Stellen zu zeigen und sie um eine Erklärung derselben zu bitten.“

Ich malte mir in Gedanken die Scene aus, wo die beiden Damen über den „funkelnden Schoppe als Katzenfell, Fuchsschwanz und Glasscheibe“ nachdachten und endlich kopfschüttelnd zu einander sagten: „ich verstehe kein Wort davon, und Du?“

„Ich erinnere mich“, begann die Fürstin von Neuem, „daß Sie mir gesagt, Jean Paul habe bei der deutschen Frauenwelt so große Erfolge gehabt und er sei überhaupt eine Zeit lang in Deutschland so beliebt gewesen, daß er selbst Schiller und Goethe in den Schatten stellte; natürlich wünsche ich schon deshalb noch Einiges von ihm zu hören, und es wird Ihnen gewiß nicht schwer werden, mir irgend etwas Interessantes von ihm zu erzählen.“

Ich merkte wol, was die Fürstin mit dem Worte „interessant“ sagen wollte und hätte daher am liebsten gleich mit der alten Rollwenzel angefangen, jener guten, ehrlichen Frau, die dicht vor Baireuth ein kleines Landhäuschen bewohnte, in dessen oberem Stockwerk, mit einer herrlichen Aussicht auf das Fichtelgebirge, sich Jean Paul ein Zimmer zum Arbeiten eingerichtet hatte, das die freundliche Wirthin noch viele Jahre nach seinem Tode den Reisenden bereitwillig zeigte, mit dem Rohrstuhl, auf welchem er gesessen und dem Nußbaumtisch, an welchem er geschrieben, sogar mit dem Wasserglase, das sie ihm jeden Morgen mit frischen Blumen füllte; — aber ich wollte doch etwas literarischer zu Werke gehen und wenigstens vorher eine flüchtige Charakteristik des bedeutenden Mannes geben, den ich schon oft den größten Dichter aller

Zeiten habe nennen hören, obwol er nie ein Gedicht gemacht; eine Aeußerung, die ich übrigens hier nur citire, ohne sie zu unterschreiben. So begann ich denn:

„Jean Paul ist vielleicht von allen Schriftstellern am schwierigsten zu verstehen und ein kurzes Gesammturtheil über seine Leistungen ist kaum möglich. Streng ästhetische Kritiker werfen ihm mit Recht den Mangel an künstlerischer Form vor, so daß in dieser Beziehung vielleicht nicht ein einziges seiner Werke den Stempel der Vollendung trägt. Fast alle seine Figuren sind unklar und verschwommen und mit sehr wenigen Ausnahmen hat er eigentliche Charaktere nicht geschaffen. Seine Gelehrsamkeit ist vielumfassend und seine Belesenheit ist geradezu eine beispiellose, aber beide, die doch gewöhnlich dem Schriftsteller vortrefflich zu Statten kommen und ihm seine Aufgabe wesentlich erleichtern, spielen ihm manchen schlimmen Streich und erschweren ihm die Arbeit, denn er wird gewissermaßen von ihrer Last erdrückt und um Alles zu sagen und anzubringen, was er weiß, geräth er vom Hundertsten in's Tausendste und ermattet und ängstet den Leser, der alsbald in dem wüsten Durcheinander den Faden verliert und schließlich das Buch betäubt und unbefriedigt aus der Hand legt." („Wie ich den Titan", unterbrach mich die Fürstin.)

„Ganz recht, Durchlaucht", entgegnete ich, „aber zugleich Pardon, denn das ist nur die eine und zwar die Schattenseite des Autors. Die andere, die Lichtseite, ist diese: Ueber jenen Nebeln, die auch nur die Ebene und die Thäler durchziehen, steht eine herrliche, strahlende Sonne, die alle Höhen vergoldet und die ein prächtiges Morgenfeuer über den ganzen weiten Himmel wirft; denn wie, um sein eigenes Bild zu gebrauchen, jede Abendröthe zugleich für die andere Erdhälfte eine Morgenröthe ist, so zeigt er uns in den Purpurflammen stets die Aurora einer höheren, bessern Welt. Und nun sein edles, köstliches Herz voll kindlicher, treuer Liebe, der Adel seiner Gesinnung, sein Haß gegen das Niedere und Gemeine, sein tiefes Gefühl für alles Reinmenschliche, seine erhabene Wehmuth und sein unerschütterlicher Gottesglaube. Hierzu kommt noch, außer einem sprudelnden Witz und einer unübertrefflichen Komik, der echte Humor, diese seltenste und mithin kostbarste Eigenschaft eines Schriftstellers, die dem Kleinsten und Geringsten eine interessante und dem scheinbar Trivialsten eine rührende und anziehende Seite abzugewinnen weiß, Ernst und Scherz, Freude und Trauer bunt, aber gefällig durcheinander mischt, ähnlich wie Rubens, der mit einem einzigen Pinselstrich einen lachenden Engel in einen weinenden und umgekehrt verwandelte. Deshalb hat auch einer seiner Biographen ganz Recht, wenn er sagt, daß, um sich an den Jean Paul'schen Schöpfungen wahrhaft und dauernd zu erfreuen, man den ganzen Jean Paul hinnehmen müsse, so wie er ist, mit seinen Eigenthümlichkeiten und Mängeln, ja mit seinen Irrthümern und Schwächen.

Er selbst weist oft darauf hin und gesteht dies in seiner originellen Manier:

„Vergebt mir, wenn ich, da an den Wagen meiner Psyche so verschiedene Pferde angeschirret sind, Engländer, Polacken, Rosinanten, sogar Steckenpferde, wenn ich im Bündel so vieler Zügel für einen Marstall zuweilen fehlgreife oder ermatte . . ."

und an einer andern Stelle:

„Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszubringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen in's Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen erblickt, sondern nur Aehren, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der: mit den beiden andern zu wechseln."

Ich reichte der Fürstin die beiden Zettel, auf die ich diese Excerpte gemacht und bemerkte, daß ich darin dem Verfasser nachgeahmt, der bekanntlich von frühester Jugend an stets mit der Feder in der Hand gelesen und Alles, was ihm interessant schien, auf kleine Zettel geschrieben, die er alsdann in verschiedene Kasten legte und für eine spätere Verwendung aufbewahrte. Wenn er nun anfing, ein Buch zu machen, so öffnete er, wie er selbst uns dies sehr drollig erzählt, den einen oder andern Kasten auf's Gerathewol, nahm ein paar Hände voll heraus, durchging sie und begann dann zu componiren. Dies erklärt auch das scheinbare Durcheinander, weil der rothe Faden, der alle diese heterogenen Dinge verbindet, oft so fein ausgesponnen ist, daß ein ungeübtes Auge Mühe hat, ihn zu entdecken. Die Zettelkasten Jean Paul's sind so zu sagen sein zweites Ich."

„Höchst sonderbar", bemerkte die Fürstin, „aber ich begreife jetzt sehr gut das seltsame Allerlei, das man fast auf jeder Seite findet ..." „und das zuerst abschreckt", setzte ich schnell hinzu, „bis man sich daran gewöhnt und damit befreundet hat."

„Kein Schriftsteller", fuhr ich fort, „bedarf daher so sehr der Auswahl wie Jean Paul, und drei, vier seiner Bücher genügen, uns ein vollständiges Bild seiner zahlreichen Werke zu geben, vorzüglich wenn es sich darum handelt, den Damen diese Lectüre zu empfehlen."

„Und das ist ja gerade unser Fall", sagte die Fürstin und reichte mir das rothe Notizbuch hin, mit der Bitte, die betreffenden Titel hineinzuschreiben. Als ich dies gethan, las sie neugierig und nicht ohne sich zu unterbrechen, denn die Titel schienen ihr sehr komisch vorzukommen: „Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Ein treues Dornenstück." — „Leben des Quintus Fixlein, aus fünfzehn Zettelkasten gezogen." — „Flegeljahre. Eine Biographie." — und viertens: „Doctor Katzenberger's Badereise." — Nachdem sie gelesen, wiederholte sie noch einmal kopfschüttelnd die Namen Siebenkäs, Quintus Fixlein, Katzenberger, und bat mich dann, ihr die Bücher zu bestellen. „So seltsam mir das Alles auch vorkommt", fügte sie hinzu, „so verspreche ich Ihnen doch, die Bücher zu lesen. Aber Sie

haben gewiß noch sonst einige Citate mitgebracht, die Sie mir nicht vorenthalten dürfen." — „Ich hätte sie leicht zu hunderten", entgegnete ich, „aber für heute lassen wir das alte Wort gelten: Aller guten Dinge sind drei; und zog aus der Tasche, meinem Zettelkasten, ein neues Papierchen, „nur müssen Sie mir erlauben, gnädigste Frau, Ihnen auch nachher die Erklärung vorzulesen, die ich eigens für Sie zu besserem Verständniß dazu geschrieben habe."

„Gewiß, gewiß, und um so besser; ich bin ganz Ohr."

Darauf las ich:

„Wunsch an meine Freunde:

„Ich wünsche Euch einen kalten, aber blauen Morgen des Lebens, worin keine Blume zugeschlossen bleibt — gegen zehn Uhr hin eine Wolke voll warmer Regentropfen — in der Mittagshitze einen Seewind — Nachmittags die Siesta des Lebens — und Abends, und Abends kein Gewitter, sondern eine sanfte Sonne und ein langes Abendroth hinter Nachtviolen, und irgend Jemand in der Finsterniß . . ."

Ich wollte weiter lesen, als die Thür sich leise öffnete und die Gräfin erschien. Sie blieb aber auf der Schwelle stehen und winkte mir, mich nicht stören zu lassen, so daß ich fortfuhr: „Jean Paul vergleicht hier das Menschenleben mit einem Sommertage und die erste Kindheit mit dem frühen Sommermorgen; er wünscht diesen Morgen zunächst kalt, wol um anzudeuten, daß ein materiell allzu günstiges Geschick einen verweichlichenden Einfluß auf die Entwicklung des Kindes ausüben könnte, aber er wünscht ihn nicht trübe, sondern blau, also die nöthige Glückssonne verbürgend, die sämmtliche in der Kindesseele schlummernden Keime wie Blumen hervorrufen wird. Am jugendlichen Himmel (gegen zehn Uhr hin) werden die Wolken nicht ausbleiben, aber wie ein warmer Regen die Fluren erquickt und neubelebt, so werden sie zur Läuterung und Veredlung des Herzens dienen. Wenn alsdann in reiferen Jahren (in der Mittagshitze) der Ernst und die Sorge des Tages ihr gebieterisches Recht fordern, so möge das Leben gleich einem kühlenden Seewind auch seine heiteren und genußreichen Seiten entfalten und solchergestalt sanft hinüberleiten in die Ruhe (die Nachmittagssiesta) des späteren Alters. Und so mag denn der Abend kommen, aber ohne Gewitter, d. h. ohne herbe Schicksalsschläge und ohne Trauer und Noth, sondern als das friedliche Vollenden eines gesegneten Wirkens im Kreise der Lieben, damit, wenn endlich die Trennungs-, die Todesstunde schlägt (die Finsterniß), eine befreundete, theure Hand den letzten Abschiedsdruck empfange, sanft das gebrochene Auge schließe und einen Blumenkranz auf die Gruft lege. — So etwa, gnädigste Frau, meine ich, wäre das obige Citat zu erklären." Ein zartes „Bravo, bravo!" ertönte hinter mir, als ich geendigt hatte, und von mehr als einer Stimme; ich drehte mich hastig um und gewahrte ganz erstaunt neben der Gräfin noch zwei andere Damen, die unbemerkt hereingetreten waren, um zuzuhören. „Durchlaucht", sagte ich leise, „das ist gegen die Abrede und wenn ich gewußt hätte . . ."

„Wie so?" unterbrach mich die Fürstin, „Sie wollen doch nicht

sagen, daß wenn Sie gewußt, daß sich das Auditorium vergrößerte, Sie nicht fortgefahren hätten? Das wäre nicht hübsch gewesen. Im Gegentheil, ich rechne auf Ihren Dank, Ihnen zwei neue liebenswürdige und lernbegierige Schülerinnen zuzuführen. Meine Tante, fügte sie hinzu, als die Damen näher traten, „die Fürstin T. und ihre Nichte, meine Freundin, die Prinzessin Olga.“ Ich verneigte mich. Wie einst Talma vor einem Parterre von Königen gespielt, so hatte ich vor einem Salon von Fürstinnen gelesen. Mein alter Oheim, der mir, wie sich der Leser erinnert, in Bezug auf Paris eine so ungünstige Prognose gestellt, konnte zufrieden sein.

„Das Ganze ist eine kleine Verschwörung“, nahm die Gräfin, gegen mich gewendet, das Wort, „aber wenn ich es Ihnen mittheile, werden Sie nicht den Muth haben, die Verschworenen zu verdammen.“

„Das thue ich schon jetzt nicht, gnädigste Frau“, erwiderte ich schnell, „mich macht nur die unerwartete große Ehre verlegen.“

„Sie spotten vielleicht, aber gleichviel; hören Sie wenigstens: meine Tochter hat schon oft den beiden Damen von Ihren deutschen Stunden erzählt, so daß diese begreiflich sehr neugierig wurden und mich baten, sie an einer Vorlesung theilnehmen zu lassen. Das konnte ich nicht wol ohne Ihre specielle Erlaubniß, cher Monsieur“ . . . „und jetzt kommen wir selbst“, fügte die Fürstin T. in wolklingendem Deutsch hinzu, „Sie um diese Erlaubniß zu bitten.“ Die kleine Prinzessin Olga sagte nichts, sondern machte sich mit einem prächtigen blaßrothen Kakadu zu schaffen, von dem ich nicht einmal weiß, ob ich ihn dem Leser bereits vorgestellt habe, obwol er mich schon oft genug mitten in einem schönen Verse unterbrochen hatte.

„Durchlaucht“, sagte ich zur Fürstin T., um doch etwas zu sagen, „ich höre es an Ihrer Sprache, daß Sie so gut Deutsch können, um gewiß keiner Lectionen mehr zu bedürfen.“

„Das wol, aber eben deswegen werde ich um so besser von einer Ihrer Vorlesungen profitiren, und hier von meiner Freundin Olga gilt dasselbe. Meine Schwägerin hat uns bereits von einem hübschen Buch gesprochen, das Sie mitgebracht haben, ein Märchen, nicht wahr?“

„Tulifäntchen von Immermann, gnädigste Frau“, antwortete ich.

„Was ist das?“ rief die Fürstin . . . off, die ich der Unterscheidung wegen jetzt meine Fürstin nennen will, „Sie haben ein neues Buch mitgebracht und mir nichts davon gesagt? Noch dazu ein Märchen. Sie wissen doch, wie mich damals die bezauberte Rose amüsirt hat.“

„Ich wollte Sie damit überraschen, Durchlaucht, und würde schon heute die Lectüre begonnen haben, wenn Sie selbst nicht eine Fortsetzung aus Jean Paul verlangt hätten.“

„Jean Paul ist gewiß ein großer Mann“, entgegnete meine Fürstin mit möglichstem Ernst, „und ich habe die feste Absicht, mich noch mehr mit ihm zu beschäftigen; aber aufrichtig gestanden, ein kleines Märchen wäre mir zur Abwechslung nicht unwillkommen“

„Für heute“, unterbrach uns die Gräfin, „würde es indeß wol zu

spät sein, das Frühstück ist servirt, Carlo hat es schon zweimal gemeldet."

Ich wurde gebeten zu bleiben und wir gingen in den Speisesaal.

„Da ich einiges Verdienst (um doch noch einmal Jean Paul zu citiren) dieser Geschichte darein setze, daß ich aus ihr nur Ereignisse von allgemeiner Wichtigkeit aushebe und mittheile" . . . so will ich, bevor ich heute vom Leser Abschied nehme, ihm noch schnell erzählen, daß auf der Tafel eine Wachtelpastete aus Chartres paradirte, die wol eine kurze Erwähnung verdient. Eine solche Pastete (mancher meiner Leser hat vielleicht noch nie im Leben eine gesehen und noch weniger gegessen) ist ein wahres gastronomisches Kunstwerk, und wenn ich auch nicht denke, wie der heidnische Baron Brisse (z. B. der größte Gourmet und Gourmand von Paris und für Saucen und Ragouts eine unbestrittene Autorität) der behauptet, man müsse vor ihr niederknieen, bevor man sie öffnet, so will ich doch gern gestehen, daß ich in gehobener Stimmung mein bescheiden Theil davon verzehrte. Unangeschnitten, so wie sie aus ihrer Originalverpackung, einer flachen mit Seidenpapierschnitzeln gefüllten und vierfach versiegelten Schachtel, herauskommt, gleicht sie seltsamer Weise einem Rückenkissen, und wenn man den Deckel abhebt, liegt jedes Vögelchen, dem eine geschickte Hand Kopf, Füßchen und alle übrigen Knochen genommen hat, von einer krystallklaren dünnen Fetthülle umgeben, in einem kleinen Bette von Farce sehr einladend da. Kommt nun noch ein Glas Haut Sauterne 62er Ausbruch hinzu, über das nichts in der Welt geht, als höchstens die ganze Flasche, so ist das fürstliche Frühstück da, das hier diesen Namen gar in doppelter Hinsicht verdiente. Ach, wir sind doch arme Weltkinder, die mitleidig die Achseln zucken über dergleichen materielle Lappalien, aber doch ungenirt mitessen und mittrinken, wenn wir eingeladen werden!

„Du sitzest hinter Deinem Nähkissen, Lenette", sagt Siebenkäs zu seiner Frau, nachdem sie ihm und sich vorgelegt hatte — jeder Person zwei Eier — „und kannst nicht sehen, daß die Menschen toll sind und schon Kaffee, Thee, Chocolade aus besonderen Tassen, Früchte, Salate und Heringe von eigenen Tellern, und Hasen, Fische und Vögel aus eigenen Schüsseln verspeisen, und wär' ich ein Kronprinz, so dürfte ich eine Hirschkeule von einem Sechzehnender auf keinem Teller anschneiden, auf dem ich einmal einen Achtender gehabt . . ."

Dies und noch viel Aehnliches las ich, als ich Abends bei mir daheim einige Bände von Jean Paul durchblätterte (nebenbei bemerkt, die beste Manier, ihn zu genießen); auf diese Weise entschädigte ich mich dafür, der Fürstin so gar wenig von diesem originellsten aller Schriftsteller erzählt zu haben, und ich empfehle dasselbe Mittel allen denen unter meinen Lesern, welche die heutige Lection (trotz der fetten Wachtelpastete) etwas mager gefunden haben sollten.

# Frère-Orban,

## der belgische Ministerpräsident.

Frère-Orban ist ein Parvenü; ihm haften indeß weder die der großen Familie der Parvenüs eigenthümlichen Schlacken noch die Unarten an, welche letztere fast stets, selbst bis auf den höchsten Staffeln der Macht und des Einflusses kennzeichnen und nach einem volksthümlichen Ausdruck beweisen, daß bei ihrer Geburt die Windel nicht gerauscht hat.

Plebejer von Geburt und Abstammung, ein self-made man, wie die Engländer sagen, ist Frère-Orban ein Typus geistig-aristokratischer, natürlicher Eleganz; dabei jeder Zoll ein Mann.

In der Repräsentantenkammer fesselt seine Erscheinung unter allen Anderen; wenn er so dasteht, mit verschränkten Armen, seine Lieblingsattitüde, der hochgewölbten breitflächigen, jetzt bereits von weißem Haarschmuck umlockten Stirn, welche das Licht auffaßt und gleichsam wieder zurückstrahlt, dem blauen ernsten Auge, der edlen Nase, dem fein geschnittenen Mund, in dessen Winkeln die Ironie und der Sarkasmus spielen, mit dem runden hervorspringenden, von Kraft aber auch von Störrigkeit erzählendem Kinn, ist er beredter in seinem Stillschweigen als Jene die sich abmühen, im Schweiße ihres Angesichts seine Politik zu bekämpfen; es genügt einer jener vernichtenden Blicke, welche man dem grünlichblauen Auge gar nicht zugetraut, um geschickte Redner aus dem Sattel zu heben.

Fährt aber der Mann in seinen Angriffen fort, ist er der Starken Einer, welcher sich nicht fürchtet den Löwen in seiner Ruhe zu necken und zu stören, oder ist ein anderer Minister in Nöthen und bedarf des Succurses: dann erhebt sich Frère-Orban. Augenblicklich tritt im ganzen Hause erwartungsvolle Stille ein; das Zischeln der Privatgespräche verstummt; selbst auf der Journalistentribüne, wo es sonst sehr lebhaft hergeht, hört man nur noch ein „Stille, stille!" . . . Alle Federn sind in Bereitschaft — Alles lauscht, denn Frère-Orban's Exordium wird gewöhnlich in so leisem, flüsternden Ton gesprochen, daß man alle Mühe hat, von der Tribüne aus zu folgen. Nach und nach erwärmt sich indeß die Stimme und erfolgt eine Unterbrechung, tritt in der Versammlung eine jener Gegenströmungen ein, welche für andere Redner so gefährlich, dann erst ist Frère in seinem Element; wenn die Leidenschaften entfesselt, die Sitzungsluft zur Stickluft wird und voller Elektricität ist, dann ertönt seine Stimme immer mächtiger und mächtiger, sie schwillt an, füllt den Sitzungssaal, beherrscht den Tumult und besiegt ihn.

In solchen Momenten schießt sein funkelndes Auge gleichsam Blitze, die Hand begleitet das geflügelte Wort, ohne daß der Gestus je unschön wird; je mehr die Opposition sich sträubt und wehrt, desto dichter fällt Schlag auf Schlag, Argument auf Argument, Invective auf Invective; Frère-Orban ruht nicht eher als bis die Gegner ermüdet, zerschmettert,

vernichtet auf ihren Sitzen zurückfallen; dann, erst dann, schließt er seine Improvisation mit einem jener Schlagwörter, die häufig, z. B. wie in der Wohlthätigkeitsfrage, das Losungswort einer Bewegung werden, eine ganze Periode charakterisiren, oder mit einem ergreifenden Bilde, das um so mehr Effect macht, als Frère sich dieses rhetorischen Rednerschmucks nur sehr selten, aber dann auch mit der größten Wirkung bedient.

Es giebt größere Redner als Frère, wenige aber üben einen mächtigeren Einfluß auf Freund und Feind aus. Als Minister ist er zu sehr Tribun; als Redner zu viel Rhetor und Advocat. Mit Tiers hat Frère-Orban die seltene, nicht genug zu schätzende Eigenschaft einer Darstellungsweise gemein, die so logisch klar und faßlich gegliedert und aufgebaut ist, daß selbst Trugschlüsse den Firniß der Wahrheit in seinem Munde erhalten, und der Zuhörer entzückt ist und bleibt nicht nur von Dem, was er gehört, sondern von Dem, was er gesehen, so plastisch anschaulich sind die Schilderungen Frère's, gleichviel ob es sich um große Politik, Parteifragen oder um bloße Ziffern handelt.

Gleich Jules Favre hat er die vulkanähnlichen, aber sehr berechneten Ausbrüche parlamentarischen Zornes, welche die Opposition förmlich betäuben und sie erst wieder zu sich selbst kommen lassen, wenn die Sitzung längst geschlossen und ihre Niederlage bereits nach allen Richtungen hin ausgebeutet worden ist.

In diesem seltenen Ensemble einer geistig und physisch in schönster ebenmäßiger Wechselwirkung stehenden Natur liegt das Geheimniß seiner Präponderanz und der Schlüssel der merkwürdigen Laufbahn, die ihn aus der Portierloge der Lüttischen Universität, wo Frère zur Welt kam, bis zum höchsten Ehrenamte führte, das dem Bürger eines constitutionellen Staates offen steht.

Frère-Orban hat nichts Verführerisches, Insinuirendes; er imponirt, ein geistiger Usurpator; freiwillig oder widerstrebend erleiden Freund und Feind denselben Eindruck. Daher sein Ruf eines Despoten. Die Fama thut ihm Unrecht.

Den immer mehr steigenden und jetzt allein maßgebenden Einfluß, welchen Frère-Orban von 1847 an auf das Königthum, die Kammern und das Land ausübt, wird ihm gleichsam von Jenen entgegengetragen und aufgezwungen, welche ganz leise über seinen autokratischen Willen ihre Glossen machen. Was die Leute Despotismus zu nennen belieben, ist einerseits das Bewußtsein seiner Superiorität und seiner herrischen, in den letzten Jahren eine gewisse puritanisch-doctrinale Färbung annehmenden Haltung und andererseits der Umstand, daß seine Collegen und die Mitglieder der Legislatur, noch weit lebhafter seine Superiorität empfinden, womöglich überschätzen, zu ihm hinaufschauen und es nicht wagen, ihm Stand zu halten.

Dreißig Jahre später geboren würde Frère-Orban der Demokratie als Chef gedient haben; seine Natur ist entschieden mehr zum Volkstribunen, als zum Staatsmann angelegt.

Aber seine geistige und politische Entwickelung fiel zur Zeit, wo der Tiers-Etat in Frankreich, Belgien und anderwärts die Früchte jahrhundertlanger Kämpfe einheimste, und nicht minder egoistisch als weiland die Feudalen, mit Pangloß glaubte und proclamirte: Alles sei jetzt zum Besten in dieser schönsten aller Welten. Das war entscheidend. Der plebejische Knabe war schon von dem Augenblick an, wo der Vater der Lütticher Metallurgie, John Cockerill, ihm die Mittel lieferte seine Studien zu machen, der Bourgeoisie gewonnen, deren Schild und Schwert er seitdem ist und bleiben wird. —

Hubert Joseph Walter Frère wurde am 21. April 1812 zu Lüttich geboren. Wie bereits bemerkt, und wie er selbst einst auf der Tribüne sagte, wurde er gerade nicht auf den Knieen einer Herzogin geschaukelt und kam, dem englischen Sprüchwort zufolge, mit keinem silbernen Löffel in dem Mund zur Welt. Aber er war und blieb nichtdestominder ein Sonntagskind. Gütige Feen umstanden seine dürftige Wiege und statteten ihn so verschwenderisch aus, daß er füglich das Cäsar'sche Wort „Veni vidi vici" als Devise seines erstaunlichen Lebens nehmen kann.

Schon als Knabe zog sein prächtiger Kopf und sein frühreifer, die herrlichsten Anlagen bekundender Geist die Aufmerksamkeit John Cockerill's auf sich, der den jungen Frère auf seine Kosten erziehen ließ und ihn in's siebzehnte Jahr, zur Vollendung seiner Erziehung, einem französischen Flüchtling und Zögling der Normalschule, dem Professor Lafouge anvertraute.

Lafouge, ein Republikaner von echtem Schrot und Korn, ein Mann von Talent und Charakter, wurde der geistige Vater des jungen Frère. Bei ihm fand derselbe eine zweite Familie, bei ihm wurde jener revolutionäre Grundton gelegt, jener Humus, worin später die Schmarotzerpflanzen des Doctrinismus so üppig sprossen und ihre eigentliche Zauberkraft ziehen sollten. Im Hause Lafouge's, wo Politik das Salz des Lebens, wetzten und stählten die täglichen politischen Debatten und Principienkämpfe den Feuergeist des Jünglings und bildeten ihn in jener Gymnastik der Polemik, als deren Meister er seitdem glänzt. Seine Beziehungen zur Familie seines Lehrers gestalteten sich so innig, daß, als derselbe nach der Julirevolution mit Frau und Tochter, ein Mädchen voller Liebreiz, nach Frankreich zurückkehrte, Frère ihm dahin folgte.

Dort aber fand Lafouge nicht, was er suchte. Es wartete seiner das Loos der meisten Verbannten. Er war zum Fremdling in seinem eigenen Lande geworden; schiffbrüchig an allen Hoffnungen, mußte er zuletzt noch froh sein, in der Provinz eine bescheidene Professorenbestallung zu erhalten und zu verschwinden.

Frère stürzte sich indeß, grade während Belgien sich von den Niederlanden losriß und seine Unabhängigkeit begründete, mit dem ganzen Ungestüm seiner heißblütigen Natur in den Strom des Pariser Lebens; nach einem Jahre kehrte er nach Lüttich zurück, kahl wie eine Kirchenmaus, aber die Seele und das Herz voll von Dem, was er gesehen und gehört.

Ein Besuch bei seinem Gönner erzielt die mehr als je erforderlichen Hülfsgelder zur Fortsetzung seiner Studien, die er, seltsamer Weise, an der katholischen Alma Mater zu Löwen macht, wo er seine Examina glänzend besteht, Doctor der Rechte wird und dann als „Stagiaire" bei dem ersten Advocaten Lüttich's, Herrn Dereux, eintritt.

Er plaidirt, treibt Literatur, schreibt mehrere Theaterstücke, wovon eines: „Drei Tage aus dem Leben einer Coquette", einige Vorstellungen erlebt, schlägt sich für Jules Janin im Duell, und ist gleichzeitig Advocat und Journalist. Dem jungen Aar wachsen die Schwingen.

1834, zur Zeit der populären Volksausbrüche gegen die Orangisten, während welcher namentlich zu Brüssel unter den Augen Leopold's I. und der Autoritäten die Hôtels mißliebiger Personen förmlich geplündert wurden, bedrohte ein Volkshaufe das Haus des Herrn Orban, eines der reichsten Industriellen Lüttichs. Frère haranguirt die wüthende Menge, und erprobt hier zum ersten Male öffentlich jene überzeugende hinreißende Beredsamkeit, jene gewisse magnetische Kraft den Widerstand zu biegen und zu brechen, die ihm eigen. Die Italiener würden ihn einen „Jettatore" nennen.

Die Menge lauscht, anfangs erstaunt, bald tief bewegt und erschüttert, und verläuft sich still; Frère wird der Freund des Hauses, das er vor Plünderung gerettet; ein Jahr später war er der Gatte der schönen und einzigen Tochter Herrn Orban's und fügte ihren Namen, den er berühmt machen sollte, zu dem seinigen.

Die Lehr- und Wanderjahre, d. h. der Roman des Jünglings, sind beendigt und es beginnt die Geschichte des Mannes. Reich, glücklich, geachtet, mit den einflußreichsten Familien Lüttichs verschwägert, arbeitet, studirt und wirkt er noch zehn Jahre ungefähr, ehe er auf dem politischen Schauplatz erscheint, um beim ersten Schritt — zu siegen.

Im Jahre 1840 zum Mitglied des lütticher Gemeinderaths gewählt, figurirt er 1846 bereits als Mitglied des liberalen Congresses in Brüssel, wo er indeß nur ein Mal für die Wahlreform das Wort ergreift, gerade genug, um die Aufmerksamkeit der damaligen Leiter der liberalen Partei, der Herren Rogier, Devaux, Verhaegen, Lebeau &c. auf sich zu lenken.

Am 8. Juni 1847 wählte ihn Lüttich zum Repräsentanten: ein Mandat, das seitdem stets erneuert wird; aber ehe er noch den Eid geleistet und die Session eröffnet ist, hatte Herr Karl Rogier ihn bereits zum Mitglied seines Cabinets vom 12. August 1847 gepreßt.

Herr Frère-Orban tritt als Bautenminister auf. Schon in der Adreßdebatte mißt er sich mit dem feurigen, beredten Republikaner Herrn Adelson Castiau und findet Mittel, im Laufe der Session seinen politischen Einfluß dermaßen geltend zu machen, daß, als die Sturm- und Drangperiode von 1848 hereinbricht, das Ministerium Rogier-Frère alle Parteien und das ganze Land für sich hat, das Königthum schirmt und gleichsam aus dem Sicherheitshafen der Freiheit zusehen kann, wie die hochgehenden Wogen der europäischen Revolution in wilder Brandung Belgiens Grenzen von allen Seiten umlecken und umfluthen, ohne

ihm gefährlich zu werden. Im Gegentheil. Eine unmittelbar nach der französischen Februarrevolution vom Ministerium eiligst bewilligte Wahlreform, die Herabsetzung des Wahlcensus bis zum äußersten Minimum der Constitution, hatte dem Staatsleben neue Bürger zugeführt, neue Sympathien erobert und erzielte denn auch die dadurch nothwendig gewordene Kammerauflösung am 13. Juni 1848 eine weit bedeutendere liberale Kammermajorität; und als der damalige Finanzminister Ernst zurücktrat, da erhielt Frère-Orban das Finanzministerium. Er griff mit starker, energischer Hand an, setzte, trotz dem Widerstand der Kammern, der Senat mußte selbst aufgelöst werden, die demokratische Erbschaftssteuer durch, begründete die Banque nationale, und ward für Belgiens Finanzen, was Gladstone für die englischen.

Gleichzeitig blieb er keiner politischen Frage fremd. In allen Fächern zu Hause, stets schlagfertig, war er bereits lange factisch der Conseilspräsident, als er sich allein nach dem Staatsstreich vom 2. December zurückzog, weil er dem imperalistischen Cäsarenregiment keine Concessionen machen und seinen Namen nicht unter die mit jenem zu erneuernden Handelsverträge setzen wollte. Mit seinem Rücktritt zerklüftete sich und zerfiel die liberale Majorität. Einige Jahre später, in der durch das clericale Cabinet heraufbeschworenen Crisis berief König Leopold I. ihn abermals, um mit Herrn Karl Rogier das Cabinet vom 9. November 1857 zu bilden, das seitdem, einige durch verschiedene politische Wechselfälle herbeigeführte Personalveränderungen ausgenommen (Frère-Orban selbst zog sich 1861 wegen einer in der Goldfrage erlittenen Niederlage zurück, wurde aber vom König bald wieder veranlaßt, sein Portefeuille auf's Neue zu übernehmen), die Geschicke des Landes lenkt, und manche wichtige Reform, manche eingreifenden politischen Acte durchführt; wir wollen hier nur auf die Abschaffung der Octroisteuer, die gerechte Vertheilung der Studienbörsen, welche die Katholiken gänzlich an sich gerissen hatten, die Befestigung Antwerpens &c. hinweisen.

Die Rolle, welche Herr Frère-Orban in dem Eisenbahnconflict mit Frankreich gespielt, die Energie, mit welcher er die Unabhängigkeit und die Ehre Belgiens gegen den gefährlichen Nachbar an der Seine vertheidigte, gehört zu sehr den Tagesereignissen an, als daß wir hier näher darauf eingehen wollen.

Es liegt übrigens keineswegs im Plan dieser flüchtigen Skizze, ein so reiches Leben erschöpfend zu schildern. Kaum kann das Allerwichtigste nothdürftig angedeutet werden; es soll höchstens als Beleg zu unserem Urtheil dienen über einen Mann, der, wenngleich auf einem beschränkten Schauplatz, sich trotzdem den europäischen Ruf eines der größten Staatsmänner unserer Zeit zu erwerben und zu behaupten verstand.

Ob sein Einfluß auf die freiheitliche Entwickelung Belgiens ein günstiger, darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Wenn er als Finanzmann Gladstone zur Seite gestellt werden kann, so neigt er sich politisch eher zu Guizot und seinem Centralisationssystem hin.

Die liberale Partei ist unter seiner Hand wie weiches Wachs; er

modelt sie nach seinem Willen und wenn auch Alles in streng constitutionellen Formen sich bewegt, so hat doch unter seiner Herrschaft der Geist des öffentlichen politischen Lebens viel, sehr viel an seiner Initiative, an seiner Beweglichkeit, an seiner Unmittelbarkeit verloren.

Wie einer jener gewaltigen Bäume mit mächtiger Krone weithin den Schatten entsendet, so daß im großen Umfang andere Pflanzen mittelzeit nur kümmerlich gedeihen und ihr Dasein fristen können: so überragt Frère-Orban alle übrigen politischen Capacitäten, absorbirt sie, zieht sie in seinen Zauberkreis oder hält sie nieder durch die Ueberlegenheit seines Wissens, seines Könnens und seiner parlamentarischen Gewandtheit und Schlagfertigkeit.

Frère-Orban ist keineswegs populär. Er buhlte nie um Volksgunst und haßt jedes Sichgeltendmachen. Sein Stolz, oder richtiger zu sprechen sein Selbstgefühl, verläßt ihn nie und schützt ihn vor jeder derartigen Schwäche. Aber er besitzt in einem seltenen Grade das Vertrauen des Landes, und als es, beim Beginn der Streitfrage mit Frankreich, hieß, er begebe sich selbst nach Paris, da athmete Belgien auf. Es wußte, daß seine Interessen geborgen und daß Frère-Orban nie und nimmer auch nur in eine Scheinconcession gewilligt haben würde, welche die Ehre des Landes schädigen könnte.

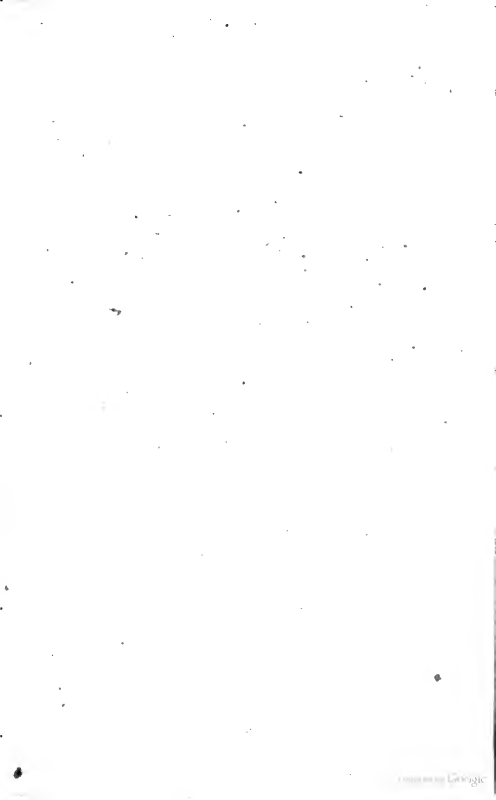
Max Sulzberger

## Selbsterwähltes Loos.

Ich danke Gott, daß ich nicht wohlverwahrt
Wie Jene bin, die stets verschont geblieben
Im Leben, wie im Lieben,
Daß keinen Schmerz das Schicksal mir erspart.
Erfinderisch mit ausgesuchten Qualen
Hat mich's verfolgt noch bis zuletzt,
Und immer dann am tiefsten mich verletzt,
Wenn's mir gelacht mit seinen hellsten Strahlen

Ich richte kühn mich vor den Blitzen auf,
Und sage: trefft! und zu den Stürmen:
Laßt Eure Wogen thürmen!
Stürmt fort, rast fort, Ihr haltet mich nicht auf!
Und zu den Augen, die so stolz und groß
Mein Herz bedroh'n mit tödtlichem Verderben,
Zu Deinen Augen sag' ich: schönes Loos,
Von Eurer Gluth versengt, dahinzusterben.

Hermann Lingg.





In den Ruinen der Klosterkirche von Marienborn.

# Eine Heimat der Heimatlosen.

## Die alten Colonien der Mährischen Brüder in der Wetterau.

Von **Luise Ernesti** (M. von Humbracht).

Selten vielleicht finden wir einen Strich in unseres Vaterlandes weiten Gauen, der uns einsamer, öder erscheint, als der Theil Fürstlich-Isenburgischen Gebietes in der Wetterau, wo im vorigen Jahrhundert ein so reges Leben herrschte, eine Bewegung, welche eben den Orten jener Gegend einen Platz in der Geschichte gegeben haben. — Einst belebt durch Hunderte von fremden Menschen, kann man zur Jetztzeit Stunden-, ja Tagelang in den wundervollen Wäldern und Bergen des Haags — im weiten Thale von Marienborn umherstreifen, ohne anderen lebenden Wesen zu begegnen, als hie und da einem Bauern, der sein Feld bestellt, — als am Rain einer Wiese der ziemlich regungslos verharrenden Gestalt eines alten Schäfers, dessen Hund lautlos die Heerden der weidenden Thiere umkreist.

Mit mannigfachem Reiz hat die Natur diese abgeschiedenen Stätten geschmückt. Die dort waltende Ruhe — die tiefe Einsamkeit ringsum, die mitunter einzig das Rauschen des Windes in Tannen und Föhren unterbricht, erhöht das Poetische und Geheimnißvolle des Eindrucks, welchen die einzelnen, so überaus friedlichen Landschaftsbilder machen. Fast außerhalb der Welt, liegt es — umkränzt von seinen waldgekrönten Höhen — als unsichtbares Juwel für all Die da, welche auf der Eisenbahn von Hanau gen Aschaffenburg dahin fliegen und aus den Fenstern ihres Coupé's einen Blick zur blauen Ferne senden.

Auf der Höhe des Haags, wo in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Mährischen Brüder unter Graf Zinzendorf eine Colonie begründeten, der sie den Namen „Herrnhaag" gaben — unweit jener Ansiedelung hatten schon einmal gläubige Seelen sich niedergelassen, um in tiefer Abgeschiedenheit den Regeln eines Ordens zu leben. Es war in den fernen Zeiten, wo noch auf der nahgelegenen Ritterveste „Ronneburg" — dem spätern Centralpunkte verschiedenster Glaubenssecten — Wegelagerer hausten und der Schrecken des Mittelalters, „das Faustrecht", eben so in Blüthe stand, wie die heutige Clausur des Klosterlebens. Die Nonnen vertrieb der versiegende Wasserquell von jenem Berge; — ihr Kloster verfiel und schwand spurlos von der Erde, während ein Gotteshaus sich bis in unsere Tage hinein dort an der Stelle erhielt. Neu restaurirt, hebt sich die alte Kirche auf der Höhe mit ihren weißen Außenwänden als hellleuchtender Punkt vom Blau des Horizontes — vom Dunkel der angrenzenden Wälder scharf und deutlich ab und tritt uns selbst aus der Ferne, weit hinaus ragend über verschiedene Bergketten und tief abfallende Thalsenkungen, stets als lieblicher Schmuck der stillen Gegend vor Augen.

Jenseits der Ronneburg, die, zwischen dem Haag und Marienborn gelegen, inmitten waldbedeckter Höhenzüge von kahler Bergeshalde — einem steilen hohen Basaltkegel — wie ein Schloß aus Feenmährchen emporsteigt

und eine der schönsten, großartigsten Zierden der Wetterau ist, da fanden die Nonnen neuen Wasserquell; und nur wenige Stunden von ihrem verlassenen Asyle entfernt, siedelten sie sich wieder an. Sie nannten den Ort „Marienborn“.

Um welches Jahr? — Die Kunde ist verweht und alte Documente melden einzig, daß dort durch Jahrhunderte ein Nonnenkloster bestand, das reiche Schenkungen von frommen Burgfrauen erhielt.

In der zur Jetztzeit fast völlig verfallenen Kirche des Marienborner Klosters — einer prächtigen Ruine an tannenbedecktem Bergessaum — da kündet die noch sehr leserliche Inschrift eines alten Grabdenkmals, das reiche Wappenschilder zieren, daß dort 1540 die „fromme Closterjungfrawe“ Anna Freiin von Erbach ruht. Ihr steinern Abbild auf der Tafel hat sich von allen übrigen Denksteinen der Klosterkirche am besten conservirt und aus dem faltenreichen Nonnengewande taucht ein umschleiert Haupt hervor, dessen Züge hübsch und mild zu nennen sind. Durchaus erkennbar fällt auch über den vor Jahrhunderten erstarrten Händen, die wie zum Gebet erhoben sind, der Rosenkranz sammt Kreuz herab, so daß vom Mondenlicht umflossen dies Nonnenbild wie eine Spukgestalt vergangener Zeiten aus den verfallenen Mauern vortritt.

Noch gespensterhafter ist ein Monument in der Nähe der „frommen“ Klosterjungfrau — seltsam für eine Klosterkirche und ein echter Denkstein mittelalterlicher Barbarei zugleich. Auf einer in einer Nische eingefügten Steintafel steht nämlich — dicht angeschmiegt an einen schlanken Ritter eine zarte Nonne! — — — Wie verwittert auch bereits Helm und Rüstung sind, Beides ist doch noch eben so erkennbar, wie ihre Ordenstracht, welche bis auf jede Einzelheit mit der Gewandung übereinstimmt, die auf dem Monument der Freiin von Erbach abgebildet ist. — — — Das Staunen aber wandelt sich gar bald in Grausen, wenn wir hören, daß solch' ein Menschenpaar dort an der Stelle lebend eingemauert wurde, weil ihr Gelübde keine trennende Schranke zwischen Beider Liebe erhob — die Nonne ihrem irdischen Verlobten — einem Ritter von Isenburg — fester anhing, als dem himmlischen Bräutigam, und Beide in dem Taumel der Leidenschaften vergaßen, daß ihre Gefühle Unrecht, Sünde — ja Verbrechen an dem Orden waren, dem sie angehörte.

Als Warnungstafel für Marienborns übrige junge Nonnen mag das Steinbild seine Wirkung nicht verfehlt haben, denn noch jetzt ist der Eindruck jener fürchterlichen Todesstätte ein mächtiger. Eigen berührt uns daran das versöhnende Werk der Natur; der schönste Epheu schlingt sich in immergrünem Kranze um das unglückliche Liebespaar. Wir sehen aber nicht auf dieses Denkmal, wo die fanatischen Ausartungen des Klosterlebens noch vom verwitterten Gestein so grell vor Augen treten, ohne Gott zu danken, der da aufgeklärtere, bessere Zeiten gab, in denen Gesetz und Humanität der heiligen Willkür — der grauenhaften Barbarei — ihre Ziele steckten.

Diese ferne, mit den schroffen Härten des Mittelalters durchwobene Vergangenheit Marienborns ist vergessen; was unsere Illustration davon zeigt ist der letzte romantische Ueberrest des Ganzen — mindestens jene Hälfte des Baues, die noch entschieden an eine Kirche mahnt. Licht und Luft haben da jetzt die unumschränkteste Herrschaft gewonnen. Keine Kuppel von Menschenhand deckt mehr den Raum; — der Blick zum weiten Himmelsdom ist unbegrenzt und nur über den eingestürzten Fensterbögen wächst hie und

da Baumgezweig zu neuer Wölbung zusammen; — Epheu und Schlingkraut legen ihre vermittelnde Hand über das vorschreitende Zerstörungswerk, das Zeit und böse Wetter an architektonischer Schönheit auszuüben pflegen und ihre dichten grünen Schichten füllen mehr und mehr die zerbröckelnden Mauern. — Lange, lange vordem aber, ehe die Kuppel sank, ehe Pfeiler und Bogen schwanden, verhallten jene Glocken, die zur Hora riefen — erlosch das Licht der Lampe, die da „ewig" brennt! — — — Statt ihres Scheins umfließt nun Sonnengold und Mondenlicht die zerbrochenen Quadern; — ein blumendurchsäeter Rasenteppich deckt den Boden, wo einst die Stufen des Hochaltars sich erhoben und auf den kalten Bliesen betend Jene knieten, deren warm pulsirende Herzen — wie uns ja schon der eine Denkstein in der Nische verräth — Anderes, ganz Anderes oft ersehnen und wünschen mochten, als die durch die Finger gleitenden Perlen des Rosenkranzes bedingten — als die düstere Ordenstracht erheischte, die sie umhüllte.

Von Außen stützen noch starke Pfeiler, unversehrte Mauern den letzten Kirchenrest, so daß Aussicht vorhanden, diese Ruine, die nicht allein romantisch, sondern auch durch ihre Schicksale eine der interessantesten Stätten der lieblichen Wetterau ist, noch ferneren Zeiten erhalten zu sehen. — — — Das „hohe Chor", wo die Orgel zur Mette und Vesper ertönte, — wo dann später Fürsten und Volk sich zusammendrängten, um in der ehemaligen Klosterkirche die begeisterten Reden eines evangelischen Freipredigers: des berühmten Einsiedlers Hochmann von Hohenau, zu hören, — wo wiederum Jahre nachdem, die Gemeinde der Mährischen Brüder ihre einfachen Liturgien erschallen ließ — — — diese eine Stätte des alten Gotteshauses besteht noch vollständig. — Sie wurde vor langer Zeit vom zusammenbrechenden Kirchengewölbe durch eine Mauer abgetrennt und mit zu den Räumen des Klosters geschlagen, mit dem sie schon ein Gang verband, der noch als Corridor benutzt wird. Das Kloster dient seit lange verschiedenen Verwaltungs-Beamten zur Wohnung, anderntheils zur Oekonomie. Sehr wunderlich nehmen sich an den hoch und schlank emporsteigenden Säulen des alten Kirchenchors, inmitten der Ornamentik und letzten Reste von Vergoldung, all' jene Saamenbündel aus, die ein practischer Verwalter dort zum Trocknen aufhängen ließ. So lange er uns für Verwandte von Graf Zinzendorf ansah, entschuldigte er sein Verfahren; später belachte er heiter seine Praxis, Alles zu benutzen und meinte sehr richtig: „Wie unschuldig dies Aufhängen gegen jene Barbarei, Lebendige in einen Tempel Gottes einzumauern!"

Im sechzehnten Jahrhundert wurde das Marienborner Kloster aufgehoben. Ob die Nonnen ausgestorben oder nach dem nahen Engelthal übersiedelten — einem Nonnenkloster in der Nähe von Dorf Lindheim, durch seine Hexenprocesse und Hexenverbrennungen berüchtigt: ich konnte das nicht erfahren und das alte Archiv des poetisch gelegenen Engelthal, das erst 1806 als Kloster aufgehoben ist, gab zwar vielfache Kunde von „andächtigen Aebtissinnen und frommen Schwestern", sagte jedoch nichts, ob Marienborns Nonnen sich mit denen von Engelthal vereint hätten.

An das Marienborner Klostergebäude fügte später ein Graf von Isenburg in langen Flügeln das sogenannte „Marienborner Schloß". Von fern erblickt, nimmt es sich noch jetzt — angelehnt an Berg und Wald — mit seinen hellen Mauern stattlich aus; in der Nähe aber tritt das Wüste und Vernachlässigte des Ganzen zu sehr vor Augen, und außerdem steigt es, ohne jeglichen Schmuck einer Gartenanlage, zu kahl aus den angrenzenden Feld-

und Wiesenflächen empor. Ob der Bau überhaupt je Anspruch an Schönheit erhoben hat, läßt sich nicht erkennen, denn auch im weiten Innern zeigt sich kein Raum mehr, der einer „herrschaftlichen" Besitzung entspräche. Aus Hallen, Sälen und Stuben wurden nämlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Graf Nicolaus von Zinzendorf, dem Schloß Marienborn zur Begründung einer Herrnhuter-Colonie überlassen war jene kleinen Wohnungen von Stübchen, Küche und Kammer hergestellt, die dem bescheidnen Anspruch der einfachen Mährischen Brüder genügten. Nach dem Fortzug derselben aus der Wetterau nahmen Separatisten- und Inspirirten-Gemeinden dort ihren Wohnsitz und blieben in Marienborn bis zu unseren Zeiten. Die Spuren von Hunderten, die hier einst wohnten und größtentheils ein Handwerk betrieben, drückten dem ehemaligen Schlosse seinen jetzigen Stempel der Verwüstung auf. Verschwunden sind die Gärten der Colonisten, die noch alte Bilder von Marienborn aufweisen und die als „reizend" im Erinnern des Volkes der Umgegend fortleben.

Von allem frühern Schmuck eines Schlosses hat sich im Innern der weiten Flügelbauten nur ein schöner Marmorkamin erhalten. Die Stube, in welcher sich dieser letzte Rest vergangener Herrlichkeit befindet, wird uns als Graf Zinzendorf's Privat- und Studirzimmer bezeichnet. Ist nun der Raum auch kahl, öde, leer — gleich dem ganzen übrigen Schlosse: so war es doch hier, wo jener glaubenseifrige Aristokrat, der sich schon im zweiundzwanzigsten Jahre (1722) zum Beschützer der nach Deutschland eingewanderten „Mährischen Brüder" gemacht, als ihr Haupt erkoren wurde und sich zu einem ihrer bedeutendsten Lehrer und Geistlichen herangebildet hatte, — die hervorragenden Geister jener Zeitepoche bei sich empfing, die gleich ihm unermüdliche Thätigkeit auf religiösem Gebiete entwickelten! Sie kamen zu ihm nach dem einsamen Marienborn, wo Zinzendorf für sich und seine Familie während vierzehn Jahren seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, theils um jene sich mehr und mehr verbreitende Lehre der Böhmisch-Mährischen Brüderkirche zu prüfen, die — durch Huß in's Leben gerufen — aus allen Bedrückungen und Verfolgungen immer wieder emportauchte, um endlich in Deutschland durch Zinzendorf einen neuen mächtigen Verfechter, einen neuen eifrigen Verbreiter zu finden; — anderntheils suchte man ihn in der stillen Wetterau auf, um von ihm selbst den oft entstellten Sachverhalt seiner Streitigkeiten mit Rock — dem Haupte der Separatisten und Inspirirten — zu erfahren, die auf der Ronneburg lebten, wohin Zinzendorf und sein Anhang sich ebenfalls gewendet hatten, als seine Conflicte mit Sachsens Behörden ihn aus der eignen Heimat vertrieben.

Marienborns Geschichte meldet von vielfachem Uebertritt und Anschluß an jene dort von Zinzendorf begründeten Colonien, wie auch von manchem theologischen Streit, der da unter den Häuptern und Vertretern der verschiedenen Glaubenssecten ausgefochten — möglicher Weise auch erst recht eifrig begonnen wurde. Interessant ist ein altes Document aus jener Zeit über die verschiedenen Nationalitäten, die sich in Marienborn zusammenfanden und den Mährischen Brüdern anschlossen. Es lautet: „Am 10. Decbr. 1740 war eine Aufnahme in die Gemeinde, bei welcher man sehen konnte, daß der heilige Geist aus aller Welt Zungen sammelt. Von den sieben Brüdern, die zugleich aufgenommen wurden, war der Eine aus Polen, der Andere aus Ungarn, der Dritte aus der Schweiz, der Vierte aus England, der Fünfte aus Liefland, der Sechste ein Deutscher und der Siebente aus Schweden."

Ehe übrigens Graf Zinzendorf an der altkatholischen Glaubensstätte die so einfachen Lehren der Mährischen Brüder predigte, war das ehemalige Kloster schon einmal Schauplatz neuen kirchlichen Lebens geworden. Um den dort einige Jahre lebenden Einsiedler Hochmann von Hohenau zu hören, strömten Fürsten, Adel und Volk so massenhaft nach Marienborn, daß jene fast verfallene Kirche mitunter zu klein war, die Andächtigen zu fassen und der Redner gezwungen wurde, auf dem Plateau der nahen Berghöhe, dem „Marienborner Klosterkopf", zu predigen.

Im Jahre 1706, demnach dreißig Jahre zuvor, ehe Zinzendorf in die Wetterau kam, war es, wo Marienborn jene Bedeutung gewann, die sich späterhin mehr und mehr über das Isenburgische Gebiet verbreitete und welche — verzeichnet auf den Tafeln der Geschichte — das jetzt in den Fürstenstand erhobene alte Ritter- und Grafengeschlecht der Isenburger leuchtend aus den Reihen seiner Rang- und Standesgenossen hervortreten läßt. Es sind ihre vorurtheilslosen Thaten des Edelmuths, die Tausenden von Armen und Bedrängten ein Trost in ihrem Elend wurden und Heimatlosen neues Obdach gaben.

Ein Graf Karl August von Isenburg war's, der 1706 im Marienborner Schlosse dem verfolgten und schon durch halb Deutschland gehetzten Hochmann von Hohenau, der nirgends mehr willige Aufnahme fand, eine Zufluchtsstätte eröffnete und in der Marienborner Klosterkirche zu predigen erlaubte. — 1712 ging ein Graf Casimir von Isenburg noch weiter, indem er, voller Toleranz, Allen, die ihres Glaubens wegen litten, vertrieben, verfolgt und heimatlos waren, sein Land als sicheres Asyl anbot und volle Glaubensfreiheit Jedem, der da kam, gestattete

Diese Beiden waren jedoch nicht die Ersten ihres Geschlechts, die in edler Humanität Nothleidenden und Bedrückten halfen. Seit undenklichen Zeiten diente schon eine der herrlichsten Besitzungen des Hauses Isenburg — jenes großartige Bergschloß, die „Ronneburg", Flüchtigen und Heimatlosen als Obdach, die auch das Recht erhalten hatten, da zu bleiben so lange sie wollten, — ein Recht, das bis auf den heutigen Tag noch seine Benutzung findet. Schaaren von Juden waren es, die dort Aufnahme gefunden hatten und man weiß sich das ausgedehnte Privilegium nicht anders zu erklären, als daß um jene fernen Zeiten, wo die Judenverfolgungen zu Frankfurt am Main — die eine der dunkelsten Seiten im Geschichtsbuch der alten freien Reichsstadt füllen — an der Tagesordnung waren, Hunderte der unglücklichen Vertriebenen in die einsame Wetterau geflüchtet sind und auf der Ronneburg durch einen vorurtheilslosen Charakter den Beweis empfingen, daß nicht alles menschliche Gefühl gegen sie erstorben, daß es auch in jener dunklen Zeit Männer gab, die den Lehren des Christenthums gemäß handelten und Milde, Barmherzigkeit ohne Unterschied der Person ausübten.

Dieser Act wahrer Humanität steht — in so ausgiebiger Weise wie auf der Ronneburg aus- und durchgeführt — als ziemlich vereinzelter in einer Epoche da, wo Verblendung und erbarmungslose Härte sich so oft die Hand reichten, um in blindem wilden Fanatismus gegen einen ganzen Volksstamm zu eifern, der da einst „der auserwählte" unseres Gottes hieß.

Nicht mit Unrecht nimmt man vielleicht an, daß jene vor Jahrhunderten geschehene That des Edelmuths den Nachkommen des Isenburgischen Geschlechts als Beispiel zu ähnlichem Handeln diente und den Grafen Casimir

von Isenburg-Büdingen dazu veranlaßte, sein ganzes Land zu einer Freistätte des Glaubens zu machen.

Die weiten Dimensionen der Ronneburg ermöglichten am Meisten, ein derartiges Asyl zu werden, denn wie viele der ehemaligen Bauten dort auch schon in Verfall liegen, die Ringmauern jener Bergveste bergen noch einen förmlichen Häusercomplex. Zu drei und vier Etagen steigen die in Quadratform angelegten, weitgedehnten Flügelbauten empor. Erst wenn man ihre endlos langen Corridore durchwandert und die zahllosen Wohnungen gesehen hat, die sich wie das Zellengewebe im Bienenstock dicht aneinander fügen, begreift man, daß jeder Flügel die Hunderte der einzelnen Secten gut bergen, — hier die vielen jüdischen Familien leben, dort die Separatisten und Inspirirtengemeinden hausen konnten und trotzdem für viele der Salzburger Protestanten noch ebenso ausreichender Raum war, wie zuletzt der einzige noch leer stehende Bau, — gerade der älteste Theil der Burg mit seinen weiten Hallen und alten Bankelsälen — übrig genug Platz für Zinzendorf und die Mährischen Brüder bot, als er, im Jahre 1736 aus seiner Heimat verwiesen, Einlaß begehrend an die Ronneburg pochte.

Sieht man das mächtige Burgthor, das sich gastlich jedem Bedrängten öffnete, selbst nicht den so geächteten, wandernden Zigeunern verschloß; — sitzt man auf der verfallnen Brustwehr jener noch so starken Brücke und gedenkt der Hunderte, die einst darüber gezogen sind mit neuem Hoffen auf Frieden und ruhiges Leben: fürwahr die alte graue Ronneburg, diese Freistätte für jeden Heimatlosen und Verfolgten, spricht mächtig an unser Herz; — sie wird uns gleichsam heilig, und bewundernd schauen wir auf diese Veste, die sich als „Eine unter Tausend" glorreich aus der zurückgebliebenen Masse mittelalterlicher Ritterburgen erhebt und eine Vergangenheit hat, wie kein anderes Besitzthum deutscher Feudalherren aufzuweisen vermag. All jene anderen Ueberreste der Vorzeit, die von Berg und Fels oft so romantisch in unser deutsches Vaterland hineinragen und die ferne Vergangenheit urplötzlich mitten in unsere so veränderte Gegenwart zaubern, sind mehr oder minder durch ihre Schicksale ähnlich nach der Schablone geformt, wie ihr Aeußeres sich immer und wieder als Gleiches zeigt. Entweder bewohnte sie ein edler Ritter — ein frommer Bischof — oder sie war Schauplatz einer „treuen Liebe ohne Gleichen!" Dies ewige Einerlei der Sage und Geschichte macht uns oft müde, trotz allem Interesse an der Vorzeit, und bietet die Natur kein neu belebendes Element an jenen oft auf's Prächtigste restaurirten Stätten, gehen wir nicht selten gleichgültig durch all' die alten Rüstkammern und neuerstandenen Rittersäle, wo Fresken voll leuchtenden Farbenreichthums die vergessenen Thaten der edeln Burg- und Zwingherren wieder auffrischen — ja, wir athmen oft förmlich auf, stehen wir erst wieder im Freien und sehen, wo über den eingesunkenen Burgwällen und Ringmauern die Natur mit voller Hand, in tausend jungen Blüthen und Halmen, neues Leben über Todtes und Vergangenes gebreitet hat!

Wie anders auf der Ronneburg — der Heimat für Heimatlose aus den fernsten Landen! Durch die dort so tausendfach ausgeübte Großmuth gegen Unglückliche und Verfolgte scheint uns ihre früheste Vergangenheit gesühnt zu sein, die sie nicht abtrennt aus den Reihen der feudalen Schlösser, deren ritterliche Besitzer die wenig ritterliche Tugend des Weglagerns übten. Ein Fritz von der Ronneburg hauste sogar der Art arg im Lande, daß die empörten Bauern ihn eines Tags in den Wäldern des Alze-

nauer Freigerichts auffingen und durch Henkershand sterben ließen im Angesichte seiner fernen Burg. Der Sage zufolge ist der Scharfrichter jener interessante Jüngling aus Bergen, der später durch seinen gewagten Tanz mit einer Königin auf dem Maskenball zu Frankfurt a. M. den Ritterschlag erhielt und nun in Dichtung und Sage gefeiert, Ahnherr jenes berühmten Geschlechts der „Schelm von Berge" wurde, deren alte feste Stammburg bis zur Stunde von der Berger Höhe in die blühende Mainebene herabschaut und mit ihrem wappengeschmückten Portale, wie etlichen auf das Richteramt bezüglichen Malereien im Innern des Hauses, die romantische Geschichte der Vorzeit über Ursprung und Entstehung des Namens und Geschlechtes bekräftigt.

Von der Brücke der Ronneburg, wo sich eine bezaubernde Fernsicht bietet, kann man hinübersehen zum dunklen Saum des Alzenauer Freigerichts, das da sich gleichsam am Fuß des wilden Spessart hinzieht und wo Ritter Fritz von der Ronneburg starb. Seine Todesstätte heißt ein „verrufener" Platz und die Sage läßt ihn auch umgehen auf den Trümmern von Burg Hardeck, — einer Veste einstmals zu Haus Ronneburg gehörend — die ein unterirdischer Gang mit des Ritters Fritz Wohnsitz verband und in welchem er seine Schätze geborgen. Jetzt ist Ruine Hardeck ein friedlicher Wallfahrtsplatz für die Bevölkerung der Umgegend am Himmelfahrtstage. Der hellste Jubel steigt an solchen Tagen dort in die Lüfte und still wird es nur dann in der fröhlichen Schaar, wenn die Farben des Abendlichtes die gegenüber liegende Ronneburg umleuchten, das Gold der Sonne die zahllosen Fenster in eine Fluth von märchenhaftem Schimmer taucht und Purpurflammen, über den hohen Thürmen dahin ziehend, auf das graue Gestein der Mauern ihre warmen, lebensvollen Reflexe werfen. Das ist ein Anblick, der auf jede Natur ihren Zauber ausübt und auf die Wetterauer vorzugsweise! — Sie lieben ihre alte Ronneburg, sind stolz auf diesen Schmuck ihrer Berge — noch stolzer auf ihre interessante Vergangenheit. Erbleicht der feenartige Glanz, steigt aus den Schluchten der Nebel auf, so liegt das waldumkränzte Hardeck bald in seiner steten Ruhe da. Das Landvolk wendet sich seinen heimatlichen Thälern, seinen friedlich stillen Dörfern wieder zu und die Alten erzählen den Jungen auf den einsamen Wegen von dem ehemaligen Leben in der Wetterau — von den vielen Menschen, die da einmal wohnten und welche ihre Aeltern lieb gewonnen hatten, weil sie so fromm und gut, so arbeitsam und fleißig waren.

Die nach Deutschland um's Jahr 1722 ausgewanderten „Mährischen" oder „Böhmischen" Brüder waren größtentheils Nachkommen der christlichen Gemeinde, die sich Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aus den strengen Hussiten in Prag bildete, ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die Bibel gegründet und ihre Verfassung den ältesten Einrichtungen der ersten apostolischen Christengemeinde entnommen hatte. Diese Grundlage ihres Glaubens, ihrer Lehre und ihres Lebenswandels errang sich bekanntlich den ungetheilten Beifall der Kirchenreformatoren des sechszehnten Jahrhunderts. Nach jahrhundertelangen Bedrückungen verließen sie, deren Grundsatz war: „Friede mit aller Welt", den Boden ihrer Heimat, um in unserm Vaterlande eine immer weitere Verbreitung zu gewinnen und von da aus ihre Colonien auch bis in die fernsten Welttheile zu erstrecken.

Graf Nicolaus von Zinzendorf, Rittergutsbesitzer in der Lausitz und sächsischer Staatsdiener, nahm die Mährischen Brüder 1722 auf seinem Gute Berthelsdorf auf und in dessen Nähe, am Hutberge, gründeten sie ihre erste

Colonie unter seinem Beistande. Sie erhielt den Namen Herrnhut, nach dem später der alte Name der Gemeinde „Mährische Brüder“ mehr und mehr in der Bezeichnung „Herrnhuter“ unterging. — Zinzendorf gerieth wegen jener Colonisten, denen er sich anschloß und deren Lehre er verbreitete, später in Streit mit seiner Landesbehörde, wurde aus der eignen Heimat fortgewiesen und wandte sich darum 1736 jener allgemeinen Glaubensfreistätte in der Wetterau zu.

Zinzendorf, im Jahre 1700 geboren, hatte zu der Zeit, als er auf die Ronneburg kam, schon einen weit verbreiteten Ruf als eifriger Glaubensheld. Er hatte den Lehren der Mährischen Brüder bedeutende persönliche Opfer gebracht und durch Thaten ebenso wie in Worten bewiesen, daß es ihm Ernst mit seinem Glauben war. Nach Berichten seiner Zeitgenossen besaß er nicht allein eine „bezaubernde Persönlichkeit“, auch ein anderes äußerst wirksames Mittel zur Unterstützung seiner religiösen Bestrebungen: „eine hinreißende, Alles besiegende Macht und Gewalt der Rede“. Um sich ganz den Mährischen Brüdern widmen zu können, hatte er seine Stellung im Staatsdienst aufgegeben und war Geistlicher geworden. 1737 wurde er in Berlin als Bischof der Mährischen Brüder ordinirt; er hatte zuvor wiederholt in Stralsund, in Tübingen öffentlich und unter großem Beifall gepredigt und erhielt, wo immer er sich prüfen ließ, ehrenvollste Zeugnisse über seinen redlichen Willen, Eifer und ernstes Streben. Höher als all' diese Auszeichnungen galt ihm der Ausspruch von Theologen: „daß sie in der Lehre und dem Glauben der Mährischen Brüder keinen Separatismus von der Evangelischen Kirche sähen, sondern anerkannten, daß ihre Basis sich in allen Hauptsachen an die Augsburgische Confession anreihte.“

Der Anhang, den Zinzendorf und die Mährischen Brüder so schnell und umfassend in der Wetterau gewannen, erbitterte wol hauptsächlich Rock und die Inspirirten gegen ihn. Zinzendorf sagt in einem seiner ersten Briefe von der Ronneburg: „Das Schloß ist prächtig, aber wie die verwünschten Schlösser in den Propheten beschrieben werden; die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuche, die Inseln der Heiden und tobenden Wellen sind die uns von Alters her bestimmten Stellen.“

Jene „wilden Sträuche und tobenden Wellen“ — jene gegen Zinzendorf und seine Lehre eifernde Parthei auf der Ronneburg — müssen ihm aber doch auf die Dauer nicht behagt haben, denn nachdem er die schöne Bergveste einmal verlassen hatte, kehrte er dort hin immer nur auf kurze Zeit zurück. Im Marienborner Schlosse, wo er die erste feste Colonie der Mährischen Brüder in der Wetterau begründete, blieb fortan sein Wohnsitz Die ausgedehnten Flügelbauten jenes Schlosses reichten aber bald nicht mehr für alle der Gemeinde beitretenden Glieder aus und in der Ronneburg, wo eine Zweigcolonie zurückgeblieben, fehlte es ebenfalls später an Raum für allen Anspruch Derer, die sich den Mährischen Brüdern anschließen wollten. An verschiedenen anderen Orten der Wetterau, in Leutstedt, Himbach, namentlich aber im Dorfe Lindheim wurden von Zinzendorf Anstalten zur Aufnahme von Brüdern und Schwestern getroffen. Sein Anhang wuchs mehr und mehr und all' jene Orte und Stätten füllten sich der Art, daß man an neue, größere, dem Bedarf entsprechende Räumlichkeiten denken mußte Das weite Plateau eines der Ronneburg gegenüberliegenden Bergrückens, die eine der flachen Höhen des Haags wurde zur Ansiedelung erwählt und 1743 erstand dort die schönste Colonie der Herrnhuter, der „Herrnhaag“.

In gleicher Weise mehrte sich der Anhang Zinzendorf's in anderen Ländern, wohin er theils selbst reiste und die Lehre der alt-mährischen Brüderkirche predigte und verbreitete, theils auch nur Missionare sandte: in England, Holland, Liefland, in Amerika und Grönland.

Ein Bild der Colonie „Herrnhaag“ aus dem Jahre 1750 zeigt deutlich die weite Ausdehnung, welche jene Ansiedelung gewonnen hatte. Sie einte schnell nahe an tausend Seelen und dieser starke Zustrom von nah und fern mag wohl die Veranlassung zu Rock's sehr niedlichem Trauerliedchen gegeben haben, welches die wehmüthige Strophe enthält: „Die Herrenhuter werben, die Inspirirten sterben.“

Trotz dieser Blüthezeit der Mährischen Brüderkirche in der Wetterau, trat schon wenige Jahre später eben so rasch ihr Verfall ein. Zinzendorf und die Herrnhuter irrten, als sie von den schlichten Weisen der alten Brüderkirche abwichen und an Stelle eines heiligen Ernstes, einer edlen Einfachheit, Spielereien und Ueberschwänglichkeiten einführten.

Liest man ihre Lieder und Litaneien aus jener Zeit über die Wundenmale Christi und ähnliche Gesänge, so begreift man kaum bei diesen dunklen formlosen Worten und Versen, wie ein vernünftiger und frommer Mann, der die Bibel in ihrer unendlich ansprechenden Einfachheit und Schönheit kannte und liebte, auf solche Abwege gerathen, an derartigen schwülstigen und unnatürlichen Ausdrücken und Ideen Geschmack und Freude finden konnte! —

Obwol eingesehen und verbessert, wurden diese Fehler doch die Ursache zu all' den eintretenden Conflicten mit der Landesbehörde und hatten zuletzt den Fortzug der Mährischen Brüder aus der Wetterau zur Folge, welcher von der ganzen Bevölkerung so tief beklagt wurde, noch jetzt bedauert wird.

Graf Zinzendorf's specieller Freund und Gönner — jener edle Graf Casimir von Isenburg-Büdingen, der 1712 sein Landesgebiet zur Glaubensfreistätte für Vertriebene und Verfolgte gemacht, starb 1750. Er würde den Einflüsterungen, welche die Herrnhutergemeinden verdächtigten, kein Gehör geschenkt, Vorschläge nie gebilligt haben, die da das Haupt der Mährischen Brüder kränken und verletzen mußten. Anders mit dem neuen Landesherrn der sich neu gestaltenden Regierung in Büdingen. Die Räthe des Isenburgischen Landes verlangten nämlich von den Herrnhutern: „die Gemeinden sollten sich im Huldigungseide gegen den neuen Landesherrn, Graf Gustav Friedrich von Isenburg, von ihrem bisherigen Haupte, Nicolaus von Zinzendorf, lossagen — im Weigerungsfalle das Land verlassen — die Colonien binnen eines Zeitraums von drei Jahren geräumt haben.“

Von Zinzendorf sich lossagen, der einst der erste Beschützer der heimatlosen Brüder aus Mähren war, der ihnen Asyl auf seinem eignen Boden gegeben und nun durch achtundzwanzig lange Jahre für sie gewirkt und gearbeitet hatte! — — — Waren von jenen einstmals in Deutschland eingewanderten Brüdern auch nur wenige noch in der Wetterau, befanden sie sich theils in Herrnhut, anderntheils als Missionare in fernen Landen, oder aber waren auch schon Viele von ihnen gestorben: die That war unvergessen, nicht nur bei Kind- und Kindeskind, allen andern, allen neuen Gemeindemitgliedern war Zinzendorf ja auch ein Freund, ein Helfer, Stütze und Berather wie treuster Seelsorger gewesen! — — — So schrecklich denn auch die an die Gemeinden gestellte Alternative war — so traurig ein so frühes Aufgeben der neugefundenen und schönen Heimat: es herrschte nur

eine Stimme, ein Entschluß über die Wahl. Die würdige Erklärung der Herrnhuter lautete: „Wir lassen nicht von unserm Wohlthäter.“

Eine Frist von drei Jahren war den Gemeinden von der Behörde zur Auswanderung gegeben worden. Nach drei Tagen aber ergriffen schon alle ledigen Brüder und Schwestern den Wanderstab und zogen gen Pennsylvanien. Möglichst rasch folgten ihrem Beispiele die Zurückbleibenden und lange vor der anberaumten Zeit war der Herrnhaag verödet, Marienborn entvölkert, die Ronneburg und alle übrigen Wohnstätten der Herrnhuter verlassen! — — —

Zinzendorf starb zehn Jahre nach dem Untergange seiner Colonien in der Wetterau, 1760 — wenige Tage vor seinem sechzigsten Geburtstage, in Herrnhut.

Das Marienborner Schloß, der Herrnhaag blieben fast siebzig Jahre lang verlassene Stätten. 1826 wurde Ersteres Zuflucht und Heimat der aus Schwarzenau im Wittgenstein'schen vertriebenen Separatistengemeinde; 1828 nahmen deren aus Edenkoben in der Pfalz ebenfalls ausgewiesenen Brüder und Glaubensgenossen vom Herrnhag Besitz, ermietheten auch die leer stehenden, weitläufigen Bauten des früheren Nonnenklosters Engelthal und lebten an all' den Orten, wie auf der Ronneburg bis 1843.

1841 hatte ein Schreiner aus Neuwied, Namens Metz, „ein zweiter Rock“ — wie er genannt wird — die Idee zu einer allgemeinen Auswanderung der Separatisten nach Amerika angeregt. Sie kam zur Ausführung und Buffalo wurde ihr Ziel. Nur Wenige blieben zurück und diese wie ihre Nachkommen leben bis auf den heutigen Tag in der Wetterau, theils in Himbach, theils in Eckartshausen — Dörfern in der Nähe von Marienborn. Ihr Ruf ist der beste; sie gelten gleich den Herrnhutern für sehr fleißige, geschickte, stille und fromme Menschen. Wie ihre Vorfahren sind sie noch völlig abgetrennt von unserm Gottesdienst und der Kirche, kommen wie Jene nur von Zeit zu Zeit zu gemeinsamem Gebete zusammen und feiern bei solchen Anläßen auch ihr sogenanntes Liebesmahl, wie es schon zu Rock's Zeiten bestand.

An dem Tage, wo wir auf einer Reise durch die Wetterau in dem so reizend zwischen Bergen gelegenen Dörfchen Eckartshausen Quartier aufschlugen, das die einst so gastlichen Mauern der Ronneburg dem wandernden Touristen nicht geben können — da fand dort gerade eine Versammlung der Separatisten und ihr Liebesmahl statt. In wem wäre bei solcher günstigen Gelegenheit nicht der Wunsch aufgetaucht, Mitglieder dieser eigenthümlichen Secte kennen zu lernen? — Die Erfüllung bot nicht die geringste Schwierigkeit — ich verlebte den Abend mit ihnen und zähle seither diese Stunden und Tage in Eckartshausen zu den interessanten meines Lebens. So abgeschnitten wie möglich von der Welt lebend — fern allem Verkehr mit anderen Menschen stehend, ist in ihrem Wesen nichts zu entdecken, das solch ein völliges Abtrennen bemerklich machte oder an irgend welchen Mangel in der Umgangsform mahnte. Ihre Ausdrucksweise ist eine durchaus gebildete; ihre Art zu sprechen hat etwas Sanftes, Ruhiges und ihre Antworten fielen mir oft als eben so kurz wie inhaltreich auf. Mag nur ein Beispiel Letzteres kennzeichnen. Auf meine Frage nach ihren Glaubens- und Lehrsätzen entgegnete die Eine: „Wir leben nach der Bibel und in einem steten Verkehr mit dem Herrn.“ — Die Fortsetzung des Gesprächs zeigte, daß Alle in der That so bewandert in der heiligen Schrift waren, um es ruhig mit Theo-

logen aufnehmen zu können. Unter einander nennen sie sich „Bruder“ und „Schwester“. Die Bezeichnung ist ihnen so genügend, daß Nennung jedes Namens, der in der Welt gilt, fortfällt und wir auch aus dem Grunde nicht die Namen zweier Fremden hörten, die wenige Tage zuvor erst zu den Separatisten gekommen waren und mit ihnen das Liebesmahl gefeiert hatten. Es war ein Ehepaar und der Mann schien uns in der Secte die Stellung eines Gemeindehauptes einzunehmen. Er hatte lange Jahre in England gelebt, einzig um die dortigen Secten zu studiren; und hätte ich ihn nicht unter den Eckartshauser Separatisten gefunden und man uns gesagt, er habe beim Liebesmahl an dem Tage gepredigt, würde ich ihn eher für einen Anhänger der Darwin'schen Lehre gehalten haben.

Immer und wieder trat mir an jenem Abend, unter einem Gespräche, das so interessant wie möglich und das man am wenigsten in einem einsamen, abgeschiedenen Dorfe der Wetterau hätte erwarten sollen, — ein Bild vor Augen, das die Ronneburg geboten. Wir fanden dort bei unserm Umzug durch die Burg in jenem Hofe, der die Flügelbauten eint, wo hauptsächlich die Vertreter aller Secten wohnten, eine der letzten Jüdinnen, die noch in der alten Bergveste leben. Sie lehnte unterhalb eines Erkers an einer Säule, von welcher wir zuvor entziffert hatten, daß 1570 der Grundstein zu dem Bau gelegt worden. Der Erker — ein kleines Juwel der Baukunst — stößt an den Saal, der später den Inspirirten als Betsaal diente und in dem auch Calvin einstmals den auf der Ronneburg lebenden Juden das Christenthum gepredigt hat! — Gegenüber steht der älteste Theil der Burg, und die Thüren, oberhalb der bemoosten Steintreppe, die zum Rittersaale führen, waren noch weit aufgeschlagen, so daß man die Pfeiler sah, welche die gewölbte Kuppel tragen. — Da hinein schaute nun die alte Jüdin mit sinnendem Auge, wandte sich dann zu uns hin, indem sie auf die offne Halle deutete, und sprach: „Dort, dort an dem Eingange, da soll Graf Zinzendorf immer gestanden haben, wenn er predigte! Mein Großvater hat mir oft davon erzählt und mir Alles beschrieben, wie der ganze Hof voller Fremden stand und wie an allen Fenstern Leute waren, um ihn zu hören — ja, wie selbst Die von den Thürmen herabkamen, die sonst nur Nachts wach waren, wo sie die Sterne betrachteten und ihren Lauf studirten. Nur hier oben, da war Alles still und Niemand zu sehen, wenn die Herrnhuter Gottesdienst hielten.“ — Sie blickte dabei mit seltsamem Lächeln zu dem Flügel empor und fuhr dann rascher fort: „Ja, hier oben, da war es immer still, da lagen die Separatisten und Inspirirten in stummen Gebeten und harrten der Erweckung, — dort, bei den Mährischen Brüdern, sang man laut und betete laut, und zwischen Beiden, da in jenem Flügel wohnten wir Juden, die wir an Moses alter Lehre festhalten und keinen Christus als Erlöser anerkennen. Ein so kleiner Raum der Erde vereinte so viel verschiedenen Glauben; doch wie verschieden Glaube, Gesang und Gebet: Alles, Alles war zur Ehre des einen Gottes, der unser Aller Gott ist!“ — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von Eckartshausen begaben wir uns nach dem Herrnhaag. — Durch herrlichen Wald führt der Weg über Berg- und Hügelland hinauf zum Haag — vorüber an der Ronneburg und den Trümmern Hardecks — jenem Wallfahrtplatz der Wetterauer am Himmelfahrtstage, und jede freiere Lichtung in dem Walddunkel zeigt in der Ferne die kleine Kirche des Haags. Unweit von ihr, am Bergesabhang, aus dessen Tiefe Büdingen, die Residenz des

Fürsten von Isenburg, emporsteigt, liegt noch der letzte Rest der Zinzendorf'schen Coloniekirche und etliche Häuser. Die bezaubernde Lage dieses alten Herrnhaags, die ganze reizende Umgebung mahnt an jene tiefe Poesie, die wie ein Nimbus über allen stillen Klosterstätten liegt.

Der Herrnhaag gehört noch dem Fürsten von Isenburg-Büdingen, ist aber seit Jahren an einen Fabrikanten vermiethet, der in der Nähe eine Wollspinnerei anlegte. Die letzten größeren Baulichkeiten der Colonisten sind in sein Wohnhaus umgewandelt. Aus der Kirche, die vierfach durchgetheilt ist, wurden Stuben gebildet, und der obere breitgewölbte Kuppelbau dient als Lager für die fertigen Wollsträhne. In bunten Ballen und Schichten liegen sie da aufgethürmt, wo einstmals verhallend der Ton der Orgel, die lobsingende Menschenstimme hinauf klang und zwischen ihnen erheben sich, frei und stark emporstrebend, zwei mächtig schöne Säulen, die die Wölbung tragen. Wer mag beim Anblick dieser lichten festen Pfeiler nicht an jene beiden starken Säulen des Lebens ganz unwillkürlich gedacht haben: „Glaube und Hoffnung", die oft auch allein den Untergang blühenden Glücks überdauern und uns siegreich durch die bunten Schichten der Jahre, des irdischen und wechselvollen Daseins tragen! —

Stehen und weilen auch nicht viele Fremde an diesen jetzt so vereinsamten Orten der Wetterau: ganz unbesucht sind sie doch nicht. Zu flüchtiger Einkehr ziehen noch oftmals Herrnhuter verschiedener Brüdergemeinden durch's alte Thor der Ronneburg, in Marienborns verödetes Schloß und an des Haags entvölkerte Stätte. Man erzählte uns dort sogar von einem Herrnhuter aus Amerika, daß er nur aus dem Grunde eine Reise nach Europa angetreten habe, um in der Wetterau auf dem Boden zu stehen, den Zinzendorf zu den ersten Colonien der Mährischen Brüder in Deutschland auserwählt hatte und wo sein Großvater hundert Jahre zuvor der Gemeinde beigetreten war, welcher auch einer der Ersten gewesen, die 1750 in Folge jener Conflicte den Wanderstab ergriffen.

Auf der Höhe des Haags, wo sich in Wahrheit eine Kette zauberisch schöner Landschaftsbilder aneinander reiht, da hielten — als ich dort stand — die Gedanken unwillkürlich Schritt mit den Augen und zogen eine verbindende Brücke von einer der alten Colonien zur andern. Gegenüber tauchte im blauen Licht der Ferne, von leichten Wolkengebilden umflossen, die Ronneburg aus den bewaldeten Bergzügen empor, in die das Abenddämmern seine ersten Schatten warf. — Wer vermöchte sich von dem Bilde rasch fort zu wenden, um das die Erinnerung einen so reichen und grünen Kranz gebreitet hat? — Und wer's erschaute, wenn die Sonne sank, wie hin auf Gold gemalt die alten Mauern in dem Dunkel standen, das der Jahrhunderte Lauf auf ihr Gestein gelegt, der trennte sich auch ganz gewiß nicht früher von jener Höhe, bis Stern um Stern ein glänzend Diadem um die hohen Spitzen der Thürme gereiht, die, weit hinausragend über Zinnen und Warten, so stolz und kühn zum Horizonte streben, als trügen sie das Bewußtsein ihrer schönen Vergangenheit in sich „ein schützend Asyl für so Viele von Denen gewesen zu sein, die um ihres Glaubens willen litten!"

---

# Erckmann-Chatrian,

## das Elsaßer Dichterpaar.

Es hat für uns Deutsche immer etwas Eigenthümliches, wenn wir, wie dies in Frankreich alle Tage geschieht, die Association, die treibende Kraft der Gegenwart, aus dem Handelsverkehr in das Bereich der geistigen Thätigkeit übertragen sehen. Jenseits des Rheins sind literarische Vergesellschaftungen zur Production künstlerischer Erzeugnisse indessen keineswegs eine Seltenheit und wenn jedes Compagnie-Geschäft dieser Art in derselben Weise betrieben würde, wie dies von Seiten der Elsasser Erckmann-Chatrian geschieht, so dürften sich Kunst und Künstler kaum schlecht dabei stehen.

Die beiden genannten Schriftsteller sind bei uns in Deutschland längst keine Fremden mehr. Ihre großen Epen in Prosa, welche den nationalen Ruhm Frankreichs gleichzeitig, wenn man so sagen darf, besingen und beklagen, haben bei der gebildeten Lesewelt Deutschlands im Original wie in der Uebersetzung sich das Ehrenbürgerrecht erworben und die besondere Theilnahme, die wir immer noch für Alles empfinden, was, selbst im fremden Gewande, anheimelnd aus dem Elsaß zu uns herübertönt, mag wohl zunächst die Sympathien mit geschaffen und begünstigt haben, die wir dem Werke dieser Männer von Anfang an entgegen trugen.

Dennoch würde man sich in Deutschland einer gewaltigen patriotischen Täuschung hingeben, wenn man diese Männer für etwas Anderes nähme, als was sie von Grund des Herzens sind, nämlich Franzosen. Sie sind Franzosen vom Scheitel bis zur Sohle, von Herz und Verstand und wenn sie als Schriftsteller dennoch von einer in Frankreich ganz ungewöhnlichen Originalität erscheinen, wenn sie sich schier seltsam abheben von Dem, was die Tradition der französischen Literatur das Gemeingut aller ihrer Kinder werden läßt, so ist dies immer, weil sie ein Plus mitbringen, das allen ihren mitstrebenden Landsmännern abgeht, ein Plus, das sie freilich der engeren Heimat, der Provinz verdanken, aus der sie entsprossen und das kein französischer Patriotismus in ihnen zu ersticken vermochte: das deutsche Gemüth.

Die Geschichte dieser beiden Männer ist einfach und doch verschlungen genug. Der Eine, Erckmann, ist rein deutsch-schwäbischen Ursprunges, während der Andere, Chatrian, obgleich ebenfalls im Elsaß, in dem Weiler Soldatenthal, nahe bei Pfalzburg, geboren, seine Vorfahren zunächst nach der Auvergne und in noch früherer Zeit bis nach Corsica und Italien hin zurückverfolgen kann.

Der jetzt 47 Jahr alte Emil Erckmann, Sohn eines Buchhändlers, war in seiner Jugend nicht eben der fleißigste Schüler des Pfalzburger Gymnasiums. Dennoch kam er schon im Jahre 1842 nach Paris, um sich dort dem Rechtsstudium zu widmen. Aber der Aermste vermochte nie, sich mit dem Corpus juris oder dem Code Napoléon zu befreunden und nachdem er im Jahre 1848 einen Moment lang die Feder mit der Büchse vertauscht, gelangte er endlich, nach mannichfachen Unterbrechungen, im Jahre 1857 dahin, sein drittes und letztes Examen zu bestehen. Aber wie theuer war diese nutzlose Glorie erkauft, nutzlos, weil er schon im folgenden Jahre dem Dienst der blinden Göttin für alle Zeiten Valet gab. Erckmann gesteht es heute mit der ihm eigenen Bonhomie selbst ein, daß er niemals im Stande gewesen, auch nur das leichteste juristische Thema zu begreifen; so daß er endlich auf den immensen Gedanken verfiel, den gesammten Code Napoléon von Anfang bis Ende wörtlich auswendig zu lernen. Obwohl er bei dieser anstrengenden Gedächtnißarbeit sein ganzes Haupthaar verlor, so machte er sich doch auf diese Weise wenigstens eine mechanische Wissenschaft zu eigen, die für die Examina gerade ausreichte, und die er dann rasch über Bord warf.

Während er sich so abarbeitete und Paris zeitweise verließ, um in der Abgeschiedenheit der heimatlichen Kleinstadt gewisse Paragraphen der Gesetze seinem widerspenstigen Kopfe leichter einzuprägen, war der vier Jahre jüngere Alexander Chatrian vom Gymnasium Pfalzburgs nach Belgien verschlagen worden, wo er sich, seinen Familientraditionen gemäß, der Glasmanufactur widmete. Aber trotzdem ihm hier eine angemessen honorirte Zukunft blühte, verließ er plötzlich, zum großen Schrecken der Seinen, diese Stellung, um, von heißem Wissensdurst erfaßt, nach Pfalzburg auf's Gymnasium zurückzukehren. Dort trat er als „maître d'études" ein, d. h. er erkaufte sich das ersehnte Recht, die Lehrvorträge gratis anhören zu dürfen, durch die mühselige Ueberwachung der Ganz-Pensionaire der Anstalt bei ihren häuslichen Arbeiten.

Hier lernten sich die beiden jungen Männer durch Vermittlung des bejahrten Professors Perrot kennen und faßten sofort eine solche Zuneigung für einander, daß sie alsbald unzertrennlich wurden.

Und nun begab sich das Wunderbare. Obgleich von ganz verschiedenem Bildungsgange und sehr abweichender Charakter- und Empfindungsweise, wußten sich die beiden Freunde dennoch über eine Anzahl von Punkten in Religion, Philosophie, Literatur, Kunst &c. dergestalt zu einigen, daß sie sich eine fast durchweg gleichartige Gefühls-, Denk- und Sinnesart zu eigen machten. Aus diesem Zusammenleben entstanden nun eine Reihe von Erzählungen von derartiger Einheit der Composition und des Styls, daß längere Zeit hindurch, selbst als schon die Tage des Erfolgs für sie gekommen waren, Niemand auf den Gedanken verfiel, daß sich hinter dem literarischen Firmenschilde Erckmann-Chatrian zwei durchaus verschiedene Persönlichkeiten verbergen könnten.

Freilich ging es ihnen im Anfang schlecht und übel genug. Ihre Novellen fanden nur in Provinzorganen Absatz oder blieben ganz im

Manuscriptschrank liegen, nachdem sie vergeblich die Runde bei allerhand Redactionen gemacht. Beide verzweifelten schier an ihrem schriftstellerischen Berufe. Erckmann — es war vor 1857 — nahm seine juristischen Gedächtnißübungen wieder auf und bedauerte es im Stillen lebhaft, seinem früheren jugendlichen Drange nicht gefolgt und einfach Metzger geworden zu sein. Chatrian dagegen hatte einen bescheidenen Platz in den Bureaux der französischen Ostbahn-Gesellschaft in Paris erhalten und lebte ganz seinen administrativen Arbeiten. Wenigstens am Tage. Aber am Abend, wenn die beiden Freunde gemüthlich in einer Bierhalle am Boulevard Straßbourg saßen, Erckmann einen Schoppen nach dem andern leerend, Chatrian sich mäßig mit zweien begnügend, da konnten sie es nicht unterlassen, gegenseitig, wie früher, phantastische Erzählungen gesprächsweise auszuspinnen. Jeder gab dann hinzu, was seiner innersten Natur entsprach: Erckmann, den phantastischen, fast Callot-Hoffmann'schen Zug, Chatrian die scharfe, klare, unerbittliche Logik und war Alles ebenmäßig behandelt und genau durchgesprochen, dann ging es an die Arbeit. Bald war es der Eine, der schrieb, bald der Andere; oft auch schrieben Beide dasselbe Capitel gleichzeitig und zweimal, und es war merkwürdig, zu sehen, wie ähnlich in Darstellungs- und Auffassungsweise die beiden Entwürfe ausgefallen waren. Dann ging's nochmals an's Feilen und Ueberfeilen des geschrieben vorliegenden Ganzen, wobei besonders Chatrian mitleidlos das Dickicht der romantischen Auswüchse, die der Freund etwa hatte hineinwachsen lassen, ausschnitt, und darauf blieb das also Geschaffene sich selbst überlassen. Man hatte so viel daran gearbeitet, daß man das Bewußtsein besaß, das Seine redlich gethan zu haben und fanden sich ja einmal Leute, die, selbst mit Aussicht auf Absatz, Aenderungen oder Zugeständnisse an den Geschmack des Tages verlangten, so wurden sie ohne Weiteres abgewiesen.

Da kam mit dem Jahre 1859 der erste größere Erfolg: „Der berühmte Doctor Matthäus" wurde in der Revue de Paris abgedruckt, nachdem Chatrian das Manuscript ein halb Jahr lang in der Rocktasche umhergetragen und es überall vergebens angeboten hatte. Die „Phantastischen Geschichten; die „Geschichten vom Ufer des Rheins"; die „Erzählungen aus dem Gebirge" u. A. m. schlossen sich daran in rascher Folge. Es weht ein eigenthümlich „teutonischer Zug" durch alle diese Erzeugnisse dichterischer Phantasie. Ein klarer Realismus, der dennoch vom Tone trockener Photographie weit entfernt blieb, eine wirklich gefühlvolle Saite klang aus den einfachen Begebenheiten hervor, die nicht selten einen Stendhal'schen Humor zeigten und eine waldfrische Natürlichkeit war diesen Productionen dabei tiefinnerlich eigen, so daß den Franzosen die Berge, Schluchten und Thäler des Vogesenlandes durch diese Schriftsteller gleichsam zum ersten Mal erschlossen und zum gemeinfaßlichen Verständniß gebracht wurden.

Aber trotz aller Volksthümlichkeit dieser Novellenproduction blieb dieselbe doch fast ausschließlich Eigenthum der delicateren Lesewelt, die sich von dem Romanfeuilletonfüllsel der meisten Organe der Tagespresse mit

Ekel abgewendet. Da erschien im Jahre 1863 im Journal des Débats der erste größere vaterländische Roman: „Frau Therese oder der Freiwillige von 1792" und nun war der Weg gefunden, der zum Herzen des Volkes aller Schichten führte, der Sesam, der den Verfassern Hütten und Paläste öffnete. Wie Alexander Dumas Vater in seinen besten Tagen die Degenromantik in der Zeit der letzten Valois dargestellt, so schilderten sie mit Meisterhand die Großthaten der nationalen Ruhmesepoche, indem sie gleichzeitig die Rückseite der Medaille dem Auge der Leser vorführten und so die gefährlichste Ausartung der französischen Vaterlandsliebe, den Chauvinismus, mit seinen eigenen Waffen, auf seinem eigenen Gebiete bekämpften. Wie unermeßlich groß ihr Einfluß gewesen, welch treffliche Früchte ihre Propaganda für die Segnungen des Friedens im ganzen Lande gezeitigt, wie tiefeingreifend die Wirkung auf das gesammte politische Denkvermögen der Nation war, die hier zum ersten Male erfuhr, wie theuer eigentlich „la gloire" Land und Leuten zu stehen gekommen — das hat am Besten die Geschichte der letzten Jahre und am Deutlichsten der Verlauf der jüngsten Generalwahlen in Frankreich bewiesen, wo überall im ganzen Lande den Abgeordneten aller Farben ein ausdrückliches Friedensprogramm mit auf den Weg gegeben ward. In dieser Beziehung ist ihr Wirken ein wahrhaft civilisatorisches gewesen und die dreizehn Auflagen von „Frau Therese", die einundzwanzig Auflagen der „Geschichte eines Conscribirten von 1813"; und die siebzehn Auflagen von „Waterloo" haben in dieser Hinsicht größeren Einfluß ausgeübt, als alle Friedens-Congresse des Continents von Europa.

Freilich den Autoren selbst gegenüber darf man diese Seite ihrer Wirksamkeit nicht allzu sehr betonen. Denn was sie gethan, das haben sie als ehrliche Poeten, ohne Tendenz und sonstige Hintergedanken gethan Aber was ihnen Schmerz bereitet, das ist, daß noch Niemand darauf hingewiesen, wie sehr sie bemüht sind, dem französischen Volke seine Sprache in ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzugeben. In ihren Schriften kommt kein abstracter Ausdruck vor, um eine materielle Sache zu bezeichnen und Alles wird sorgfältig vermieden, was nicht in Form und Wurzel wirklich rein französischen Ursprungs ist. Dies Streben und seine consequente Durchführung ist gewiß überaus anerkennenswerth. Allein es ist doch wol etwas zu weit gegangen, wenn man, gegenüber den unnachahmlichen inneren Schönheiten ihrer Werke, den sonst so kaustisch-scharfen Chatrian im Gespräch gerade auf diese Aeußerlichkeit den Schwerpunkt seiner und seines Freundes Thätigkeit legen hört.

Die letzten Arbeiten und Erfolge Erckmann-Chatrian's sind: die „Geschichte eines Bauern" und der „polnische Jude". Die Geschichte eines Bauern ist ein culturhistorisches Gemälde der Revolutionszeit, das dem Volke, dem Arbeiter, dem Landmann in starkumrissener Weise die Geschichte seiner Vorfahren erzählt und ihm klar macht, wie sie es gewesen, die mit ihrem Blute die Errungenschaften der Revolution erkauften. Aber dieses Buch ist nicht nur „schön und gut", wie die Griechen es verstanden, sondern in seiner nüchternen, schwunglosen



Erckmann- Chatrian.



und doch zugleich voll Einfachheit nicht selten begeisternden Weise, ist es ein vor Allem **nützliches** Werk, das in dem Bauern und Kleinbürger das Gefühl seiner Zusammengehörigkeit mit dem Staate auf das Ergreifendste weckt und nährt.

Der „polnische Jude“ dagegen ist ein Drama; der erste und einzige Bühnenversuch der Freunde, der Erfolg und zwar einen glänzenden Erfolg gehabt. Die Fabel, aus einer ihrer volksthümlichen Geschichten entnommen, ist so einfach als möglich; der dramatische Aufbau naiv, fast ungeschickt. Der ganze Schwerpunkt des Stückes ruht in der vorletzten Scene; aber diese Scene ist so originell, so gewaltig, so packend, daß alle dramatischen Schwächen und Sünden darüber vergessen werden und ein nicht endenwollender Beifall nach jeder Aufführung den Sieg des Stückes rettet. Die Scene spielt natürlich im Elsaß und die Frische des Localtons verleiht dem Stück einen germanischen Parfüm, den das blasirte pariser Publicum wohl zu würdigen weiß. Der Bürgermeister eines kleinen Dörfchens hat vor zwanzig Jahren, als er nur erst der dem Bankerott nahe Schänkwirth Matthes war, einen bei ihm einkehrenden polnischen Juden in eisiger Winternacht ermordet und den Leichnam darauf im Kalkofen verbrannt. So sind alle Nachforschungen der Gerichte vergeblich gewesen. Der durch den Raubmord reich gewordene Matthes will seine Tochter nun an einen Gendarmen verheirathen, um so im Nothfall, wenn doch ein Verdacht entstehen sollte, stets einen rechtsgewaltigen Vertheidiger zu haben. Das Glück begünstigt ihn. Seine Tochter und der Gendarm lieben sich. Die Hochzeit soll stattfinden. Da wird das schlafende Gewissen des Bürgermeisters durch die Einkehr des Sohnes jenes Ermordeten wachgerufen. In jedem Augenblick hört er das Schellengeläut des Schlittens, in welchem sein Opfer vor zwanzig Jahren angelangt war. Sein nervöser Zustand wird immer bedenklicher. Er fürchtet, im Schlafe vielleicht sein Geheimniß auszuplaudern und läßt sich in ein entlegenes Zimmer betten. Die Wände können nichts wiedersagen. Dies ist die Nacht vor der Hochzeit. Matthes geht schlafen. Ein durchsichtiger metallener Vorhang senkt sich herab auf die Bühne. Man sieht das Tribunal, die Richter, die Zeugen, den angeklagten Matthes selbst. Die Scene stellt dessen Traum dar. Der Staatsanwalt verliest die Anklageschrift, der Präsident ermahnt Matthes, die Wahrheit zu sagen, Matthes betheuert seine Unschuld, da wird ihm, so sehr er sich auch dagegen bäumt, der mit Pelz verbrämte grüne Ueberrock des polnischen Juden angezogen und nun muß er sprechen. Sein Widerstand ist gebrochen; er gesteht Alles und wird zum Tode durch den Strang verurtheilt. Dieser Traum ist von einer realistischen Wahrheit, von einer Prägnanz der Darstellung, die ergreift und packt und die Originalität einer Scene genügt, um selbst Demjenigen, welchem das Talent Erckmann-Chatrian's noch unbekannt geblieben, einen Begriff zu geben von der Kraft und Fülle der Ideen wie des Ausdrucks, die diesen Autoren zu Gebote stehen.

Wenn man nach Aeußerlichkeiten urtheilen darf, so ist Erckmann der **deutschere** von den Beiden. Schüchtern und unbeholfen in allen

practischen Dingen, wie ein deutscher Professor, Feind der sogenannten „Gesellschaft“ und ihrer Verpflichtungen, liebt Erckmann nur sich und seinen Arbeiten zu leben. In Paris fühlt er sich selten wohl, und er athmet erst recht auf, wenn er in den heimischen Bergen um Pfalzburg tagelang umherschweifen und mit den Köhlern und Holzflößern der Gegend verkehren kann. Früh Morgens, wenn er erwacht, citirt er lange Stellen mit Commentaren aus seinen Lieblingsbüchern: der Bibel und dem Fabelbuch Lafontaine's. Schweift er, aber umher, so arbeitet er im Geiste an seinem eigensten Werke, dem großen Heldengedicht: „Die französische Revolution“, von dem zehntausend Verse schon gedichtet sind und doch noch kein einziger aufgeschrieben wurde. Erckmann verbessert und feilt unablässig an dieser Epopöe — aber natürlich nur im Kopfe; er hat indessen von seiner Juristenzeit her das Gedächtniß dermaßen in der Gewalt, daß er sogar die verschiedenen Versionen der abgeänderten Stellen gleichzeitig zu recitiren vermag.

Neben ihm spielt Freund Chatrian gewissermaßen die Rolle der irdischen Vorsehung. Er ist es, der für ihn den schwarzen Frack bestellt, wenn es gilt, unabweisbare Einladungen anzunehmen, wie z. B. beim Besitzer der Débats, Eduard Bertin. Er ist es ferner, der alle Honorarverhältnisse ordnet, der die Verträge mit Zeitungen und Verlegern abschließt, meist allein die Correcturen liest, dafür sorgt, daß der empfindsame und wie alle naiven Poeten leicht verletzliche Erckmann nur die Besprechungen zu Gesicht bekommt, die auf seine Nerven angenehm und beruhigend wirken u. dgl. m. Chatrian dagegen ist gefeit gegen Lob und Tadel. Er ist Philosoph genug, um jeden Tadel ertragen, Skeptiker genug, um jedes Lob entbehren zu können und so ersetzen und ergänzen sich die Beiden und bilden Eins in Geist und Herzen, daß man es wirklich begreift, wie sie haben Junggesellen bleiben können, ob es ihnen gleichwol und namentlich auch Chatrian, nie an selbst glänzenden Gelegenheiten fehlte, sich unter Hymens Joch zu begeben.

Beide Männer, im rüstigsten Mannesalter stehend, sind noch vom emsigsten Schaffensdrange beseelt. Wie sie früher gearbeitet so arbeiten sie auch heute noch in steter Gemeinsamkeit. Beide versprechen nicht gern — aber ein gegebenes Wort pflegen sie immer zu halten, selbst wenn es nur der Eine „pour les deux“ gegeben hat. Und so wäre es nicht unmöglich, daß binnen Kurzem der „Salon“ als primeur eine der kleinen Novellen erhielte, die sich an die Gestalt des Onkel Benjamin anlehnen und diese Erzählung würde dann die erste des berühmten Dichterpaares sein, welche früher in der deutschen Uebertragung als im französischen Original erschiene.

Arthur Levysohn.

# Die Ohmsager von Poggendiek.

Erzählung aus dem Emsland von **E. von Dincklage.**

## I. Der norddeutsche Zulu-Kaffer.

Als ich noch ein kleines Kind war wurden die ersten Begriffe des Endreimes in mir erweckt, indem man mich den alten Vers: „Es war einmal ein Mann, der hatte keinen Kamm, da kauft er sich einen, da hatt' er einen &c." mit all den gewagten Metamorphosen dieses Kammes lehrte. Man sagte mir nie wer? und wo? dieser Mann gewesen sei, aber meine kindische Phantasie beschäftigte sich häufig mit ihm, wenn die gedankenlose Hand der Bonne jämmerlich in meinen Haaren zauste unter dem Vorwande, dieselben zu frisiren. Da ich gewahrte, daß alle Menschen meiner Umgebung sich mit mehr oder weniger Discretion des Frisirkammes bedienten, so vermuthete ich endlich, der Mann, der keinen Kamm hatte, müsse längst gestorben sein. Ich irrte mich. Zwanzig Jahre später begegnete er mir und ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Ich hielt mich in einer ostfriesischen Stadt auf. Die guten Bürger lebten ungemein ruhig, sammelten und kannegießerten unverdrossen und spannen ihr Dasein gemüthlich zwischen zwei großen Hauptereignissen ab, von denen das eine erschreckender Natur war: die Ueberschwemmungen der Ems, veranlaßt durch Springfluth in der Nordsee und dem Dollart, während das andere den Gipfelpunkt irdischen Frohsinnes umfaßte: den Jahrmarkt! — Ich wünschte sehr eine solche Spring- oder Sturmfluth mit zu erleben, allein, es kam leider keine; dagegen kam der Jahrmarkt und machte die ruhigen Stadtbewohner zu einem Haufen Vergnüglingen, deren untere Schichte sich einer bacchantischen Ungebundenheit überließ. Da mich nichts mehr erfreuen kann, als mich unter Menschen zu mischen, die sich amüsiren, so drängte ich mich durch die Honigkuchen- und Waffelbuden, hielt dem Witzen der ländlichen, stark angetrunkenen Schönen Stand und trat endlich in den leinenumgrenzten Circus einer Seiltänzer-Gesellschaft. Dort sah ich zum ersten Mal den Mann ohne Kamm. Ich erkannte sogleich, daß gerade er es war, auf den der Vers dereinst gedichtet worden. Ich ward nicht müde ihn zu betrachten ihn zum Helden einer merkwürdigen Lebensgeschichte zu stempeln; denn er war nicht etwa einer jener „Misérables", deren Schilderung in Romanen und auf Bildern uns so unendlich tief, deren Nahen in der Wirklichkeit uns so wenig rührt

— nein, mein Held war so, weil er nicht anders sein wollte; er war ein zweiter Diogenes. Dereinst schleuderte er Kamm und Rasirmesser von sich wie Polykrates den Ring in's Meer warf, wandte sich und kehrte zurück in die Arme der urewigen, unverkünstelten Natur. Der Mann war kein Bettler, kein Bedürftiger; seine große, sehnige Gestalt, seine braunen muskulösen Hände verriethen ununterbrochenen zähen Fleiß, sein ernstes unbewegliches Gesicht, dessen tiefliegende blaue Augen gespannt den Bewegungen des seilspringenden Athleten folgten, sprachen der Voraussetzung Trotz, es habe jemals den Ausdruck des Bittstellers angenommen. Obwol das dunkelblonde Haar des Bauern stark mit Grau untermischt erschien, konnte man ihn nicht für einen alten Mann halten; er war mehr vernachlässigt, als gealtert. Seine Kleidung verrieth kein Anlehnen an die wankelmüthige Mode, sie ward — meiner Schätzung nach — von einem, wahrscheinlich allbereits in Gott ruhenden Schneider im ersten Decennium dieses Jahrhunderts gefertigt; der Rock war sicher ein Erbstück, denn hier und da strammten die Nähte des Rockes. Die Taille befand sich in der Gegend der Schulterblätter und die Aermel bauschten sich empor über den Achseln. Das Ganze, zu dem wir kurze Beinkleider, Strümpfe und Schnallenschuhe rechnen, krönte ein schwerer zottiger Hut, ein sogenannter Dreitimp.

Indem ich über eine passende Art, die Bekanntschaft dieses Originals zu machen, nachsann, war dasselbe dem stets bereiten Spott der Straßenjugend keineswegs entgangen: „Da ist der Geck aus dem Emslande!“ riefen einige nichtsnutzige Buben, die Drehorgel übertönend. „Coe Poggendiek, Coe Poggendiek!“ fielen andere ein, „Du bist unser Jahrmarkts-Kameel! wann wirst Du endlich selber auf dem Seile tanzen?“ Der also Angerufene schien weder diese Witze noch das ihnen folgende Gelächter zu vernehmen, er starrte gleichsam athemlos und hochaufgerichtet ein kleines Mädchen an, das, auf eine hohe Balancirstange mit einem Fuße festgeschnallt, wie ein Vögelchen in der Luft schwebte, indeß die Spitze der Stange auf der Brust des Herkules ruhte, der in unsauberes Tricot gekleidet war. Aber neben unserem Mann, der, wie wir erfuhren, Coe, oder Jacobus heißt, erhob sich ein breitschulteriger, halberwachsener Bursche mit scheuen, weltfremden und doch merkwürdig leuchtenden Augen, der offenbar ein Mitbenutzer der Garderobe meines alten Diogenes war. Er hatte sich sichtlich in die Höhe gehoben, um den Urhebern der belachten Scherze sein drohendes Gesicht zu zeigen; allein ein kräftiger Puff seines älteren Gefährten ließ in wieder in das Niveau der benachbarten Köpfe untertauchen. Diese Art, sich durch Rippenstöße mit einander zu unterhalten, schien ein stehendes Verständigungsmittel zwischen Beiden zu sein; sie sahen wirklich aus, als müßte ihre Sprache eine ganz andere, mächtigere sein, als die von uns übrigen Sterblichen. Diese Gestalten machten einen Eindruck auf mich, wie er jenen Reisenden kommen mag, die in ungeheuren Eismassen die Reste eines Mammuths oder irgend eines längst ausgestorbenen Sauriergeschlechts entdecken.

„Ach bitte, heben Sie mich ein wenig in die Höhe, junger Herr, diese dummen Bauern drängen so!“ sagte neben mir eine dünne Stimme, welche selbstverständlich einem kleinen Schulmädchen aus der Stadt angehörte, das am Arme eine unverhältnißmäßig große Strohtasche trug. Ich hätte der kleinen Dame nun auseinandersetzen können, daß ihre Begriffe über den Beruf und die Wichtigkeit des Landwirthes, resp. des Ackerbaues sehr einseitig wären; aber die Kleine möchte unter dieser didactischen Auseinandersetzung wirklich erdrückt worden sein; so hob ich sie denn in die Höhe, sie lächelte dankbar und umfaßte meinen Hals mit ihren dünnen Armen, indeß die Strohtasche, die stark nach Honigkuchen roch, gemüthlich meinen Rücken deckte. Als ich nach dieser kleinen Episode wieder nach Coe Poggendiek's Platz blickte, war derselbe leer und mein Diogenes stand neben mir. Jetzt erst blickte ich tief in seine Züge. Wie ein von Sturmfluth zerrissenes und gefurchtes Erdreich lagen sie da, der Ausdruck verschlossen, versteint, hoffnungslos. Er schaute nicht auf mich; seine Blicke hingen beinah angsthaft an dem kleinen Mädchen auf meinem Arme. Erst jetzt sah ich, wie lang und wuchtig, obwol fleischarm seine Gestalt war.

„Wart', Du kleiner Schwerenöther, das sag' ich der Mutter, daß Du Dich hier herumtreibst!“ rief von der andern Seite ein corpulenter Schlächter und tätschelte meine kleine Bürde. Das Mädchen kletterte wie eine Eichkatze von meinen Schultern auf die des neckischen Fleischers, aber die Züge des Emsländers wurden plötzlich matt, schlaff, theilnahmlos — noch einen Blick warf er auf das eben wieder losgeschnallte Balancirkind, das hinter einem schmutzigen Vorhange verschwand — dann drückte er gemach die Leute zur Seite und verließ, ehe ich, minder stark als er, mir zu ihm Bahn brechen konnte, die Bude der Seiltänzer.

## II. Robinson Crusoe am Emsufer.

Etwa ein Jahr später machte ich bei meiner Rückreise von Ostfriesland einen Abstecher an das münsterländische Emsufer, da, wo dieses an ausgedehnte Moore grenzt, um dort die vielbesprochenen alten Knüppelwege oder Brücken in Augenschein zu nehmen, die sich meilenlang ausdehnen und von denen man glaubt, sie wären von den Legionen des Varus angelegt Ich hielt es am Gerathensten, mich an die Geistlichkeit des nächsten Dorfes wegen genauerer Auskunft zu wenden und fand namentlich in dem Caplan ein sehr reges Interesse für meine Nachforschung, die er persönlich zu leiten versprach. Er nahm nicht zuversichtlich an, die genannten Wege stammten von den Römern, aber ihr Alter muß dennoch ein beträchtliches sein, denn das Moor ist in doppelter Manneshöhe über die obere Schichte des Dammes emporgewachsen. Die Schicht selbst ist überall eine doppelte, vielfach eine dreifache. Der Pfarrer, hier Pastor genannt, schenkte mir während unserer Unterhaltung fleißig einen sauren Weißwein ein und beschenkte mich mit einigen alten Münzen, welche man in der Gegend ausgrub.

Früh am nächsten Morgen begannen wir, der Caplan und ich, in großen Wasserstiefeln, unsere Entdeckungsreise. Wir ließen uns über die Ems setzen und kamen nach zweistündigem Marsch zu einer Stelle, deren Aufgrabung dadurch erleichtert wurde, daß der Caplan das nahe an tausend Jahre alte Holz, welches indeß noch fest und ganz pechschwarz ist, schon in früherer Zeit hatte bloslegen lassen. Es stellte sich klar heraus, daß man in verschiedenen Zeitabschnitten die auf dem Moore selbst ruhende Holzbrücke, aus rohen Stämmen gefügt, erneut hatte, so daß die Lagen übereinander zu finden sind — indeß was auch der Caplan demonstrirte, ich fand die Expedition ziemlich verfehlt, hieß den von mir mitgenommenen Arbeitsleuten einige Stücke des alten Holzes neben ihren Spaten auf die Schulter legen und begab mich mit meinem freundlichen Begleiter unsäglich ermüdet und verstimmt auf den Heimweg. Das Gehen auf dem holprigen, elastischen Moorboden macht beinah seekrank und die Unendlichkeit der schwarzen Moorfläche, nur durch Torfhaufen und den Anblick der fernen holländischen Grenzveste Burtange verschönt, stimmt den Geist entsetzlich herab. Ich athmete ordentlich auf, als ich den festen Grund der Emsmarch unter den Füßen hatte; aber meine Freudenäußerung ward durch einen fernen Donnerschlag zurückgedrängt, dem ein pfeifender Stoßwind folgte, als die Herolde eines nahenden Gewitters.

„Wenn wir uns beeilen", sagte der Caplan tröstend, „können wir vielleicht noch ein Dach erreichen und, wennschon dieses Dach eben kein schützendes zu nennen ist, bleibt es immerhin doch dieser gänzlich baumlosen Gemeindetrift vorzuziehen!"

Der geistliche Herr deutete auf ein Bauwerk, das, ein paar hundert Schritte entfernt, da, wo der niedrige Marschboden sich zu einem Haiderücken erhöht, angeklebt schien. Es war eigentlich nur noch das Skelett eines Gehöftes, die Dachsparren und das Fachwerk der Wände ragten vielfach unbekleidet hervor; es machte einen wüsten, unheimlichen Eindruck, dieses gänzlich einsame zerstörte Menschennest, dem wir unsere Schritte zuwendeten, zu betrachten. Man unterschied bald eine gelbgrüne Moderfarbe, die in tausendfachen Flechten und Moosen das faulende Holzwerk bedeckte.

„Es wohnt hier ein merkwürdiger, einsiedlerischer Mann!" bemerkte der Caplan.

„Ah", unterbrach ich ihn erregt, „doch nicht etwa Coe Poggendiek?"

„Sie kennen Jacob Poggendiek?" staunte der Andere.

„Freilich, ich sah ihn in L. bei den Seiltänzern!"

Der Caplan lächelte. „Ja, ja, das ganze Jahr sucht er keinen Nachbar oder Verwandten auf, es ist als ob die Menschen für ihn gar nicht existirten — mit Ausnahme seines Seelsorgers, denn er ist ein gottesfürchtiger Mann! — die Welt ist ihm wie ein Rauch; aber er bezahlt in unserer Provinzialstadt einen Gastgeber besonders dafür, daß er ihm anzeigt, wo in der Umgegend eine Seiltänzertruppe zu sehen ist. Außerdem verschwindet der Poggenbauer jedes Jahr acht Tage!"

„Unmöglich!“

„Man glaubt, er mache dann eine weitere Reise — kein Mensch weiß indeß, wohin!“

„Das sind sonderbare Narrheiten!“ rief ich aus.

„Die Leute nennen es Narrheiten“, bemerkte mit leisem Tadel für mich der Caplan; „ich aber bin überzeugt, Coe hat eine ganz bestimmte Idee bei dem, was es thut!“

„Wahrscheinlich doch eine fixe Idee! Sie, als sein Seelsorger, hätten derselben vielleicht auf den Grund kommen können!“

Es war, nach jener Wetterankündigung ganz still und drückend warm geworden. Der Caplan nahm seinen breitrandigen, flachen Hut in die Hand und strich langsam über sein dünnes Haar. „Sie sind Protestant, mein Herr?“ fragte er.

„Ja!“

Er lächelte mild, fast traurig: „Es sind keine weltlichen Geheimnisse, denen uns unser Beruf entgegenführt; mit den irdischen Zielen fällt auch die weltliche Neugier weg! — Ich bin jetzt seit zwölf Jahren ordinirt“, fuhr er nach einer Pause fort, meine erste amtliche Handlung, außer der Kirche, war die, in das zerfallne Haus vor uns die Sterbesacramente zu tragen; es starben dort in einer Woche fünf Personen am Typhus!“

„Coe's Angehörige?“ fragte ich erschrocken.

„Ja, sein Vater, seine Stiefmutter, sein Bruder und dessen Frau, sowie deren Tochter — seitdem lebt Coe ohne Dienstboten oder Angehörige allein mit dem verwaisten Sohne eben dieses Bruders, der, als der Tod so reiche Ernte hielt, noch keine zwei Jahre alt war; Coe hat ihn selbst gepflegt und erzogen!“

Wir standen bereits vor der schief und klappernd in den ausgewichenen Angeln schwankenden Hausthür meines kunstsinnigen Bekannten.

„Und seit diesen Unglücksfällen —?“ fragte ich, indem ich das Tauende erfaßte, das den Platz einer Thürklinke vertrat.

Der Caplan nickte ernst: „Sein Herz war zu weich für all' die Trübsal, er war damals noch ein junger Mann!“ . . .

Also des zähen alten Burschen Herz war zu weich. Wenn eine Pensionärin der Andern in's Album schreibt: „Un coeur de vingt ans se brise ou se bronze!“ ob sie sich dann dieses Bronziren wol so denken mag? . . .

### III. In der Höhle des Niedersachsen.

Das wiederkäuende Rindvieh sah uns, die wir mit einem zweiten, jetzt schon ganz nahen Donnerschlag uns bei Coe Poggendiek einstellten, mit einem allerdings nicht ganz unbegründeten Staunen an. Auf der Schwelle der Küchenthür, deren Rahmen jede Erinnerung an ihre einstige lothrechte Stellung vergessen hatte, stand der Hausherr, gleichsam in bengalischer Beleuchtung; denn die Blitze fuhren von zwei Seiten durch

die Wolkenmassen, die sich am Horizont gethürmt hatten. Der Lauf des Emsstromes, sowie der Einfluß der weiten Moorstrecken hielten das grollende Wetter in seinem Vorwärtsdringen auf, wie ein fester, muthiger Blick eine grimmige Bestie. Ja, ich war in der Höhle einer Creatur, die jeder Menagerie Ehre gemacht haben würde, und mir, der ich ein merkwürdiges Gedächtniß für meine Kindereindrücke besitze, fielen auch gleich einige Löwengruben ein. Da war Daniel und der Sclave Androclus, die Beide nicht gefressen wurden, der Eine, weil er fromm war — ich fürchte, das wäre für mich kein Rettungsmittel gewesen — und der Andere, weil er dem Löwen einmal einen Splitter aus der Tatze gezogen hatte. Das Letztere war ein Gedanke! Wie, wenn ich diesen Mann den Freuden und Leiden des Lebens und dem Gebrauche des Frisirkammes wieder zurückzugeben berufen wäre? Vorläufig jedoch war dies nicht mehr, als eine nebelhafte Ahnung. Alles um mich war verfallen, verraucht und dunkel, nur zuweilen von den Blitzen beleuchtet. Ich blickte unwillkürlich in die sogenannte Küche, ob dort hinter Coe's breitem Rücken nicht die fünf Särge sichtbar würden. Aber da qualmte nur das Torffeuer und unmittelbar an den Bauern drückte sich, wie ein geprügelter Jagdhund, der junge Poggendiek, des Alten Neffe, oder, wie er hier heißt, „Ohmsager“: der nämlich, welcher Oheim zu ihm sagt. Der Caplan erklärte unser Erscheinen und der Alte reichte uns die Hand und nickte — doch noch empfänglich für Standesunterschiede, denn er war ein Hofbesitzer! — den Arbeitern zu, die uns auf unserer Forschungs-Tour begleiteten. Die Binsenstühle, die man uns präsentirte, erinnerten mich an Münchhausen's Windspiele, die sich die Beine abliefen, bis sie Dachshunde wurden; sie waren abgenutzt, niedrig, wie für Kinder, und schwarz wie Alles hier im Hause. Der Regen begann draußen zu strömen, die kleinen, vielfach mit Lumpen verstopften, sonnenbrandigen Fenster wurden zu Sieben, muntere Wildwasser tropften und sickerten überall durch das Wellerwerk über unseren Köpfen, das eben so viel Risse zeigte, als das Gesicht seines Besitzers Runzeln. Es plätscherte wie neben einem Wasserfall, die kleinen Bächlein vereinten sich zu Landseen oder artigen Flüssen in den Unebenheiten der Lehmdiele unter unseren Füßen. Coe und sein Ohmsager wirthschafteten indeß geschäftig umher, ein großes Schwarzbrod und eine Schlachte Butter wurden auf den Tisch gelegt, eine Speckseite aus dem Wiemen herabgelangt, der Wasserkessel und eine Pfanne auf's Feuer gethan, Kaffee gemahlen — kurz, unsere Arbeitsleute sahen ungemein befriedigt den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Die bereits durch das Gewitter verschüchterten Hühner flatterten jetzt wie wahnsinnig umher, denn der Ohmsager hatte ihrem Nest einige Dutzend Eier entrissen, die er auf den Tisch legte, um aus irgend einem unheimlichen Verließ neue Victualien herbeizuschleppen. Wir mußten einer solchen Gastlichkeit Ehre machen, das stand fest und der Caplan legte sich alsbald in's Mittel, indem er die Pfanne mit Stroh ausputzen ließ, den Speck hineinschnitt und auf denselben die Eier stürzte. Als wir wirklich aßen, lief ein Zug von melancholischem

Behagen über Coe's Gesicht: „Es thut mir nur leid", sagte er, „daß ich es nicht so geben kann wie andere Bauern, aber — —"

Er legte die Hand auf die Stirn und ich fiel in's Wort: „Ich habe gehört, Eure Blutsfreunde sind so schnell hintereinander am Nervenfieber gestorben!"

Coe fuhr auf. Er betrachtete mich mit jenem unruhigen, stechenden Blick aus seinen wunderbar blauen Augen, der mir eigenthümliches Mißtrauen erweckte, schüttelte ein paar mal hastig den Kopf und sagte dann kurz, beinahe zornig: „Ja todt und verloren, ich bin verlassen, ich und das Kind, mein Ohmsager!"

Ich blickte prüfend auf den Caplan — wünschte er vielleicht nicht, ich möchte Coe's ganzes Schicksal kennen, oder wußte der Geistliche selbst nicht Alles? Ich zweifelte nicht, es gab noch eine dunkle Stelle in diesem dunklen Hause, wo ein schweres Geheimniß ruhte, und diese dunkle Stelle war in Coe's Herzen.

„Ihr seht gern Seiltänzer, Poggendiek" — fuhr ich unbefangen fort; „in der Stadt, wo ich wohne, zeigen sich manchmal große Truppen; Ihr solltet einmal daher kommen, das ist doch hübscher, als die armen Hungerleider auf den Jahrmärkten."

„Glaubt Ihr, daß sie viel Hunger leiden?" fragte Coe hastig.

„Gewiß, diese Art Leute sind leichtfertig, prassen, wenn sie viel haben, darben, wenn Alles verzehrt ist!"

„Mein Gott!" stöhnte der Bauer.

Es prasselte ein furchtbarer Donnerschlag, der Caplan bekreuzigte sich und begann Gebete zu sprechen, welche die Anwesenden eintönig nachmurmelten. Als der Caplan sprach: „Unser tägliches Brod gieb uns heute!" ächzte Coe tief auf und doch wußte ich, daß er ein vermögender und mildthätiger Mann war, wie ich beiläufig vom Geistlichen vernommen. Mit diesem letzten Schlage hatte sich das Wetter indeß gebrochen, die Decke über und neben uns tropften leiser und säumiger, ein weißlicher Sonnenstrahl sprang gerade auf Coe's zerfetzte Manchesterweste und der Caplan schloß sein Gebet. Wir dankten Coe für seine gastliche Aufnahme und machten uns zum Weitermarsch bereit. Da faßte Coe mich am Arme und sprach, seine tiefe Stimme bis zu einer beinah rührenden Weichheit sinkend: „Herr, Ihr sagtet, in Eurer Stadt wären —" seine Stimme versagte ihm.

„Freilich", half ich ein, „wenn ich von so Etwas höre, so werde ich es schreiben; auch kann ich Euch, wenn Ihr ein Stück Papier habt, sofort meine Adresse aufsetzen, wenn Ihr etwa einmal dahin kommt!"

„Papier haben wir", rief der Alte sichtlich erfreut und erleichtert; „mein Ohmsager ist ein rechter Student, immer nur lesen und lernen, ja, er hat auch einen tüchtigen Schulmeister!"

Der Junge wurde feuerroth, zog den Kopf zwischen die Schultern und kroch an eine Lade des alten, von Staub und Schmutz incrustirten Schreibschrankes in der Ecke, aus welcher er einige sehr bunte Schreibhefte hervorholte. Ich staunte. Dieselben waren nicht nur sauber, sondern

zeigten eine Handschrift, auf deren Regelrechtigkeit ich stolz gewesen sein würde, so gleichmäßig und gestochen sah sie aus. Ich las zwei Seiten herunter; sie enthielten eine Art Repetition des schulmeisterlichen Vortrags, der nebenbei besonders für einen geliebten und bevorzugten Schüler eingerichtet zu sein schien. So ein armer Dorfschulmeister muß so viel leeres Stroh dreschen, daß er staunend und freudig eine unerwartete geistige Triebkraft begrüßt und sie wie das Wiederaufleben seiner längst begrabnen Jugendträume pflegt und hegt. Eben so klar und stetig als die Schrift förderten sich auch die Gedanken des Aufsatzes: „Die Namen der Bauerschaften auf dem linken Emsufer haben noch vielfach die lateinische Endigung „um", wie man glaubt von jenen Zeiten her, als die Römer in dieser Gegend ihre, noch heute kenntlichen Verschanzungen aufgeworfen hatten. Unsere Vorväter lernten wol schon viele nützliche Künste von den Römern, die damals auch noch Heiden waren, so daß diese Gegend keine wilde mehr war, als später, gleichfalls von Rom, das Christenthum gebracht wurde. Erst gepflügt und dann gesäet!"

Ich blickte auf und gerade in die gespannten und verständigen Augen des ungekämmten Ohmsagers. „Das ist sehr schön, mein Junge", sprach ich; „wenn ich in der Stadt bin, werde ich Dir Bücher schicken, in denen viel aus alten Zeiten steht!"

Der Bursche versank abermals in hülflose Verlegenheit, Thränen schossen in seine Augen, seine Hand tastete nach der meinigen, dann aber drehte er sich barsch um und rief weinerlich: „Das ist nicht nöthig!"

Ich verstand, daß er meine Güte zu groß fand und entgegnete, indem ich meine Adresse aufschrieb: „Binnen einer Woche sind sie in Deinen Händen!"

Die Bewohner des Hauses blickten uns noch lange nach.

„Herr Caplan", wandte ich mich an diesen, „Ihr schönes Interesse für geschichtliche Vergangenheit hat, wie ich sah, kräftige Wurzeln geschlagen; zunächst in Ihrem Schulmeister und dann in diesem einsamen Knaben, dessen ganze Lebensfreude das Lernen ist!"

Ein stilles Lächeln ward in den Mundwinkeln des Caplans sichtbar. „Der gute Wille muß da sein!" sagte er einfach, indeß ich in ein arabisches oder spanisches Sprichwort ausbrach: „Thue das Gute und wirf es in's Meer, sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr!"

## IV. Mar-Engel.

„Sind Sie taub geworden, Herr Nachbar?" rief eine allerliebste kleine Frau hinter mir. „Erst gehen Sie eine Ewigkeit auf Reisen, und statt bei Ihrer Rückkehr zuvörderst Ihre Freunde zu begrüßen, stehen Sie wie verhext an der Straßenecke und studiren diesen gelben, mit unästhetischen Darstellungen und unglaublichen Ankündigungen beklexten Zettel!"

Ich drehte mich um, sah in das schmollende Gesicht und erfaßte das

nette Händchen im chocoladefarbenen Handschuh: „Es ist schon die vorletzte Vorstellung, ich bin zu spät gekommen!" sagte ich noch ganz zerstreut.

„Unsinn!" eiferte das Frauchen; „Sie werden sich doch nicht um Seiltänzer kümmern! Gleich kommen Sie mit zu meinem Manne und trinken eine Tasse Kaffee mit uns und erzählen von Ihrer Reise!"

„Ich bin noch im Reiseanzug und die ganze Nacht durchgefahren!"

„Pah, pah, Ausflüchte! Geben Sie mir Ihren Arm; denken Sie nicht daran, Ihr Zimmer vor neun Uhr Abends zu betreten!"

„Ce que femme veut, Dieu le veut!"

Und meine Müdigkeit lehnte sich erst nach zehn Uhr gegen den Willen dieser Frau auf, der ich ewig widersprach und ewig gehorchte; dann aber ging es nicht mehr, ich hörte und sah wie durch einen Schleier und sie schickte mich nun selbst nach Haus. Die Nachtluft ermunterte mich in Etwas.

„Herr", empfing mich mein alter Diener, „Herr, es war ein Landmann hier, der einen großen Korb mit Eiern und einen Schinken für Sie da gelassen hat!"

„Für mich? wie nannte sich dieser großmüthige Landmann?"

„Seinen Namen hat er nicht hinterlassen, Herr, er sah ein bischen sonderbar aus, Herr, er sagte nur, er brächte eine Schenkage, wegen der Bücher, Herr, und es wäre Alles ganz rein!"

Ich riß die Augen unnatürlich weit auf: „Wahrhaftig —! und wann war der Bauer hier?"

„Gestern Morgen, Herr, ich sagte, Sie wären verreist, Herr, und würden erst heute Abend wieder kommen, ich sagte so wegen des Trinkgeldes, Herr!"

„Schon gut, ich werde ihn morgen aufsuchen, ich weiß schon, wo er zu finden ist — und nun geh, ich bin namenlos müde!"

„Gute Nacht, Herr!"

Als Kind pflegte ich mich selbst in Schlaf zu singen. Jetzt noch muß irgend ein Gesangbuchvers meine Seele für die Nacht einwiegen und der Geist des alten Claudius nahm sich heute meiner an: „Der Mond ist aufgegangen, die goldenen Sternlein prangen am Himmel hell und klar, der Wald steht schwarz und schweiget und aus den Thälern steiget der — weiße — Nebel — —!" . . .

Ich weiß nicht, wie lange der weiße Nebel „wunderbar" mich umrollt und umnebelt hatte, als ich empor fuhr. Draußen schien mein Diener mit irgend Jemand in heftiger Meinungsverschiedenheit.

„Der Herr schläft", erklärte der alte Taugenichts in jenem impertinent lauten Flüsterton, der uns so sicher erweckt und aufschreckt, wie ein Kanonenschlag, „der Herr kömmt todtmüde von einer Reise, es ist bereits Nacht. Ihr könnt den Herrn nicht stören!"

„So will ich mich bis morgen früh hier auf die Treppe setzen!" entgegnete eine tiefe, resignirte Stimme in plattdeutscher Sprache.

„Wohin denkt Ihr!" rief mein alter Bursch, „hier ist keine Herberge!"

Die ferneren Ergüsse meines entrüsteten Dienstmannes wurden jäh

durch meine Intervention abgeschnitten. In Ermangelung einer Glocke pflege ich mit meinem Messingleuchter an das Wasserglas zu schlagen und dieser mein improvisirter Tam-Tam veränderte denn auch die Situation sofort. „Laß den Mann herein!“ rief ich meinem Diener zu, der schon an der Schwelle erschienen war.

„Sehr wohl, Herr, aber, Herr, er scheint mir nicht so ganz recht!“

„Einerlei!“

Der Fremde — Coe Poggendiek — trat ein und taumelte auf den Stuhl vor meinem Bette. Mein Gast sah allerdings nichts weniger als gemüthlich aus; er war, wie mir schien, sehr abgemagert und jenes träumerisch Sinnende in seinen Mienen war dem Ausdrucke einer qualvollen Ermüdung gewichen, welcher zum Trotz die blauen Augen fieberhaft leuchteten. Zweimal versuchte er zu sprechen, seine bebenden Lippen brachten kein Wort hervor. Um ihm Zeit zu lassen, warf ich einen Schlafrock über und setzte eine Flasche Wein, so wie einige Victualien auf den Tisch des Nebenzimmers.

„Kommt hierher, Coe“, sagte ich theilnehmend. „Ihr seid hungrig!“

„Ich habe in zwei Tagen nichts gegessen — und kann auch noch nicht essen! Ich will Euch nicht lästig fallen, ich wollte Euch nur fragen, ob Ihr mir zwanzig Thaler leihen wollt.“

„Natürlich will ich das, aber Ihr müßt versuchen etwas zu essen, sonst beleidigt Ihr mich — so, das ist recht, trinkt einen Schluck. Die Abende sind schon kalt!“

„Er hat sie gekauft, er will sein Geld wieder haben, aber er traut mir nicht — närrischer Bettler nannte er mich. — Sie wird sich auch vor mir fürchten — armes Vögelchen — ich muß sie kaufen wie ein Stück Vieh —“

„Coe“, sagte ich und legte meine Hand auf seine Schulter, „Ihr habt mich bei schwerem Wetter in Euer Haus aufgenommen, bis die Gefahr vorüber war, jetzt steht das Wetter über Euch, Mann, und ich werde Euch nicht allein in dasselbe zurückkehren lassen. Es zehrt etwas an Eurem Herzen — vertraut es mir an, und so wahr ich hoffe selig zu werden, es soll in meiner Brust begraben sein, als ob Ihr mein leiblicher Bruder wäret!“

„Wollt Ihr mir hernach helfen? Wollt Ihr ihn zwingen, das Kind herzugeben?“ fragte Coe angstvoll.

„Ja, Coe, ich werde thun, was ich kann, um Euer Leid von Euch zu nehmen, besinnt Euch nun recht auf Das, was Ihr mir sagen wollt, während ich Euch für die Nacht eine Matratze und eine Decke auf den Fußboden lege!“

Coe aß gedankenlos aber heißhungrig und ich vergaß nicht, im Vorbeigehen das Glas zu füllen. Endlich verriegelte ich mit einigem Geräusch die Thür, dämpfte das Licht der Studirlampe, zündete eine Cigarre an — Coe war kein Raucher — und setzte mich nieder.

„Habt Ihr Euch recht besonnen wegen Eurer Angelegenheit?“ fragte ich ihn.



„Darauf brauche ich mich wol nicht zu besinnen", sagte Coe leise; „seit zwölf Jahren habe ich Tag und Nacht keinen andern Gedanken gehabt!" Er seufzte und schwieg.

„Wollt Ihr mir die Geschichte lieber morgen früh erzählen, Coe?"

„Nein, Herr, ich habe lange nicht geschlafen; wenn es gesagt ist, finde ich vielleicht Ruhe!"

Meine Spannung, ja Beunruhigung wuchs. Coe selbst schien innerlich ruhig geworden zu sein, auch sagte er das Folgende fast ohne jeden Affect, nur mitunter stockte er, wie von innerer Erregung.

„Als mein Vater selig zum zweiten Mal traute (heirathete), war mein Bruder und ich schon in den Zwanzigen. Die neue Poggendiek-Bäuerin stammte vom Hümmeling und war auch eine Wittfrau. Sie brachte eine Tochter erster Ehe mit auf den Hof, die damals an sechzehn Jahre alt war. Sie hieß Mar-Engel — dieses schreibt sich Maria-Angela!" fügte Coe auf meinen fragenden Blick hinzu. „Die Leute fanden Mar-Engel nicht hübsch, weil sie klein und dünn von Person war und schwarze Haare hatte. Als mein Bruder selig nachhero eine Frau nahm mit schönem lichten Haar, die auch Engel hieß, nannte unser Hausvolk meine Halbschwester Schwarz-Engel. Mit der Arbeit war es bei ihr nicht viel, sie lachte und sang und tanzte lieber, das gefiel mir nicht, Herr, denn ich habe nie tanzen gelernt und halte große Stücke auf Arbeit!"

„Also Mar-Engel gefiel Euch nicht?" fragte ich, da er in Nachdenken versank.

„Sie gefiel Niemanden, denn sie war wie ein Wirbelwind, aber Keiner konnte ohne sie fertig werden!"

Armer Coe! wie gleicht sich das Menschenherz überall, wie hatte ihn die Liebe so verrätherisch gefaßt .....

„Ich war nicht gut gegen Schwarz-Engel, Herr; aber wenn sie etwas wollte, mußte ich ihr doch immer beistehen und mir war zu Sinne, sie müßte meine Frau werden, wenn sie erst vernünftiger würde. Es wäre wol auch so gekommen und blieb beim Alten, bis Einer sie in der Kirche sah — der war ein Müllerknecht und weit in der Fremde zu Haus — der sagte im Wirthshaus, wohin er viel ging: Mar-Engel wäre das flüggeste Mädchen im Kirchspiel! Die Leute verwunderten sich und erzählten es meiner Halbschwester wieder. Nun kaufte Schwarz-Engel noch viel mehr Tücher und Bänder, als früher und weil ich sparsam war und wenig brauchte, kam das Bezahlen auf mich. Ich dachte, sie wäre noch ein bares Kind und ließ ihr den Willen. „Hör' nicht auf den Mühlen-Rolf", sagte ich ihr, „der versäuft jeden Deut, den er verdient!"

„Aber er tanzt dafür so viel leichter!" meinte Mar-Engel. Wir stritten uns immer, aber es kam zuletzt so, daß ich heimlich von der Arbeit wegging, um sie nur von Weitem zu sehen oder ihre Stimme zu hören, ich vergaß alle meine wirklichen Blutsfreunde und dachte nur an das Mädchen. Einen Tag lag unser selbstgewebtes Leinen neben dem Weidenspiek an der Ems zum Bleichen und Engel mußte es gießen. Als

ich sie auf dem Esch, welcher höher liegt, an's Wasser gehen sah, warf ich den Braunen — ich war am Eggen — die Zügel auf den Rücken und schlich mich durch die Weiden bis zu ihr. Sie sang wie immer und lief wie ein Kiebitz bei dem Leinen herum. Da rief von jenseits eine Stimme über's Wasser. Es war die Küsterstochter aus dem Dorfe, Mar-Engel's Kameradin. „Schwarz-Engel", rief die lange Lisbeth, „bei uns ist eine Harfenistin, Mühlen-Rolf hat sie gedungen, daß wir nach der Vesper ein wenig tanzen, kannst Du nicht machen, daß Deine Leute Dich gehen lassen?" — „Natürlich kann ich das", rief Engel zurück, „ich sage ihnen, ich ginge zu meiner Tante über die Fähre!"— „Aber wer macht Dir die Thür auf, wenn es spät wird?" fragte die lange Lisbeth. — „Das muß Coe thun", lachte Mar-Engel. „Coe ist so gut, der thut Alles, was ich will!" — Lisbeth lachte auch und sagte, als sie herunter ging nach den Kühen, die sie von der Trift holte: „So einen guten Freier möchte ich auch haben!" — Zu Mittag bat mich Mar-Engel, als ich eben die Pferde fütterte, ob ich ihr Abends aufmachen wolle, sie ginge ein wenig in's Loog (Dorf) zum Tanz und die Mutter dürfe es nicht wissen. — „Nein", sagte ich, „ich mache Dir nicht auf, denn ich will nicht, daß Du mit den Tagedieben da unten Gemeinschaft hast — gieb das Tanzen auf und ich will um Kirchmeß bei Deiner Mutter um Dich fragen und Du sollst meine Frau werden!" Sie warf ihre Arme um mich und sagte: „Ja, ich will Deine Frau sein, aber zum Tanz gehe ich doch!" — „Dann nehme ich Dich nicht und mache Dir auch nicht auf!" — „Ach, Coe, ich kenne Dich, Du bist gut, Du machst mir auf und hernach werde ich auch Deine Frau, Du bist der Beste auf der Welt!" Sie ging, das arme Kind. Die Haushaltung legte sich, wie es sich so gehört, gegen neun Uhr schlafen und die Bäuerin dachte, Mar-Engel müsse bei der Tante geblieben sein. Ich wußte es besser. Es war schon gegen Mitternacht, als sich Etwas vor die zerbrochene Scheibe in meinem Kammerfenster drückte — ich hörte es, denn ich war wach geblieben; aber es stand fest, ich gab ihr keine Antwort und machte ihr nicht auf, sie konnte ihre Strafe nehmen und die Alten wecken. „Coe", flüsterte sie, „sei gut und mach mir auf!" — Ich blieb still. „Lieber, lieber Coe, ich werde Dir von jetzt immer gehorchen, ich werde es gern thun, ich will an Deinen Augen absehen, wie Dir's recht ist — mach auf!" Ich war wie im Fieber, aber ich schwieg. „Coe, um Gottes Barmherzigkeit, mach mich nicht so unglücklich, die Mutter schlägt mich gewiß." — Mar-Engel weinte laut. „Coe, wenn Du nicht aufmachst, der Müller-Rolf steht vor der Fallthür, ich gehe mit ihm in die weite Welt!" Ich glaubte ihr nicht, Herr, und ließ sie eine Weile reden, dann war es mir als ginge die Fallthür und ich dachte Schwarz-Engel hätte sich in's Heu gelegt, und war zufrieden, daß ich ihr gezeigt hatte, ich sei nicht ihr Narr — ach, Herr, ich war doch ihr Narr, für alle die Tage meines Lebens. Sie hatte gethan, wie sie mir drohte, sie war mit dem Mühlen-Rolf über die Grenze in's Gröninger-Land gegangen und das Auge ihrer Mutter hat sie nicht wieder gesehen."

Coe machte hier eine Pause, dann seufzte er und fuhr mit finsterer

Stirn fort: „Mein Sinn konnte sich nicht wieder auf meine Gefreundeten wenden, mir war, als hätte ich Niemand auf der Welt, weil ich Mar-Engel nicht hatte, und Gott strafte mich. Die Krankheit kam und ich blieb wirklich allein, ich konnte nun ungehindert an sie denken, an sie, die Schande und Elend über unser Haus gebracht hatte. Ich nahm, als Alle unter der Erde waren, die mit mir einen Weg gingen, keine fremden Leute wieder auf den Hof, ich verheuerte das Land und lebte mit dem Kinde; ich hatte den Fluch herabgezogen, ich wollte ihn allein tragen, mir war, als müßte es so sein. Hier auf der Welt ist aber keine Ruhe. Als ich an einem Abend in meiner Kammer lag, da klang es von draußen wie vor Jahren. „Eoe, ich bitte Dich, mach' auf, ich bin es — Mar-Engel!" Ich hatte viel tausend Mal geträumt, es müßte so kommen, ich dachte, ich träumte wieder. Da sagte die Stimme draußen nochmal: „Mein Gott, er hat das Kind verkauft und ich finde es nicht wieder!" Es war Engel, ihre Stimme, ihre Gestalt — aber sonst nichts von früher, sie war verfallen, zerlumpt — wahnsinnig.

Nach einiger Zeit brachte ich sie nach Hildesheim und da besuche ich sie alle Jahr in dem großen Hause, wo alle die Kranken sind, und sie bittet mich immer, ich möchte ihr ihre kleine Mar-Engel wiedersuchen, die der böse Müller-Rolf für zehn Thaler an die Seiltänzer verkaufte, weil sie so ein hübsches Kind war! Sie weiß, ich suche das Kind, weil ich nicht sterben könnte, bis es da ist — jetzt habe ich's gefunden, es ist hier, vielleicht wird die Mutter wieder gesund werden, wenn sie es in den Armen hat. Ich werde es bezahlen, das Kind, und wenn es meinen Hof kostete."

„Wir werden es schon bekommen", sagte ich zuversichtlich; „schlaft jetzt, Eoe, damit wir morgen bei Zeiten wach und fertig sind."

## V. Laokoon.

Mein Gast hatte es möglich gemacht, mir Alles mitzutheilen, was gar keine Wichtigkeit hatte und mir nichts von dem zu sagen, was ich, zum Handeln, unumgänglich wissen mußte. Das kam: seine Tradition war ihm geläufig, wie sein Vaterunser; in die näher liegenden Ereignisse war er noch gleichsam verwachsen, er hatte ihnen noch keine Perspective abgenommen. Während der arme Mann einen todtenähnlichen Schlaf schnarchte, an dem das erleichterte Gemüth, so wie mein Roussillon ihren Antheil haben mochten, suchte ich die flatternden Andeutungen über Mar-Engels kleine, von ihrem Vater an Seiltänzer verkaufte Tochter zu einem festen Ganzen zusammenzusplißen und schlief, als ich einen ungefähren Plan entworfen, endlich auch ein.

Als ich erwachte, sah ich Eoe auf seiner Matratze sitzen, seine Augen, gleich denen eines treuen Hundes, auf mein Gesicht geheftet.

„Wir werden dem Franzen das Kind abkaufen, nicht wahr Herr?" fragte Eoe, als fürchtete er, mir möchten Zweifel gekommen sein.

„Wenn der Seiltänzer ein Franzose ist, werden wir es schon be-

kommen!" war meine Antwort, deren innere Logik indeß mir selbst nicht ganz einleuchtete.

Ich erfuhr nun von dem Sohne der Wildniß die näheren Einzelheiten, die mir zu wissen Noth thaten. Der nichtswürdige Mühlen-Rolf hatte seinem unglücklichen Nebenbuhler nach und nach und auf allerlei Art, nicht unbedeutende Geldsummen — für Weib und Kind angeblich — abgepreßt, auch dann noch, als die Schwarz-Engel, von der Sorge und Arbeit für den leichtsinnigen Lebensgefährten erdrückt, in einem Krankenhause lag und der liebenswürdige Strohwittwer ihre Abwesenheit benutzte, um sein drei Jahr altes Töchterchen, das die einzige gute Eigenschaft seines Vaters, die Leichtfüßigkeit, überkommen hatte, für zehn Thaler zu verkaufen. Diese Summe mag übrigens auch noch andere, nicht ausgesprochene Geschäftsverbindungen des Müllers und des Seiltänzers eingeschlossen haben. Schwarz-Engel hatte vor Sehnsucht nach dem Kinde keine Ruhe im Krankenhause. Da die Aerzte sie noch nicht als geheilt entlassen wollten, entfloh sie diesem Asyl und kam in dem Orte, wo sie bisher mit Mann und Kind gelebt hatte, durchnäßt und halb erfroren an. Ihr Stübchen herbergte andere Miether, ihr Hausrath, sogar ihre wenigen Kleider, waren verkauft und Mann und Kind waren — Niemand wußte, wohin? Sie fragte nicht nach Rolf, aber wie ein Vorstehhund stürzte sie sich auf die Fährte des Kindes — sie folgte derselben bis an die Grenze, wurde von dort aber, wegen mangelnder Papiere und Subsistenzmittel per Schub in ihre eigentliche Heimat zurückbefördert, die sie eben so todt und öde fand, als es ihr armes junges Dasein war.

„Ich hätte ihren kranken Kopf wohl ertragen und sie eben so gut gehalten, wie die fremden Docters in Hildesheim", meinte Coe; „aber sie war ja Rolf's Frau und ich hatte kein Recht an ihr!"

Coe war einigermaßen erstaunt, als ich ihn um Beweise anging, daß das Kind auch wirklich seine Nichte sei: „Beweise", rief er, „o Herr, die Beweise hat Gott dem Kinde in's Gesicht geschrieben; man zieht nicht zehn Jahre mit Weh im Herzen von Markt zu Markt, um sich am Ende noch zu irren."

Gegen meinen Verschönerungsplan hatte Coe nichts einzuwenden, nachdem ich ihm auseinandergesetzt, daß das kleine Mädchen sich vor ihm fürchten würde, wie er jetzt dastände. Der Gedanke schien ihm sogar Freude zu machen, daß Alles so hübsch werden müsse, als zöge Schwarz-Engel selbst, jung und froh, auf den Poggendiek-Hof. Mein alter Diener, froh, wieder einmal eine kleine Finanzspeculation zu machen, übernahm die Equipirung meines Freundes und ich sah sie, vom Fenster aus, Beide, Hand in Hand, in das Marktgewühl tauchen und einem Barbiergeschäft zusteuern. Als der Diener mit seinem neu verpuppten und metamorphosirten Begleiter wieder kam, betrachtete er den Bauern mit wahrem Künstlerstolz und in der That, der Mann hatte etwas Eigenthümliches, knorrig und zäh wie eine Tanne, groß und mit einem Ausdruck von Melancholie, der an seine heimatlichen Moore gemahnte

Jetzt galt es an's Werk zu gehen! Mit einem wahren Indianerinstinct führte mich Coe durch die Straßen der ihm fremden Stadt, durch das Gewühl des Marktes, das Gewirr der Buden und Verkäufer, Marionetten und Menagerien vorüber, bis zu dem Toiletteraum der Seiltänzer, der, eigentlich für irgend ein Waarenlager bestimmt und stark nach Theer duftend, jetzt in seinem Halbdunkel eine Scene bot, die dem berühmten Bilde Hogarth's glich: „Wandernde Schauspieler, die sich in einer Scheune ankleiden". Der kleine Kautschukmann und der mächtige Athlet, der Clown und die Sylphide — Alles schwirrte durcheinander und dazwischen schaltete, mit unzweideutiger Bereitwilligkeit, eine zur Hand liegende Pritsche ernstlich zu verwenden, der etwas orientalisch aussehende Herr jener beweglichen Bande.

Noch ehe ich meine sehr passende Anrede begonnen hatte, stürzte besagter Athletenführer an mir vorüber, auf Coe zu: „Verdammter Bauer", schrie er in einem Accent, der zum großen Theil seine eigene Erfindung sein mochte: „Du hast sie gestohlen, meine Mariette geraubt — entführt — meinen Papillon, meine Libelle, meine Psyche — Mariette ist fort und ich werde Dich — —!"

Er vollendete nicht, der Bauer sank todtenblaß und lautlos, wie vom Schlage getroffen, gegen die Wand. Die ganze Gesellschaft betheiligte sich an seiner Wiederbelebung, was die Sache bedeutend verzögerte, mich aber überzeugte, das Kind sei wirklich gestern Abend nach der Vorstellung verschwunden und die Polizei suche die Verlorene, die eine Zierde der Künstlergesellschaft war, seitdem umsonst. Es blieb übrigens nicht lange Zeit zu ferneren Erkundigungen, da die heutige Vorstellung beginnen sollte und von all meinen Großthaten war nun nichts und keine wahr geworden, als daß Coe gewaschen und geschoren war! Armer Coe, auf seiner bleichen breiten Stirn perlten die Angsttropfen seiner Seelenqual, er wankte wie ein Betrunkener und statt jeder Antwort murmelte er nur: „Das ist der Fluch! Das ist der Fluch!"

Der Seil-Director entließ uns mit der beruhigenden Versicherung, daß er, trotz der gravirenden Nebenumstände, uns keineswegs für Mädchenräuber halte, und daß er nur der Form und Ordnung wegen um genaue Angabe unserer Adresse bitte.

„Sie, als gebildeter Mann", fuhr er fort, „können sich nicht wohl verhehlen, daß das Wiederauffinden einer ungewöhnlich hübschen jungen Dame mit einem seltenen Talent für das schlaffe Seil, für mich eine cause célèbre ist!"

Ich zog meinen zitternden Gefährten hinter mir drein, nachdem ich unsere Adresse gegeben und der Director uns in aller Eile mit seinem Raubvogelblick genau gemustert. —

So weit waren wir denn! Indeß suchte ich Coe die wohlthätige Einrichtung der Polizeiordnung klar zu machen und lenkte seine willenlosen Schritte des Weges, vor das Auge des Gesetzes. Bei jedem Schritte dachte ich, er würde von Neuem zusammenbrechen. Er schien weder zu sehen noch zu hören. Grell und abscheulich war mir heute das Markt-

gewühl. Die Thierbude hatte ihre Vorstellungen auch schon begonnen; neben dem üblichen „Hyän' lach!" und: „Wie spricht der Löwe?" ließ sich ein ganzer Cataract von krächzenden, brüllenden und brummenden Lauten vernehmen, welche die erklärende Stimme des Thierbändigers zu übertönen strebte. Ein Gedränge hemmte unsere Schritte; als ich eben mit einiger Mühe meine verhängnißvolle Bahn ebne — da seh' ich, wie sich eine Gestalt auf den Eingang der Thierbude stürzt, die Billetverkäuferin über den Haufen rennt, und dann hör' ich drinnen einen Wuthschrei, den die Thiere der Wildniß wie einen wohlbekannten Gruß erwiedern. Es ward mir dunkel vor den Augen, ich hatte den Wüthenden erkannt, ja, er ist's, der Unglückselige — es ist Coe! Leugne ich's? — Mich überkam ein schwacher Moment, wo ich geneigt war zu fliehen, nicht vor der Gefahr, sondern vor der Lächerlichkeit dieses Marktscandals; aber mein besseres Selbst siegte, ich legte einen Thaler in die Hand der Billetverkäuferin, welche, ohne zu beben, mit Löwen spielte und mit Hyänen tändelte — und trat in die Bude. Auf einer Erhöhung stand, von einer mächtigen Schlange umwunden, der Thierbändiger, ein Mann von mittlerer Größe und schlanken Formen, neben seinem branntweinrothen Gesicht züngelte der Kopf der Schlange und Beide bedrohten meinen Busenfreund Coe, der eben dröhnend laut sagte: „Ob sie beißt oder nicht beißt, ich erwürge Dich, wenn Du das Kind nicht herausgiebst!"

Die Worte waren noch kaum gesprochen, als Coe bereits auf die Estrade sprang und den Wärter mit sammt der Schlange so furchtbar an seine breite Brust quetschte, daß das Reptil glatt und hoch wie ein Wasserstrahl gegen die Decke schoß und sich dann nieder ließ, um die beiden Kämpfer, unter deren stampfenden Füßen die Grundhölzer erdröhnten, zu umringeln. Das Geschrei der Thiere und Menschen ist unbeschreiblich. Niemand wagt sich an die Männer aus Furcht vor der Schlange. Die Billetverkäuferin stürzt wehklagend herein und jammert: „O, meine Schlange!" indem sie sich mit Mutterzärtlichkeit bemüht, das Thier von den Männern loszumachen. Coe hat den Thierbändiger jetzt zu Boden geworfen, die Schlange läßt nach, um sich ihrer Freundin und der warmen Flanelldecke zuzuwenden.

„Gieb das Kind", brüllte Joe, „oder Du bist ein stiller Mann — mögen Sie mich hernach hängen, mir liegt nichts am Leben — das Kind!" —

„Es ist hinten — bei den Hottentotten" — stöhnte der gequetschte Thierkönig — „laß los!"

Kaum waren diese Worte laut geworden, als Coe den halb Erdrosselten losließ, sich aufrichtete, einen Schritt zurücktrat, die Arme kreuzte und sagte: „Ich fordere das Kind von Dir!" — Das Publicum der Menagerie bestand meist aus jungen Landleuten, Gesellen und Lehrlingen der Stadt und sonstigen handfesten Individuen. Selbstverständlich hatten diese Leute bereits Partei für meinen mannhaften Schützling genommen. Als Coe sich aber, wie der alte Löwe nicht vier Fuß hinter ihm, aufrichtete, und dem beschämten Bestiengouverneur die Freiheit ließ,

da kannte das Beifallsrufen keine Grenzen, Mützen und Tücher flogen. Das Ganze spielte wie ein richtiges Schauspiel auf der erhöhten Estrade. Da es jetzt zu Verständigungen kommen mußte, so erwartete ich jeden Augenblick, gleichfalls in Scene treten zu müssen.

„Stellt Euch an die Eingänge!" rief ein riesiger Schlossergesell, „die Polizei soll nicht kommen, wir werden unserm Mann selbst zu seinem Rechte verhelfen!"

Coe erhob sich wie aus einem Traume: „Ich brauche Niemandes Hülfe", sagte er mürrisch „das ist kein ehrlicher Mann, der sich vor einem Schurken fürchtet!"

Erneute Bravorufe füllten die Bude.

„Hört nicht auf ihn", brach sich die heisere Stimme des Andern Bahn; „hört nicht auf ihn. Er will mir mein Kind, mein einziges Kind, mein Fleisch und Blut rauben!"

Coe richtete das Haupt empor, seine Augen suchten zum ersten Male seit der Feindseligkeit Anfang mit ihren klaren, weit ausschauenden Blicken das Publicum, seine Stimme war grollend und tief: „Die großen Katzen da hinter den Eisenstäben morden Den, der ihre Jungen rauben will; — der Mann hier hat sein Fleisch und Blut um zehn Thaler verkauft!"

Die Leute fuhren empor wie eine Brandung. Rolf, dessen Bekanntschaft mir hier so unerwartet zu Theil ward, flüchtete sich hinter Coe, der wieder in seine träumerische Position zurückgefallen war. Die härtesten Drohungen trafen das Opfer der Volksjustiz, das, durch seinen furchtbaren Ankläger gedeckt, schrie: „Was hat denn er für Rechte, dieser Bauer, fragt ihn, was er für Rechte an mein Kind hat!"

Aller Augen hafteten auf Coe's Zügen, über die es wie ein elektrisches Licht lief. Er wandte sich halb zu Rolf herum und sagte dann nach einer Pause sehr leise und langsam: „Ich fordere Deine Tochter für ihre Mutter, die Du in's Tollhaus gebracht hast!"

Die Zuhörer ließen einige unterdrückte Laute der Theilnahme vernehmen, der Thierbändiger erblaßte: „Schwarz-Engel im Tollhaus?" murmelte er, indem sein Kopf schwer auf die Brust fiel.

Ich erwartete jetzt die Katastrophe und sehnte mich einigermaßen nach der unvermeidlichen Häscheruniform. Aber ich kannte Coe nicht; er war nicht der Mann, Anderen seine Sache zu überlassen und sein impulsiv sicheres Handeln schien sich der Menge mit gebietender Ueberzeugung mitzutheilen; sie fragte und zweifelte nicht, sie fühlte: Coe hat Recht! Ohne Weiteres faßte der Bauer den Rolf am Kragen und sagte: „Holen wir sie!"

Beide Männer verschwanden im Hintergrunde und Menschen und Thiere wendeten die Köpfe der Gegend zu, um womöglich den ersten Anblick eines neuen Ereignisses zu erhaschen. Es blieb einige Secunden Alles still — dann dröhnten die Breter. Coe, die leichte Gestalt eines Kindes in den Armen haltend, sprang in einigen großen Sätzen mitten durch die Leute, die ihm überrascht Platz machten und verschwand jenseits der Leinewand.

## VI. Ende gut, Alles gut.

„Wenn er Sie betrogen hat, Herr, meine Schuld ist es nicht, Herr, aber fort ist er, Herr! Ich habe ihm nie getraut, so wahr ich ehrlich bin, und dieses Blatt hat er dagelassen — das ist Alles, Herr!"

Mit diesen Worten empfing mich selben Tages mein Diener und reichte mir ein Stück Papier. Kaum daß ich es gelesen und dann in's Taschenbuch gelegt hatte, so wandte ich mich um, meine Wohnung wieder zu verlassen. „Ich will hoffen, er hat Sie nicht beschwindelt, Herr!" rief noch die redliche Seele, ich aber war schon unten und zog an der Thürschelle des Nachbarhauses.

„Wie Sie mich erschrecken!" rief meine Nachbarin und ließ einen Arbeitskorb mit drei bis vier Dutzend rollenden und klirrenden Gegenständen zur Erde fallen. „Was ist Ihnen begegnet, erzählen Sie, erzählen Sie!"

Ich reichte ihr das Papier und sagte: „Mir ist eben nicht viel begegnet seit heute früh, ich ließ einen Wilden frisiren, wurde als Mädchenräuber verdächtig, sah meinen Freund in den Umstrickungen einer zwanzig Ellen langen Schlange — gemessen habe ich sie freilich nicht! — wohnte einer Sitzung der Volksjustiz bei und bringe hier die Quittung über den Kauf eines Kindes!"

Es kränkt mich wirklich, gestehen zu müssen, daß meine Nachbarin, wie hübsch und boshaft sie sein mag, mir nicht glaubte, bis sie Folgendes gelesen hatte: „Ich, Joseph Napoleon Matuska, Professor der höhern Gymnastik, bescheinige in Gegenwart der unterfertigten Zeugen, daß der hier anwesende Grundbesitzer Jacobus Poggendiek, mir, für den Rückkauf seiner Nichte Marietta, 20 — schreibe zwanzig Thaler Courant baar bezahlt hat und ihm die benannte Nichte ohne Weiteres ausgeliefert worden ist, so wie ich hiermit allen ferneren Ansprüchen an selbe, sich im dreizehnten Lebensjahre befindenden Marietta, aufgebe.

Unterschrift der Zeugen: Odoardo Strumphaase, Athlet.
Philipp Möcker, Miethskutscher."

Meine kleine Nachbarin riß die Augen gewaltig auf, sie wollte Alles ganz genau wissen und deshalb schrieb ich die Geschichte leserlich auf und dachte, sie sollte nun zufrieden sein — aber wann wäre eine Frau zufriedengestellt? Sie wollte durchaus wissen, was weiter geschehen wäre; ich bat, sie möchte Geduld haben; aber sie versicherte, sie hätte niemals Geduld. Es wäre mir recht schlimm ergangen, wenn nicht, Dank sei's den Göttern! meine Nachbarin eben so wenig Gedächtniß als Geduld hätte — sie vergaß endlich die Sache und ich hütete mich, sie daran zu erinnern, bis Gras über dieselbe gewachsen war.

---

## Nachschrift.

„Ist Jemand dagewesen?“ fragte ich eines Tages meinen Bedienten, meinen neuen Bedienten nämlich, dem der Alte schon seit fünf bis sechs Jahren gewichen ist. Mein neuer Bedienter ist ein sehr ernsthafter Mann und mit sehr ernsthaftem Tone beantwortete er auch diesmal meine Frage:

„Es war eine junge Dame hier; sie will um fünf Uhr wiederkommen!“

„Eine junge Dame bei mir? Ohne Begleitung?“

„Zu dienen, aber in Begleitung; sie kam mit ihrem Bräutigam!“

„Immer besser — das kann keine Dame gewesen sein — vielleicht Hülfsbedürftige — verschämte Bettler!“

„Nein, zu dienen, keineswegs, sie wollten im Gegentheil ein Geschenk bringen!“

Sonderbar — nicht verschämt, im Gegentheil — junge Dame! Ich grübelte, ging auf und nieder, sah mein Spiegelbild an, bis es endlich fünf schlug. Nicht lange darauf leichte Schritte auf der Treppe — jetzt auch schwere, auf ländliche Nägelschuhe deutend. Die leichten springen doppelt, sie scheinen auf jeder Stufe ein Solo zu tanzen, die eisernen Absätze stampfen tactgemäß weiter.

„Herein!“

Ein riesiger, muskulöser Mann mit freundlichen Kinderaugen, in glänzend neues Tuch gekleidet, steht, den Kopf etwas gesenkt, auf der Schwelle und arbeitet ein großes wuchtiges Paquet unter seinem Arm hervor. Neben seinem Ellbogen erscheinen jetzt zwei blitzende, neugierige schwarze Augen und gleich darauf gleitet die Besitzerin derselben durch den schmalen, freien Raum, nähert sich mir mit ein paar elastischen Bewegungen, wirft zwei dicke braune Zöpfe in den Nacken und sagt mit lachenden, rothen Lippen: „Der Ohm läßt schön grüßen, er hat nichts vergessen und schickt dieses Stück flächsen Leinen für die Haushaltung!“

Der Riese streckte seine breite Hand gleichfalls nach mir aus und erklärte: „Wir sind die Ohmsager von Poggendiek!“

Als ich meine Ueberraschung zu erkennen gab, begleitete das Mädchen meine Begrüßungen mit mehreren Freudensprüngen. Mir ist nie ein elfenhafteres Menschenkind vorgekommen, als sie es war. Die großen, wanderlustigen Augen, der dünne, leichte Bau der Gestalt, die komische Behendigkeit! Wenn jeder, auch der leichteste Gemüthseindruck den jungen Poggendiek bis unter die Haarwurzeln erröthen machte, so zog bei Marie Angela alles direct in die Füße. Ein originelleres, naturwüchsigeres Paar ist mir lange nicht vorgekommen; sie waren so verständig, wenigstens er, und doch nur große Kinder, er sogar sehr groß! Meine Leutchen wurden nun von meinem feierlichen Diener mit Erfrischungen versehen, während sie mir aus der Heimat berichten mußten.

Es ging nicht so eigentlich übersichtlich zu mit diesen Darstellungen; ich erfuhr aber doch, daß der Ohm wohlauf sei, daß Schwarz-Engel in Hildesheim als geheilt entlassen, still und schweigsam, aber heiter und gottesfürchtig — diesen Zusatz machte er! — bei ihnen lebe; daß der Poggendiek-Hof ein neues, stattliches Gebäude erhalten habe mit einer grünen Stube, großen Fensterscheiben, Fenstergardinen — diesen Zusatz machte sie — „einem Blumengärtchen, das unserer Mutter gehört", bemerkte er, erröthend! — „Pferd und Wagen, Knecht und Magd, wir brauchen vor Niemand roth zu werden!" sagte sie.

Der kleine Schmetterling schien also Alles mit seinem Flügelstaub vergoldet und übertüncht zu haben, sie konnten Beide nicht satt werden in der Beschreibung aller Poggenhofherrlichkeit — es ist wunderbar, wie der Mensch mit dem verwächst, was er werden sieht und gestalten hilft!

Ich trachtete jetzt zu erfahren, wie die Beiden zu einander ständen und leugne nicht, der junge Hüne schien mir nicht eben geschaffen, die Quecksilbernatur Marie-Angela's in die nöthigen Schranken zu verweisen.

„Studiren Sie noch fleißig, Poggendiek?" fragte ich meinen Gast.

„Nicht viel mehr", war die Antwort; „seit bestimmt ist, daß ich Marie-Angela heirathe, seitdem gehe ich regelmäßig mit den Knechten auf den Acker und ins Korn!"

„O, er weiß genug", rief die Kleine und beschrieb mit der rechten Fußspitze einen großen Kreis. „Alles, was ich weiß, hat er mich gelehrt: Lesen, Schreiben, Rechnen, ach das Rechnen ist sehr schwer! — und von den Ländern und Flüssen und von Kaiser Karl dem Großen — (ihre Füße bewegten sich zu einer Kniebeugung) und von den Sternen am Himmel — er weiß Alles auf's Haar und wie ein Doctor — nur das Tanzen, das habe ich ihn gelehrt, Sie glauben nicht, Herr, wie gut er es schon macht! Aber Gerhard", unterbrach sie sich und sprang auf die Füße, „Du hast ja nicht gesagt, weshalb wir die Reise gemacht haben! Ich bekam einen Brief, Herr, mein Vater läge zum Sterben und er wollte mich nochmal sehen, so mußte natürlich doch mein Bräutigam mich auf der Reise beschützen und mein Vater ist denn auch wirklich gestorben!" — Sie erheuchelte keine Trauer, ihre Fußspitze bewegte sich nur langsam nach rechts und links, wie um die Pendelbewegung einer Uhr anzudeuten.

Gerhard war für die Unbefangenheit dieser Mittheilung, die mehr wahr als warm war, wieder erröthet: „Angela hatte keine schwarzen Kleider mitgenommen", sagte er, „wenn wir zu Haus sind, wird sie um ihren Vater trauern!" — „O, bitte, laß mich nicht trauern", rief Angela, „mein Vater —". Ihre feuchten Augen begegneten dem mahnenden Ausdruck der seinigen und sie schluckte die biographische Andeutung über ihren Vater hinunter. Ich erwartete einen kleinen Liebesstreit. Aber Gerhard sagte bestimmt, jedoch vollkommen freundlich: „Marie-Angela wird, wie es Brauch ist, um ihren Vater trauern!"

Jetzt tremulirte auch der linke Fuß, ich wagte es nicht, sie anzusehen und freute mich doch, daß Gerhard so viel von der bestimmten Ausdrucksweise seines Ohms gelernt hatte.

„Ein ganzes Jahr?“ rief die Kleine und schlug, wie entsetzt, die dünnen Hände zusammen. Ueber Gerhard's Stirn und Augen senkte sich ein ernstes, tiefliebevolles Lächeln herab. Obwohl er übrigens unbeweglich blieb, drückte dieses Lächeln in vollem Maße, nicht nur seine ruhige Ueberlegenheit, sondern die Zartheit seines Verständnisses aus: „Ein halbes Jahr wird wohl genug sein!“ sagte er.

„O, das ist gut, Gerhard“, jubelte sie, „das ist gut. Weißt Du, Gerhard, wenn Gott den Ohm von uns ruft“ (ihre Füße wurden ruhig und ihre Stimme bebte), „da werde ich von selbst ein Jahr und zwölf Wochen, wie um einen Vater trauern!“

Als Gerhard und seine Braut gingen, da dachte ich mir den Poggen-Hof wie in lauter Sonnenschein, beglückt und vom Banne entzaubert.

Meine Nachbarin fand die Leinwand sehr gut; von der Moral sagte sie nichts, als sie meine Nachschrift gelesen hatte.

---

## Erwartung.

(Zu dem Bilde von Kindler.)

Aus der Alpen Schooß, aus dem bretternen Haus,
O — welch' ein Blick in die Welt hinaus,
Wenn die Bergeshäupter in Purpur steh'n,
Wenn die Bächlein rauschen, die Winde weh'n,
Und von einem Dorfe zum andern
Die Grüße der Glocken wandern! . . .

Du friedlicher Gruß — und wie triffst Du die Brust,
Bewegst sie mit Bangen, erfüllst sie mit Lust!
Das Auge blickt und die Seele fliegt
In das Thal hinab, das tief unten liegt,
Und das Herz pocht in rascheren Schlägen
Der Nacht und dem Liebsten entgegen!

Das blühende Thal, das Gebirge so hehr,
Wie wären sie kahl und wie wären sie leer,
Mit Allem, was lieblich, mit Allem, was hold,
Dem Silber der See'n und der Saaten Gold,
Mit der Pracht und dem Reichthum der Städte —
Wenn ich ihn, wenn ich ihn nicht hätte!

Schwebe nieder, o Nacht, und verhülle die Welt!
Entglimmet ihr Sternlein, am himmlischen Zelt!
Schon hör' ich den Schritt auf bekannten Pfad —
O, juble mein Herz! Denn er naht, er naht.
Und schmückt Euch, ihr Blümlein im Garten,
Mit mir des Geliebten zu warten.

J. N.

---

# Nothgedrungene Erklärung
## zu Konewka's Charakterköpfen.

Wenn der Mensch Pech haben soll! Ich habe nie Etwas gefunden — daß ich einzelne Leute arrogant, einzelne Artikel langweilig gefunden habe, rechne ich natürlich nicht mit — aber verloren gegangene Portemonnaies, Ringe, Taschen ꝛc. habe ich nie gefunden. Vor ein paar Tagen endlich finde ich nun wirklich einmal einen abhanden gekommenen Gegenstand, ein Notizbuch, das äußerlich ganz respectabel aussieht. Strousberg war mir ein paar Minuten vorher begegnet, ich wiegte mich mit den süßesten Hoffnungen. Es war kurz vor Weihnachten, ich nahm mir vor, Waisenknaben eine Christfreude zu bereiten; als ich das Notizbuch aber geöffnet hatte, hatte ich die Bescheerung! Kein Bankbillet, kein Coupon, nicht einmal ein Liebesbrief. Die ersten Seiten des Buchs waren mit einer ganzen Serie nichtssagender Redensarten gefüllt, die gar keinen Zusammenhang hatten. Und das war Alles!

Aergerlich steckte ich das Buch in die Tasche. Schon am andern Tage hatte ich meinen glücklichen Fund vergessen. Da wurde ich durch eine Annonce der „Vossischen Zeitung" wieder an denselben erinnert. Die Annonce lautete:

**5 Silbergroschen Belohnung.**

Ein Notizbuch in braunem Leder, das für den Finder gar keinen Werth hat, ist gestern, wahrscheinlich auf der Leipziger Straße, verloren worden. Der ehrliche Finder wird gebeten, dasselbe Prinzenstraße 67, 4 Treppen links sofort abzugeben. Die obenangegebene Belohnung wird ihm dort ausgezahlt werden.

Man muß dem lieben Himmel für Alles danken, dachte ich, und pilgerte nach der Prinzenstraße. Mich reizte außer der Belohnung vornehmlich noch Eins: ich wollte zu erfahren suchen, was die Redensarten, die in buntem Durcheinander in dem Buche standen, zu bedeuten hatten.

Ein langwallender Mensch mit langen Haaren, einer langen Nase, langen Händen und Füßen und einem langen Schlafrock — dürftig, aber unsauber gekleidet — öffnete mir. Er schien sehr erfreut zu sein, wieder in den Besitz seines Buches zu gelangen, denn er schüttelte mir heftig die Hand und bat mich auf dem andern Stuhle Platz zu nehmen. In dem kleinen Stübchen standen nämlich blos zwei Stühle.

„Haben Sie den Inhalt meines Notizbuches durchblättert?" fragte er mich.

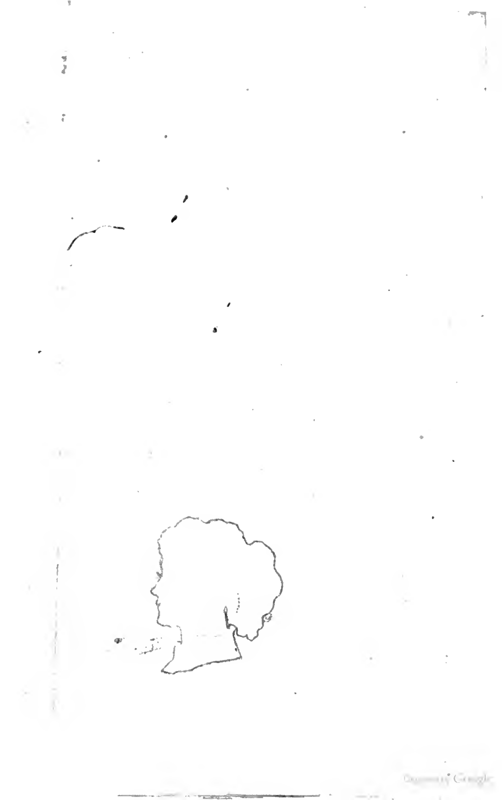
„Ich gestehe, daß ich diese Indiscretion begangen habe; indessen beruhigen Sie sich, ich habe —"

„Kein Wort verstanden? Das kann ich mir denken. Sie müssen mich für einen curiosen Menschen gehalten haben."

„Allerdings haben Ihre Aufzeichnungen meine Neugier gereizt... glauben Sie nicht, daß ich wegen der Belohnung hier warte ... ganz im Gegentheil: ich würde mich sogar bereit finden lassen, darauf zu verzichten . . ."

„Sie sind ein edler Mensch", nahm der Lange wieder das Wort. „Ich hätte wirklich kaum die Courage gehabt, Ihnen die „vier Gute" anzubieten. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen; ich werde Ihnen erzählen, welche Bewandtniß es mit den Notizen hat — und dann sind wir quitt. Sind Sie damit einverstanden?"





„Vollkommen."

„Nun, so hören Sie also: Ich hatte einmal irgendwo gelesen, daß ein bedeutender Lustspieldichter die Barbierstube — das belebteste Local der Stadt — mit Vorliebe besuchte, sich dort in eine Ecke setzte und alle frappanten Aeußerungen der schwatzhaften Kunden und des schwatzhaften Barbiers in sein Notizbuch schrieb. Einen großen Theil der dort aufgegriffenen Redensarten, Repliken und Wendungen soll er später mit erheblichem Nutzen in seinen Lustspielen verwerthet haben. Als es mir nun auch in einer unglücklichen Stunde in den Sinn kam, die „Welt dramatisch zu gestalten" dachte ich an diese Anekdote und sagte mir — denn ich monologire stets, wenn ich am Vorabend eines großen Ereignisses stehe — wenn Du auch keine Lustspiele schreiben kannst, aufschreiben, was Dir Andere vorsprechen, kannst Du jedenfalls, und damit wollen wir einmal den Anfang machen. — Ich kaufte mir also ein Notizbuch und begab mich zu Kranzler. Es war ein heißer Sommerabend. Das Café war innerlich und äußerlich überfüllt. Mit Mühe und Noth konnte ich des einzigen vacanten Stuhles, der am äußersten Ende der kleinen Qua-Terrasse stand, habhaft werden. Der Platz war nicht sehr bequem, aber was thut man nicht, um „Studien" zu machen? Ich saß mit dem Rücken der Friedrichsstraße, mit dem Gesicht den Linden zugewandt. Eine ungeheure Menschenmenge wogte an mir vorüber, ein dumpfes Gemurmel, das vom Crescendo und Decrescendo der vorüberrollenden Wagen harmonisch begleitet wurde, drang an mein Ohr; trotzdem vermochte ich doch von Zeit zu Zeit aus dem allgemeinen Geräusch ein Wort, bisweilen sogar eine zusammenhängende Phrase des einen oder andern Vorübergehenden zu unterscheiden. Alles, was ich hörte, trug ich gewissenhaft in mein Notizbuch ein — und diese Aufzeichnungen sind es, welche Ihre Neugier gereizt haben. Wenn Sie etwas Romantisches erwartet haben, so bedaure ich, Ihnen durch den Bericht über den wahren Sachverhalt eine Enttäuschung bereitet zu haben."

„So?" versetzte ich, um irgend etwas zu sagen.

„Da ich nun ein Lustspiel zu schreiben beabsichtige", fuhr der Lange fort, „in welchem die Gesellschaft der Großstadt mit photographischer Treue auf die Bühne gebracht werden soll, so glaubte ich aus den der Natur abgelauschten Sätzen vielleicht den einen oder andern verwerthen zu können, und deshalb danke ich Ihnen, mir das Notizbuch zurückgebracht zu haben."

„Daraufhin möchte ich mir Ihre Aufzeichnungen wol noch einmal ansehen, und wenn Sie mir erlauben . ."

„Sehr gern! — Wissen Sie was: wir wollen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Ich werde Ihnen die Geschichte vorlesen; ich werde Alles, was mir brauchbar erscheint, anstreichen, dann bin ich der Mühe der spätern Lectüre überhoben"

„Wieder vollkommen einverstanden."

Der Lange begann:

— Heißt eine Kunst! Nichts als Nuditäten. Dieser Makart! Ich hasse die Nuditäten, wenn sie gemalt sind.

— Was nützt mich der Mäntel, wenn er nicht gerollt ist, und was kauf ich mir für die Lucca, wenn sie in Petersburg singt?

— Uf Ehre.

— Sehen Sie, lieber Freund, mit Fleiß bringt man es heutzutage weit. Hier wird man zu viel gestört und eines Tages — Kladderadatsch — packte ich meine Siebensachen zusammen, und ging, um Quellenstudien zu machen ...

— Mit diesem krummbeinigen Judenthum in der Gegenwart ist eben nichts anzufangen. Wagalaweia, ich werde Welten wimmern . . . .

— Au, Fedor, drücken Sie doch nicht so!

— Wir großen Männer stehen „auf der Höhe . .“

— Im Gegentheil:

„Die reinen Frauen steh'n im Leben,
Wie Rosen in dem dunklen Laub . . .“

— Mein Lieber, wenn wir Krieg führen wollen, so werden wir Krieg führen, mit oder ohne Ihre Zustimmung, und wir werden das Geld dazu nehmen, wo wir es finden. Vorläufig geht Macht noch immer vor . . .

— Mammma!

— 34 Millionen plus 22 Millionen = 56 Millionen, minus 58 Millionen . . . das stimmt noch nicht!

— Sehen Sie sich einmal die Fesseln des Schimmelhengstes an.

— Mein lieber Freund, ich bin ein glücklicher Maler, das kann ich Ihnen Schwarz auf Weiß geben.

— Einnahme: 325 Thaler, Ausgabe 327 Thaler, 2 Thaler Deficit.. ich werde mir das Schnupfen abgewöhnen.

— Ist ja Alles oberfaul!

— Wüstenkönig ist der Löwe, lieb ihn so lang Du lieben magst und beantworte Deine Briefe — das sind meine Grundsätze.

— Was hat Julian Schmidt gesagt: „Seit die Photographie im Stande ist, die feinsten Nüancen eines Gesichtes wiederzugeben.“ Ja, ja, die Photographie gehörte schon zu meinen jungen Leiden . . .

— Du lieber Gott, spielt sich die Rieke uf: Ich kannte ihr schonst, als se noch boomwollene Strümpfe stoppte — jetzt: immer mit de Crinoline.

— Aber, Mama, ich kann doch nichts dafür, wenn er mich hübsch findet.

— Man läßt sich nicht von aller Welt hübsch finden.

— Nein, Kind, der Vater ist gar nicht damit einverstanden, und ein ordentliches Mädchen, das sich respectirt . . .

— Aber liebe Mutter, es ist Gefahr im Verzuge, sage ich Dir! Verstehst Du denn nicht? —

— Ne, so was krabbelt uf'm Boden nich rum . . Hat ihm schon!

Der Lange war mit der Lectüre zu Ende. Er machte ein bedenkliches Gesicht. Ich schwieg.

„Glauben Sie, daß sich damit etwas anfangen läßt?“ fragte er mich.

„Weshalb nicht?“ gab ich zur Antwort.

„Nun, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Unter uns gesagt, bin ich etwas in Geldverlegenheit. Kaufen Sie mir das Buch ab. Den Preis kennen Sie: fünf Silbergroschen.“

Ich erhob mich; um mich auf bequeme Weise verabschieden zu können, ging ich auf den Vorschlag ein und legte ein Fünfgroschenstück auf den Tisch.

„Noch 22½ Sgr. für die Insertionsgebühren“, fügte der Lange hinzu. Ich maß die Gestalt meines Wirthes und ich mußte mir sagen, daß ich bei einer handgreiflichen Auseinandersetzung unbedingt den Kürzern ziehen würde. Ich zahlte also auch die 22½ Sgr. und empfahl mich schnell.

Auf diese Weise hat mich also das gefundene Notizbuch 27½ Sgr. und einen Weg nach der Prinzenstraße gekostet. Dafür besitze ich aber den Autograph eines zukünftigen Dramatikers. Ja, wenn der Mensch Pech haben soll!

---

# Rückblick auf Heinrich Heine.

Von **Julian Schmidt.**

Zwei bedeutende Publicationen lenken die Aufmerksamkeit von Neuem auf Heine, und nöthigen die Kritik, das Urtheil über ihn einer nochmaligen Revision zu unterziehen: die „Letzten Gedichte und Gedanken, aus dem Nachlaß des Dichters zum erstenmal veröffentlicht" (Hoffmann und Campe), und „Heinrich Heine's Leben von Adolph Strodtmann", in zwei Bänden (Berlin, Franz Duncker).

Den Nachlaß, aus welchem der „Salon" bereits einige Proben gebracht, hat der Verleger der Wittwe Heine's abgekauft. Er scheint Alles zu umfassen, was Heine überhaupt geschrieben, bis auf die Papierschnitzel, mit alleiniger Ausnahme der Memoiren, auf welche Heine ein so großes Gewicht legte. Wo diese geblieben sind, ist nicht zu ermitteln gewesen: die Conjectur, daß sie Heine's Bruder der österreichischen Regierung verkauft habe, scheint mir nicht haltbar; ich wüßte nicht, was die österreichische Regierung mit diesen Papieren anfangen sollte, es müßte denn eine geheime Finanzspeculation dahinter stecken.

Wie sehr das Publicum auf den Nachlaß gespannt war, ergiebt sich daraus, daß wenige Wochen nach der ersten Auflage bereits die zweite erscheint. Im Ganzen wird es sich nicht getäuscht finden: der Nachlaß enthält theils neue Gedichte von bedeutendem Werth (darunter namentlich „Bimini", ein humoristisch romantisches Phantasiestück in der Weise des „Atta Troll"), aus denen man sieht, daß Heine's poetische Kraft bis an seinen Tod in voller Blüthe stand, theils poetische Varianten, zerstreute Gedankenspähne und anderweitige Aufzeichnungen, die uns recht lebhaft in die Werkstätte des Dichters einführen.

Sehr willkommen zur Erläuterung dieses Nachlasses ist nun die soeben vollendete Biographie. Der Verfasser derselben ist auch der Herausgeber des ersteren. Er hat mit großer Sorgfalt Alles gesammelt, was die Entwicklung des Dichters und seinen Eindruck auf das nächste Publicum verdeutlicht; er hat Briefe und andere Documente, auch die Ueberlieferung Mitlebender mit Umsicht zu Rathe gezogen; was das Thatsächliche betrifft, wird nicht mehr viel nachzutragen sein. Die Wärme, die er für seinen Gegenstand zeigt, wirkt wohlthuend, da sie keineswegs unfrei ist, da die Schattenseiten des Dichters nicht beschönigt werden. Wenn man nun dies Leben in all seinen Details übersieht, wird doch Manches in der innern Entwicklung des Dichters klarer. Diesen Entwicklungsgang in möglichst kurzen und bestimmten Strichen hervorzuheben, ist der Zweck der folgenden Zeilen; es können dabei füglich die mancherlei Einwendungen übergangen werden, zu denen das Buch sonst herausfordern möchte.*)

*) Auf den Wunsch des Herausgebers berichtige ich einen häßlichen Druckfehler, auf den ich ihn aufmerksam gemacht habe. Es ist Seite 217 des Nachlasses nicht von Ranke, sondern von Raumer die Rede.

Es gab eine Zeit, wo man Heine nicht ganz unbefangen beurtheilen konnte: theils rief seine bissige Polemik gerechte Erwiederungen hervor, theils hatte seine Manier ein fatales Geschlecht auf den Markt gerufen, das ihm absah, wie er sich räusperte und wie er spuckte, und mit seinem ewigen Gesumme so lästig wurde, daß man leicht die Geduld verlor. Das ist nun vorbei: über Heine's Polemik ist Gras gewachsen, und Figuren, wie die „arme Ada" des „harmlosen Kleinstädters" gehören zu den Seltenheiten. Man kann die Gesammterscheinung des Dichters von allen Seiten übersehn und ziemlich unbefangen würdigen.

Vor allen Dingen ist Heine eine Existenz. Ich möchte nicht sagen eine große Existenz, aber eine Existenz von außerordentlicher Tragweite. Uebersehen wir die sämmtlichen deutschen Dichter, die seit 1825 aufgetreten sind, so behaupte ich, daß man jeden beliebigen derselben aus der Geschichte wegdenken könnte, ohne daß auch nur annäherungsweise eine solche Lücke entstände, als wenn man Heine's Existenz wegzuwischen suchte. Abgesehen von den positiven bleibenden Leistungen hat er auf alle Strömungen unseres Denkens und Empfindens sehr bedeutend eingewirkt, und diese Einwirkungen, heilsam und schädlich, sind fühlbar bis auf den heutigen Tag, man muß mit ihnen rechnen, man kann sie nicht ignoriren. Vor Allem hat er in der Geschichte der romantischen Poesie nicht blos als schaffender Künstler, sondern auch als Denker und Kritiker ein ganz neues Blatt beschrieben, das seinen Namen über die Grenzen Deutschlands hinaus erhalten wird.

Heine's Jugend bis zu seinem fünfzehnten Jahr verlief im elterlichen Hause zu Düsseldorf. Düsseldorf war bis zur Restauration die Hauptstadt des Großherzogthums Berg, d. h., politisch betrachtet, eine französische Stadt. Die französische Herrschaft lockerte das Joch, das auf den Juden lastete; die Düsseldorfer Juden und vor Allen Heine's Vater selbst, begrüßten in Napoleon ihren Messias. Solche Eindrücke der frühesten Jugend verwischen sich schwer, und wenn man Heine vom patriotischen Standpunkt tadelt, daß er den Napoleoncultus aufgerichtet hat, so darf man diesen mildernden Umstand nicht vergessen. Der Verstand kann in späterer Zeit Manches corrigiren, das Gemüth behauptet doch seine Rechte. Noch später, als Heine nach Paris ging, fiel ihm der große Unterschied gegen Deutschland auf. In Frankreich hat man am Juden kein Arg, und jeder Franzose ist in den Formen höflich: wie wohlthuend mußte das gerade auf einen Dichter wirken, der in Deutschland manche grobe Beleidigung empfangen und sie mit seiner nervösen Empfindlichkeit und mit seinem stark entwickelten Schönheitssinn doppelt schwer empfunden hatte. Dazu kam die imposante Erscheinung des Kaisers, den Heine persönlich sah und dessen Eindruck auf eine für glänzende Farben sehr empfängliche Phantasie er im Buch „Le Grand" vollkommen treffend geschildert hat. Der Dichter wird, wenn er nicht künstlich reflectirt, stets durch sinnliche Eindrücke bestimmt, und was wollten gegen das gewaltige Bild des Siegers an den Pyramiden die benachbarten deutschen Duodezfürsten sagen! Auch waren „Die beiden Grenadiere" eins der ersten von Heine's Gedichten. „Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind!" so würde der nicht empfunden haben, der in der Mitte seiner Familie den schweren Druck der französischen Herrschaft erlebt hatte.

Nun folgen vier Jahre, vom fünfzehnten bis zum neunzehnten, von denen wir wenig wissen, deren Einfluß auf Heine aber sehr bedeutend gewesen ist. Er wird in ein kaufmännisches jüdisches Geschäft gesteckt, zuerst

in Frankfurt a. M., dann in Hamburg. Man denke sich einen hochgestimmten, poetisch angeregten Knaben in dieser Umgebung! Einerseits fühlt er sich hoch über den Leuten, mit denen er verkehrt, dann aber kommt er in Geschäftssachen gegen sie nicht auf: sie lachen ihn aus, wenn er romantische Ideen hervorkehrt, und zuletzt lacht er mit, wenn auch etwas bitter. Sein Gemüth verachtet die Ziffer und die Speculation, aber in seinem Kopf spielt Ziffer und Speculation eine nicht unerhebliche Rolle: er kann gut rechnen, und wenn er ästhetisch über kaufmännische Allüren und kaufmännische Gesichtspunkte die Achsel zuckt, so kommen sie ihm doch nicht spanisch vor, er versteht sie, er kann sie nachahmen. Auch hier wird dem Dichter der Begriff durch sinnliche Erscheinung verständlich: die Ziffer wird Fleisch; der dürftige Knabe steht seinem Onkel, dem Millionair, gegenüber, und das Geld hört auf für ihn eine Abstraction zu sein.

Endlich im neunzehnten Jahr setzt er es durch, zur Universität geschickt zu werden. Er hat nur ein halbes Jahr Zeit, sich vorzubereiten. Unmöglich kann er in dieser Zeit alle Lücken seiner Vorbildung ausgefüllt haben, und die angeborene Neigung, in Sprüngen, in unmittelbaren Bildern zu denken, wird durch das Bewußtsein dieser Lücken, die er doch nicht eingestehen mag, sehr bestärkt.

Er kommt nach Bonn, um die Rechte zu studiren, hört aber fast ausschließlich ästhetische und historische Collegien. A. W. Schlegel ist nach Napoleon und Salomon Heine die erste imposante Erscheinung, die ihm begegnet, und der Eindruck wird verdoppelt, als der junge Student dem gefeierten Mann seine Gedichte vorlegt und ein schmeichelhaftes Urtheil empfängt. Er wird ein begeisterter Anhänger der Romantik, für die er schon damals die richtige Formel findet: „Die Bilder, wodurch die romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen (müssen) eben so klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein als die Bilder der plastischen Poesie." Er studirt mit seinen Freunden, darunter namentlich Simrock, das Nibelungenlied, das er später so prachtvoll geschildert hat. Er erlangt durch A. W. Schlegel, der über Sanscrit liest, einen wenn auch dämmernden Blick in den Orient. Die burschenschaftliche Romantik hat er bald hinreichende Gelegenheit ironisch zu betrachten; dagegen tritt er als Apologet Schlegel's auf, gegen den er später, als Schlegel seine Gedichte nicht mehr lobte, in einen so unschönen Haß gerieth.

Nur der Kritiker, nicht der Dichter Schlegel hat Einfluß auf ihn geübt. Schlegel's lyrische Art ist nicht deutsch. Er ist kein geborener Dichter und hat sich, theils nach Lateinern, theils nach Spaniern und Italienern, mühsam einen Stil zurecht gemacht, der weder die Phantasie noch das Ohr anspricht. Heine's Weise dagegen ist von Anfang an deutsch und ist immer deutsch geblieben. Ihm war die Poesie die Muttersprache: was er dachte und empfand, gestaltete sich ihm, von vornherein, in wohlklingender melodischer Form, und nicht selten war der schöne Tonfall der Schöpfer seines Gedankens. Gleich seine ersten Gedichte drängen sich dem Ohr auf und fordern zur Composition heraus, während seine ersten prosaischen Versuche noch sehr incorrect und gezwungen aussehen, bis er sich geraden Wegs entschließt, auch seiner Prosa einen poetischen Hauch, eine kühne erhöhte Melodie zu geben. Wenn Uhland's schöpferische Kraft seine Jugend nicht überdauerte, so drängt sie sich bei Heine selbst in den Zeiten hervor, wo er sich einbildete, unmittelbar auf die Thatsachen, also unpoetisch wirken zu müssen.

Ein fast untrügliches Zeichen des geborenen Poeten ist, daß er ohne Mühe den echten Volkston trifft. Die Vorbilder, die er dann sucht, um sich künstlerisch fortzubilden, werden immer nur Homogenes enthalten. Heine hat sich rasch für das Volkslied entschieden, wie es ihm „Des Knaben Wunderhorn" und Herder's „Stimmen der Völker" zeigten, und wir kennen kaum einen Dichter, der so sicher und so frei den rechten Ton traf. Die Schule ferner von Uhland, Goethe Eichendorff, Tieck findet der Leser leicht heraus; Wilh. Müller hat Heine selbst dankbar bekannt; in den „Fresco-Sonetten" klingt die Melodie von Rückert's „geharnischten Sonetten" nach, von dem durchgreifendsten Einfluß scheint mir das Vorbild Clemens Brentano's gewesen zu sein, für welchen die gegenwärtige Sammlung freilich keinen Anhalt bietet. Auf die Verwandtschaft der beiden Dichter habe ich bereits anderwärts aufmerksam gemacht, aber es findet auch ein unmittelbarer Zusammenhang statt, wie man erkennt, wenn man sich z. B. an „Treulieb" oder „Die lustigen Musikanten" erinnert. Vor allen diesen Dichtern hob sich Heine dadurch hervor, daß seine Melodie kühner und mächtiger war, folglich stärker sich dem Gedächtniß einprägte, daß er das dreiste, ja freche Wort nicht scheute, um das Bild stark und nackt hervortreten zu lassen, und daß er verstand, die geistige Strömung der Zeit in seine Dichtung nicht blos äußerlich, sondern innerlich aufzunehmen, während bei den spätern Tendenzpoeten das recipirte politische Element, trotz aller rhetorischen Kraftanstrengung, in der trocknen Prosa bleibt.

Der kurze Aufenthalt in Göttingen übte auf Heine gar keinen Einfluß; einen desto durchgreifenderen die Studienzeit in Berlin. Hier war er nun in der eigentlichen Werkstätte des deutschen geistigen Lebens, und sah, da er offne Augen hatte, wie es war.

„Die Literatur unserer Nachbarn muß man mit unserer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungslose unseres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morning Chronicle lese und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinen Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde nichts als literarische Fraubasereien und Theatergeklätsch. Ist in einem Volk alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung, und dazu dienen ihm in Deutschland seine Schriftsteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Messe. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, wo arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen, während die Philister fröhlich ausrufen: sieh', das ist ein Haupthahn! u. s. w. — In solcher Art haben wir auch unsere öffentlichen Assisen, und das sind die löschpapiernen sächsischen Literaturzeitungen, wo jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet wird. Wir haben gewissermaßen auch unsere Parlamentsdebatten, und damit meine ich unsere Theaterkritiken, wie denn unser Schauspiel selbst gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darinnen blühen. Unser Oberhaus zeigt sich im höhern Glanze; ich meine hinsichtlich der Coulissen, Decorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnte es

der Mensch nicht bringen, und das römische Reich ging unter, und bei dieser Gelegenheit auch das römische Theater."

Diese Umstände muß man in Rechnung bringen, wenn man gegen Heine nicht auf's äußerste ungerecht sein will. Es ist in seinen Schriften, die durchweg die Farbe des Tages tragen, vieles schlecht Persönliche, Läppische, ja Gemeine, aber ein Theil der Schuld fällt auf die Lebensluft, in der er aufwuchs. Wir haben diese Zeit längst aus unserm Gedächtniß verloren. Wir haben nicht blos Parlamente in Hülle und Fülle, nicht blos öffentliche Versammlungen jeder Art, nicht blos Geschworene, wir haben auch Pferderennen, und selbst an Boxereien fehlt es nicht, und wenn unsere Dichter in der Weise Heine's über Mangel an Stoff klagen, so wissen sie selbst nicht, was sie wollen. Aber zu Heine's Zeit war es anders. Wenn damals ein Journalist einen anderen einen Dummkopf schalt, so war das eine Angelegenheit, die das deutsche Volk ein halbes Jahr lang beschäftigte, weil es nichts anderes zu thun hatte. Wer sich von der Zeit, die Heine in Berlin zubrachte, 1821—1823, ein annäherungsweise richtiges Bild machen will, schlage Immermann's „Epigonen" auf: die Misère des damaligen Lebens muß auch die Poeten entschuldigen.

Wurden auf diese Weise die Angelegenheiten der Poeten und Kritiker zu einer ungebührlichen Wichtigkeit hinauf geschraubt, so fehlte ihnen zugleich die heilsame Bildung durch den stark ausgeprägten Nationalgeist. Immermann, mit dem Heine damals in genaue Berührung trat, macht auf diesen Mangel einer nationalen Gesinnung, einer bindenden Schule, eines Kunststils aufmerksam. „So steht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raum, und in seiner Einsamkeit darf er Alles unternehmen, auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entspringt die Mannichfaltigkeit, aber auch die Willkür, da der Dichter sich in jedem seltsamen Gelüst gehen läßt. Zwischen der Welt und ihrem zwar beschränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einfluß und dem Poeten besteht kein Rapport." — Aus dieser Lage erklärt sich die Weltschmerzstimmung der damaligen Poesie.

„Ach, theurer Leser", sagt Heine einmal, „wenn Du über die Zerrissenheit meiner Lieder klagen willst, so klage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wol in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die Götter mich vor vielen Anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrerthums würdig geachtet haben."

Die Erklärung befriedigt nicht ganz. Der wahre Grund für die Weltschmerzliteratur, auf den man, so viel ich weiß, noch nicht geachtet hat, liegt in der Subjectivität der modernen Dichtung. Tragische Dinge haben immer die Seele der Dichtung ausgemacht, aber, einzelne Ausnahmen abgerechnet, hat sich der Dichter von seinem Gegenstand immer unterschieden: Homer wollte nicht Achilles, Shakespeare nicht Lear sein, und wenn Dante persönlich in die Hölle hinabsteigt, so ist es doch nur als Zuschauer, nicht um die Qualen der Verdammten am eigenen Fleisch zu empfinden. Der erste rein subjective Dichter im großen Stil innerhalb der Weltliteratur ist Goethe. Er ist wirklich Werther, Faust, Tasso, wenigstens ist sein Gemüth die Grundlage ihrer Charakterformen; aber einmal schildert er diese Seelenzu-

stände erst, wenn er im Begriff ist, sich zu beruhigen, und insofern unterscheidet sich der Dichter auch hier von seinem Gegenstand; dann sind seine Empfindungen so normal und so echt menschlich, daß sie zwar im Anfang durch die Paradoxie ihres Ausdrucks Anstoß geben, daß man aber bei reiferem Nachdenken die Wahrheit und zwar die allgemein menschliche Wahrheit erkennt. Weit entfernt, seine wirklichen Empfindungen künstlich zu steigern, that er vielmehr Alles, um sie auf das angemessene Maß herabzudämpfen.

Mit stärkerer Wucht schlug Lord Byron die Saite der subjectiven Dichtung an. Auch er ist sein eigener Held: er ist Childe Harold, der Giaur, Lara, Don Juan, aber dieser sein Held hat das Gemeingefühl mit den übrigen Menschen wenigstens bis zu einem gewissen Grade verloren; er führt ein anderes Leben als sie, und demnach sind auch die Dimensionen seiner Empfindung andere. Aber für die Möglichkeit solcher Figuren führte der Dichter den thatsächlichsten Beweis, ihm lagen wirklich die Weiber zu Füßen, er gab seine Seele wirklich in wüsten Genüssen aus, er durchschwamm persönlich den Hellespont und führte auf eigene Hand Krieg gegen die Türken; und was die Gewissensbisse seiner Helden betrifft, so war seine Natur so geartet, daß wenigstens der Mythus von geheimen Verbrechen, die er begangen haben sollte, sich bilden konnte.

Dies glänzende Meteor hatte nun die poetischen Gemüther von ganz Europa in Bewegung gesetzt, und das Ideal schrankenlosen, unbändigen Genusses und unerschöpflicher Leidenschaft setzte sich in allen Köpfen fest. Hoffmann, das schwächliche Männchen, der eben starb, als Heine in Berlin war, und unter dessen Zechbrüdern bei Lutter und Wegener sich Heine zuweilen bewegte, hatte die berühmte Apologie des Don Juan geschrieben; Grabbe, Heine's vertrauter Studiengenosse, brütete über einem Stück, das Don Juan und Faust combiniren sollte. In diesem Dunstkreise entfaltete sich Heine's poetische Blüthe. Er hat Hoffmann sehr viel gelesen, man findet in seinen Reisebildern starke Reminiscenzen an den „Goldenen Topf“ und andere Phantasiestücke, er nahm von Lord Byron das böse Zucken der Oberlippen an: „dem Engländer“, sagt Wienbarg, der bald darauf mit Heine befreundet wurde, „mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen stand diese Bewegung besser, jedenfalls natürlicher.“

Nun denke man sich die Form der subjectiven Poesie, die Vermischung des Helden mit dem Darsteller, die Begeisterung für den Typus eines welterobernden Don Juan, dazu die enge Berliner Existenz und spärliche Mittel — und man wird die possenhaften Schlußrefrains zu weltschmerzlichen Liedern begreifen. Hoffmann hat noch während des Schaffens die Ahnung seiner Schranken; nur im Traum erobert er die Welt, sobald er erwacht, sieht er sich im Spiegel als Berliner Spießbürger und freut sich seiner Sicherheit. Wenn dagegen Heine sich montirt, so geht seine stärkere lyrische Kraft mit ihm durch: er ist in dem Augenblick ganz sein Held, und erst nachträglich rächt sich sein scharfer Verstand für die Ueberrumpelung des Gefühls und der Phantasie durch bittern Hohn.

Heine war kein Don Juan. „Glauben Sie mir“, sagte er auf seinem Krankenlager zu Alfred Meißner, „ich habe moralischer gelebt als die meisten der Menschen, die mich der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menschen dasselbe von sich sagen? Wird es mir Jemand glauben? Und doch

ist es so. Ja, ich habe mir am Rand meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich war nie der Erste und nie der Letzte." Dieselbe Erklärung findet sich in einem Gedicht des Nachlasses, das damit schließt, wenn es sich anders verhielte, verdiene er ja angespuckt zu werden.

Im Anfang wird man durch diese Erklärung verdutzt, wenn man sich an das Namensverzeichniß genossener Frauenzimmer erinnert, das fast so lang ist als das Leporellos. An sich würde auch die Erklärung nichts beweisen, denn die Phantasie konnte in diesem Fall mit ihm durchgehen wie in anderen Fällen; sieht man sich das Namensverzeichniß aber genauer an, so entdeckt man, einige Verschönerungen abgerechnet, lauter derartige Damen, bei denen kaum Einer der Erste und Einer der Letzte ist: also eine Region, mit der ein Don Juan nichts zu thun hat. Nur zwei große Verhältnisse heben sich in seinen Gedichten ab. Das eine mit seiner Cousine, die ihm nach seiner Auffassung untreu wurde, und die er, rund gerechnet, fünf Jahre lang besang, mit harten Invectiven allerdings, aber doch so, daß auch in der Uebertreibung sich der Hintergrund einer echten und tiefen Neigung abhebt. Und dann das zu seiner Frau. Diese Gewissensehe — denn anfangs fehlte ihr die priesterliche Weihe — hat vom fünfunddreißigsten Jahr bis zu seinem Tode gedauert, und er ist seiner Mathilde insofern immer treu geblieben, als er ihr feste, innige und hingebende Anhänglichkeit bewahrte, obgleich kein eigentlich geistiges Band sie an einander hielt: sie las nicht einmal seine Gedichte; daß Heine das ertrug, wollte viel sagen. Der Herausgeber des Nachlasses hat vollkommen Recht, die Briefe an Mathilde machen einen wohltouenden Eindruck, man sieht daraus, daß er im Grunde ein guter Mensch war, viel besser als seine liederlichen Gedichte aus Paris und Hamburg und seine von augenblicklicher Erbitterung eingegebenen Streitschriften ihn zeigen. Nur daß, was den Menschen in einem bessern Lichte zeigt, nicht gerade dem Dichter frommt, der von dem falschen poetischen Vorurtheil ausgeht, er müsse selber der Held sein, den er besingt.

Noch etwas gehört zum Don Juan. Wenn der Comthur dazwischen kommt, muß sofort ein Degen bei der Hand sein, ihm durch den Leib gerannt zu werden. Auch darin war Heine kein Don Juan. Sein Biograph erzählt nach dem Bericht von Augenzeugen einige Mensur-Geschichten, die sehr komisch aussehen, auf die weiter nichts ankommen würde, wenn Heine nicht, sobald die Phantasie mit ihm durchgeht, in Prosa wie in Versen einen Blutdurst zur Schau tragen zu müssen glaubte, der gar nicht in seiner Art lag.

Man kennt die hübsche Ballade vom Rabbi Israel von Saragossa. Als Freund Moser, dem Heine sie mittheilte, sie sehr lustig fand, erklärte dieser ihm, sie sei gar nicht komisch, sondern tragisch, sie wäre ihm selbst im Thiergarten passirt. Und hier kommen wir auf einen zweiten wunden Punkt, der die Eigenthümlichkeit seiner Lyrik erklärt.

Zu den Persönlichkeiten in Berlin, die auf ihn den größten Eindruck machten, gehörte Rahel Frau von Varnhagen. Aus ihren Briefen weiß man, wie schwer auf der stark geistigen, aber nervösen Frau das Bewußtsein lastete, eine Jüdin zu sein, nicht blos weil ihr hepp, hepp! nachgerufen wurde, was sie in dem aristokratischen Kreise, der sich um sie sammelte, leicht hätte verschmerzen können, sondern weil sie dadurch in Berührung mit Leuten kam, die ihr ästhetisches Gefühl peinlich verletzten. Genau dieselbe Empfindung kehrt in Heine's Briefen wieder. Er fühlt sich verpflichtet und gewillt, für die Rechte seines unterdrückten Stammes einzutreten, aber ihn

ekelts bis zum Kopfschmerz, wenn ein beliebiger Schacherjude ihm in Berlin oder Hamburg als Verwandter die Hand drückt. Im Salon der Rahel lernt er den jungen Hegelianer Eduard Gans kennen, gleichfalls Jude, der ihn in die Mysterien der neuen Philosophie einweiht, mit ihm und einigen anderen geistvollen und wolgesinnten Glaubensgenossen tritt er in eine Gesellschaft zur Veredlung des Judenthums. Sie geben eine Zeitschrift heraus, die aber im Stil der Hegel'schen Schule und nach Heine's eigenem Ausdruck zuweilen so geschrieben war, daß nur ein Chaldäer sie verstehen konnte. Infolge dessen findet die Zeitschrift keinen Anhang, die Masse der Juden bleibt fremd und gleichgültig, und der Verdruß darüber bestimmt einen nach dem andern der Mitarbeiter, sich taufen zu lassen.

Heine hat den Gedanken schon lange mit sich herumgetragen. Gegen das Christenthum hat er eine gemischte Stimmung. In seinem „Almansor" ist jene harte, aber echt poetische Anklage gegen das Christenthum, daß es in seinem einseitigen Spiritualismus die schöne und echte Naturkraft des Menschen verleugne und untergrabe. Neu war die Anklage nicht, Goethe hatte bereits in der „Braut von Korinth" und in der „Letzten Walpurgisnacht" Aehnliches gesagt, aber so geistreich, so ausführlich und zusammenhängend war die Anklage noch nicht formulirt worden. Auf der andern Seite fühlte Heine sehr wohl die göttliche Mission des Menschensohns, die in der bekannten Ode in den „Nordseebildern" so warm und beredt verkündet wird. Nun hat sich der Dichter nicht erwehren können, dieser Ode einen Zusatz hinzuzufügen, worin gesagt wird, daß wenn ein Anderer sie gedichtet hätte, der Hofrathstitel und hundert Thaler Zulage die unausbleibliche Folge gewesen wären. Zunächst fällt, auch poetisch betrachtet, die Gemeinheit dieses Gedankensprungs aus der Sphäre der Romantik in die der Kaufmannswelt auf; aber auch hier, glaube ich, ist Heine besser als seine Maske: es kommt ihm nicht sowol auf den Hofrathstitel und die hundert Thaler Zulage an, als daß er den Christen beneidet, der diese Gesinnung laut und offen verkünden darf, während man sie ihm wahrscheinlich als einen Abfall verargen und an seine Unbefangenheit nicht glauben wird.

Endlich entschließt er sich, er läßt sich taufen. Er selbst führt nur äußere Umstände an; er wollte Advocat in Hamburg werden, was er übrigens nach kurzem Versuch bald aufgab. Er schrieb ferner, „er habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und sich Judenmauschel nachrufen zu lassen." „Wenn ich von dem Stamme wäre", heißt es in einem Gespräch des Nachlasses, „dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen als schämen." „Ach, das thät' ich auch", ist die Antwort, „wenn unser Heiland der einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen, aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich wird."

Für den Augenblick erhöhte der Schritt nur noch das Peinliche seiner Lage, denn die Juden schalten ihn einen Abtrünnigen, während ihm von seinen politischen Gegnern das Hepp hepp! doch nicht erspart blieb. Es gab Augenblicke, wo er den Schritt bereute, und das collidirende Gefühl, national der einen, kirchlich der andern Gemeinschaft anzugehören, und doch im Grunde außerhalb beider zu stehen, macht sich in all' seinen späteren Schriften geltend.

Die Sache ist von einer allgemeinen Tragweite, und verdient eine nähere Erörterung. Gewöhnlich macht man nur die Bedenken geltend, die

in dem Uebergang selbst liegen: die Ablegung eines Glaubensbekenntnisses, das man gar nicht oder nur zum Theil für wahr hält. Aber diese Form wird meistens sehr erleichtert, und ist auch Heine nicht schwer gemacht. Die echte Collision liegt tiefer.

„Der Taufzettel", heißt's im Nachlaß, „ist das Entrée-Billet zur europäischen Cultur." — Wer mit entschiedenem Verständniß und warmem Gefühl an der Bewegung der modernen Cultur sich betheiligt, muß fühlen, daß er von einem gewaltigen Strom getragen wird, dessen wesentliches Element das Christenthum ist. Es ist zwar einseitig, die abendländische Cultur überhaupt für die einzig mögliche der Menschheit zu halten, aber diese Cultur ist in allen ihren Zweigen vom Christenthum durchtränkt; alle anderen Bildungsmittel der modernen Menschheit, auch die Antike, sind in irgend einer Weise durch die christliche Bewegung modificirt worden. Die Gewalt dieses Stromes fühlt auch Derjenige, der sämmtliche Formen der christlichen Kirche verleugnet. Der Strom trägt Atheïsten und Pantheïsten, und auch sie dürfen sich Christen nennen, so wie man sich einen Abendländer, einen Europäer, einen Protestanten, einen Deutschen, einen Franzosen nennt. Ein Jude, der wie Heine so innig und mit allen Seelenkräften sich an der Bewegung des modernen Geistes betheiligt, kann in diesem Sinn mit voller Wahrheit das Bekenntniß ablegen, ein Christ zu sein, kann mit voller Wahrheit die Gemeinschaft mit Denjenigen verleugnen, die sich dieser allgemeinen Bewegung entziehen, die wider den Strom schwimmen wollen.

Nun geht aber durch Heine's Gemüth noch eine andere Strömung, die er oft nicht gewahr wird, die sich aber fühlbar macht, sobald seine Seele einen Augenblick sich von dem Schauplatz der allgemeinen Gedanken entfernt. Dies ist die historische Strömung, die ihn durch tausend und tausend unmerkliche Ueberlieferungen mit dem Leben und Glauben seiner Nation verbindet, auch dann verbindet, wenn er über den „Tauwes-jontof" lachen kann. Gerade das innige Familienleben der Juden verstärkt das Band der nationalen Gemeinschaft, weil sie dasselbe immer in sinnlicher Gegenwart erhält. Im „Rabbi von Bacharach" vor seiner Taufe, im Wettgesang zwischen dem Rabbi und dem Mönch im „Romancero" und in vielen späteren Gedichten, sind echt poetische Spuren dieser historischen Strömung enthalten: beide zu vereinigen oder auch nur in ein bestimmtes Verhältniß zu bringen, gelang dem Dichter nicht, und so ist auch von dieser Seite seine Poesie die Poesie des Contrastes. Die abendländische Fee Abunde und die morgenländische Herodias locken beide seine Phantasie, sein Gemüth neigt sich zur letzteren, aber er muß sie doch in dem Zug des wilden Jägers suchen, der zwar dem nordischen Heidenthum entsprungen, aber durch christliche Einflüsse Rembrandtisch gefärbt ist.

Noch ein anderer Zwiespalt trat in Heine's poetisches Schaffen ein. Die unbändigen Lebensrufe eines übermüthigen Jünglings, der mit allen möglichen Heiligthümern sein Spiel trieb, auch wohl mit den politischen, obgleich die Politik eigentlich gar nicht seine Sache war, mißfielen den ängstlichen Behörden, und man verfolgte ihn. So glaubte er sich denn zur liberalen Opposition rechnen zu müssen, und trat im Jahre 1827 mit **Börne** und **Wolfgang Menzel** in Verbindung; er verkündete die Morgenröthe einer neuen Poesie, die für die Befreiung der Menschen wirken solle, und schalt Goethe, der ohnehin bei einem Besuch in Weimar ihn nicht sehr zuvorkommend aufgenommen, einen Aristokratenknecht. Auf der andern Seite

mußte er wahrnehmen, daß gerade die eigenthümliche Art seiner Poesie am meisten von Denen goutirt wurde, die zugleich Verehrer des Aristokratenknechts waren. Im beständigen Schwanken zwischen der Abneigung gegen übermüthige Junker und gegen ungeschlachte Demokraten war er nahe daran, ein Skeptiker zu werden, als die Julirevolution ihm einen neuen Schwung gab.

Für Hamburg war die erste Frucht der Julirevolution, daß man die Judenhäuser plünderte; mit diesem bitteren Gefühl verließ er Deutschland.

Der Raum erlaubt mir nicht, auf Heine's weitere Entwickelung näher einzugehen. Auch der Pariser Aufenthalt konnte den Dualismus seines Empfindens und Denkens nicht aufheben. Anfangs freilich, als er zu den St. Simonisten in ein näheres Verhältniß trat, die dasselbe, was er früher besungen, die Einheit des Sinnlichen und des Geistigen, zur Würde einer neuen Religion zu erheben suchten, die in der Form der Emancipation des Fleisches sich dem antiken Glauben nähern sollte, glaubte er realisirt, was er sich früher geträumt, und trat als politisch-religiöser Prophet auf. Auch seine alte Freundin Rahel bestärkte ihn in diesen Gesinnungen. Bald aber unterlag die St. Simonistische Religion dem Fluch des Lächerlichen, und Heine war wieder genöthigt, seine Kräfte zu theilen. Sein Kunstgefühl empörte ihn gegen die Demokraten; in dem Buch über Börne macht sich der beleidigte Artist, im „Atta Troll" der echte Dichter geltend; und dann wieder trieb ihn der Drang, irgend einem Ganzen anzugehören und sich auf dieses Ganze zu stützen, in die Reihen der politischen Opposition. Seine wahre Kraft, ein Getümmel fröhlicher bunter Gestalten hervorzurufen und darin zu schwelgen, wurde durch diese doppelte Parteinahme ebenso verkümmert als der scharfe Blick seiner satirischen Kritik, die mit dem lebhaften Instinct für das Leben die todten Dinge aufräumte. Im Nachlaß heißt es: „Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthenzeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstracte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen giebt uns eine zitterige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht." Trotz dieser Beeinträchtigung seines Talents durch äußerliche Beziehungen hat er noch sehr Bedeutendes geleistet; aber da er zu genau darauf achtete, wie sein Schaffen wirkte, wurde ihm die reine Freude am Schaffen durch die Stimmen aus der Heimat und Fremde verbittert, die er am besten ignorirt hätte. Ich finde einen tiefen und ernsten Schmerz — den Schmerz eines auf Gemeinsamkeit angelegten Talentes über seine Vereinsamung — in den bekannten scheinbar frivolen Worten:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.

---

# Erzählung einer Kammerjungfer.

Wiewol alle Namen und Daten der nachstehenden Erzählung genau angegeben werden könnten, so scheint es doch der noch lebenden Persönlichkeiten wegen geeigneter, nur die Anfangsbuchstaben von Ort, Zeit und den Betheiligten selbst zu gebrauchen.

Zwischen 1850 und 1860 kamen in einer lauen Juninacht Fürst und Fürstin M., Russen, von London in Paris an, und in ihrem Gefolge befand sich eine deutsche, württembergische Kammerjungfer. Man stieg im Hôtel B., fast im Mittelpunkte der Stadt, gegen elf Uhr Abends ab. In Paris strömten damals, wie 1867, die Fremden zusamme , und sogar diese russischen Stammgäste des Hôtels B. sahen sich genöthigt mit einem Zimmer im zweiten Stock vorlieb zu nehmen. Der Courier suchte in einem andern Gast- oder Privathause für die erste Nacht Unterkunft zu erhalten, und nur für die Kammerjungfer versprach man auf den Wunsch der Fürstin noch im Hôtel selbst Platz schaffen zu wollen. Mittlerweile packte dieselbe Koffer und Reisetaschen aus und verließ ihre Herrin erst gegen 1 Uhr, nachdem diese zu Bett gegangen war. Ein Kellner empfing sie hierauf mit der Nachricht, es sei noch eine Unterkunft für sie gefunden worden und zu ihrem Erstaunen führte er sie in ein prächtiges zweifenstriges Zimmer, das auf den V. Platz hinausging. Alsbald spricht ihm die reisekundige Kammerjungfer ihre Verwunderung darüber aus, warum dies schöne Gemach nicht der Fürstin statt ihr selbst gegeben worden sei; der Kellner erwiedert, daß erst seit einer Stunde dies Zimmer leer geworden, nachdem der Fürst und die Fürstin bereits installirt gewesen seien, und er fügte höflich lächelnd hinzu: Mademoiselle kann, denke ich, auch von dieser guten Gelegenheit eines freigewordenen Zimmers profitiren. Unsere deutsche Clara findet, daß der Kellner nicht Unrecht hat und eilt, die ersehnte Nachtruhe im großen eleganten Himmelbette aufzusuchen. Sie schließt von Innen die Thüren mit den Schlüsseln zu, betet, geht zu Bett und löscht das Licht aus.

Von nun an werde ich sie selbst in der ersten Person weiter redend fortfahren lassen. Es ist noch nicht lange her, daß ich diese Erzählung aus dem Munde der jetzt zweiundvierzigjährigen Frau vernahm und sie hat sie bereits so oft Engländern, Franzosen und Russen vortragen müssen, daß ich nur treu ihre Worte wiederzugeben brauchte, um einen großen Eindruck hervorzubringen. Sie sprach:

„Ich weiß nicht war ich eingeschlafen, träumte ich, oder sah ich mit den Augen meines Leibes und wachend; ich glaubte und glaube Letzteres. Doch darauf kommt es nicht an. Plötzlich ward die Thür, welche vom Corridor aus in mein Zimmer führte, geöffnet und ein Herr trat mit einem Lichte in der Hand herein. Es war ein französischer Marineofficier in dunkelblauer Uniform, mit Blouse, großem, eckigen Kragen rc. Die Thür schien sich hinter ihm wie von selbst zu schließen.

Schon von diesem Augenblicke an war ich starr vor Schrecken, keiner Bewegung, keines Lautes mehr fähig; mein ganzes Sein concentrirte sich in Gesicht und Gehör; ich befand mich offenbar in einem völlig abnormen Zustande. Der Herr stellte das Licht auf ein kleines Tischchen an meinem Bette. Auf dem Fauteuil am Fuße desselben lagen meine Kleider. Ohne daß ich sehen konnte, wo dieselben hingefallen waren, stieß er den Lehnsessel fort, fast mitten in's Zimmer hinein. Nun ging er aufgeregt hin und her, seine Gesticulationen waren heftig, ich konnte kein Auge von ihm abwenden. Es war ein schlanker junger Mann von brauner Gesichtsfarbe, mit kleinen, wenig markirten Zügen, jedoch glänzende, lebhafte Augen und ein reiches schwarzes Haar machten seine Erscheinung bemerkenswerth. Noch sehe ich, wie seine Hand in die Locken fuhr, so daß die Haare auf seiner Stirn sich zu sträuben schienen. Er sprach auch einiges Unzusammenhängende, schnell und dumpf; die Worte: veux plus vivre, peux plus vivre (kann, will nicht mehr leben) wurden mir daraus verständlich. Auf einmal warf er sich auf den Lehnsessel, zog eine Pistole aus seiner Brust und spannte den Hahn. Uebernatürlich scharf schienen in diesem angstvollen Moment meine Augen, denn ich bemerkte sogar etwas auffällig Gebogenes und Gefärbtes an dem Hahn der Pistole. Nach sehr kurzem Besinnen schoß er sich in den Mund; ich hörte den schrillen Knall und ein Getöse im Zimmer, es war als sage mir Jemand leise in's Ohr: „Dites un ave pour moi!" — „Beten Sie ein Ave für mich!" . . . Dann war es finster im Zimmer und nur eine Laterne des Platzes B. verbreitete ein unsicheres schwaches Licht durch die zugezogenen Gardinen.

Die Zeit hatte für mich aufgehört zu sein; mich dünkt es war oder wurde auch alsbald Tag und ich hörte an meiner Stubenthür pochen und mehrere Männerstimmen im Corridor. Unvermögend mich zu bewegen oder zu antworten, hörte ich den Sprechenden zu. Bald vernahm ich der Fürstin Stimme.

„Ist dies gewiß das Zimmer, welches sie gestern Abend meiner Jungfer angewiesen haben?" fragte sie erregt.

„Gewiß!"

„Nun so öffnen Sie es mit Gewalt!"

Nachschlüssel waren nutzlos gewesen, da innen der Schlüssel steckte; der Schlosser riß daher das ganze Schloß heraus, und herein stürzten der Fürst und die Fürstin, der Haushofmeister, die Kellner und Handwerker. Die Fürstin läuft an mein Bett und sieht mich mit starren offnen Augen todtenähnlich darin liegen. Indem sie meine Hände und mein Gesicht berührt, ruft sie: „Clara! was ist? Clara, sind Sie krank?"

Die deutsche Sprache, die warme Hand, das bekannte Gesicht, ihre Angst lösen meinen Starrkrampf; ich kann sprechen.

„Lassen Sie nur erst den Todten wegnehmen", rufe ich schaudernd, „sonst kann ich nicht aufstehen."

„Um Gotteswillen", bricht die Fürstin russisch aus, „sie ist wahnsinnig!"

Meine Züge, sagte sie später, seien bis zur Unkenntlichkeit entstellt gewesen.

„Ruhe!“ rief sie; „einen Arzt!“

Zwei Mediciner kamen nach wenigen Minuten; ich befand mich in einem Zustande, welcher die Aerzte in Erstaunen setzte, und erst nach manchen Bitten und beruhigenden Worten von ihrer Seite gewann ich es über mich, ihnen vorstehende Geschichte mit allen Details zu erzählen, doch durchaus nicht als einen beängstigenden Traum, sondern als Etwas, das sich ohne allen Zweifel in der vergangenen Nacht vor meinen Augen in dem Zimmer zugetragen hatte.

Die Aerzte waren vorsichtig genug, mir nicht zu widersprechen, besonders da mein Puls einen unnatürlich gereizten Zustand anzeigte. Ja, einer der Aerzte, durch die Bestimmtheit und die Details meiner Erzählung betroffen, glaubte, man habe mir vielleicht wirklich in der Nacht einen Streich gespielt, um mich zu erschrecken und wünschte den Hôtelbesitzer zu sprechen. Dieser kam, und nach einigen leise gewechselten Worten verließ der Fürst, die beiden Aerzte und der Wirth das Zimmer.

Ich ließ indeß der Fürstin Hand und Kleid nicht los und es bedurfte ihres beruhigenden Zuredens, bis ich es wagte, mich im Zimmer umzusehen; kein Erschossener lag darin.

„So muß man ihn heute früh hinausgetragen haben, als man die Thür aufsprengte“, sagte ich; denn es war mir unmöglich an eine Vision zu glauben.

Der Hôtelbesitzer aber antwortete auf die Mittheilung der Aerzte blaß und verstört: „Hier ragt das Geisterreich wie mit Händen greifbar in die Alltagswelt hinein. In der vorletzten Nacht, wol zu derselben Stunde als Mademoiselle zu Bette ging, hat sich der Marineofficier M. R. in jenem Zimmer erschossen. Sein Leichnam liegt in der Morgue. Sie können sich denken, wie unangenehm solche Ereignisse Hôtelbesitzern sind; vor Tagesanbruch schon hatte ich den Körper entfernen lassen, denn der Knall der Pistole war von einem Kellner gehört worden. Nur wenige meiner Leute wußten um den Vorgang und diesen hatte ich natürlich Schweigen anbefohlen. Nach sorgfältiger Reinigung des Zimmers hieß ich dasselbe gestern Abend der Jungfer der Fürstin anweisen, da Letztere ihre Dienerin gern im Hôtel untergebracht sehen wollte.“

Die vier Herren fuhren nach der Morgue. Dort hing die von mir beschriebene Uniform; die Pistole hatte eine von der gewöhnlichen Construction abweichende Form, das Gesicht des Selbstmörders war fast unkenntlich, doch das reiche schwarze Haupthaar vollkommen meiner Beschreibung entsprechend. M. R., dessen Familie zur Zeit in der Bretagne wohnte, war ein Creole von Geburt. Seit jener Zeit hat die Gesichtsbildung der Creolen etwas Geisterhaftes für mich, besonders deren glänzende Augen. M. R. hatte sich, wie man später erfuhr, wegen einer weiblichen Bekanntschaft in Paris erschossen. Ich wurde an dem-

selben Tage noch in ein stilleres Haus, Rue du R., gebracht, wo die Fürstin sich eine Wohnung miethete. Wochenlang durfte ich auf Befehl der Aerzte weder Tag noch Nacht eine Minute allein gelassen werden. Mein Nervensystem hatte einen fürchterlichen Stoß erhalten. Es gab Stunden, besonders des Nachts, in welchen ich nur mit der äußersten Zusammenraffung meiner Willenskräfte, manchmal weinend und betend, bei Verstand bleiben konnte; hätte ich mich gehen lassen, ich würde leicht die Herrschaft über meine wilden, wirren Gedanken verloren haben und wäre wahnsinnig geworden. Ich bat die barmherzige Schwester, mir in jenen Stunden des Schwankens zwischen Vernunft und Wahnwitz zuzurufen: „Denken Sie an Ihre Mutter, die Sie durch ihre Arbeit unterstützen müssen." Diese Mahnung half und der Gedanke an all' die Noth und Sorge, welche hereinbrechen würden, falls ich geisteskrank bliebe, gab mir nach und nach Kraft, meine Fassung wieder zu gewinnen.

Von der barmherzigen Schwester war indeß einem katholischen Priester der Ausspruch mitgetheilt worden, welchen ich in jener Nacht zu hören geglaubt hatte: „Dites un ave pour moi!" Zwei Geistliche kamen eines Tages, als ich wieder geheilt schien, zu mir, um, wie sie sagten, sich selbst von mir Gewißheit über diese Thatsache zu holen. Als ich ihnen meine Erzählung wiederholte und hinzufügte, ich habe in jener Nacht noch gar nicht gewußt, was ein „ave" sei, meinten sie: in diesen von mir gehörten Worten läge für mich eine dringende Aufforderung katholisch zu werden; ihnen seien dieselben eine kostbare Bestätigung der Wirksamkeit der Marienanrufung. Sie waren sehr freundlich gegen mich, allein katholisch bin ich nicht geworden. Ach! einer dieser Herren hatte ein tragisches Ende, vielleicht schrecklicher als dasjenige des Selbstmörders im Hôtel B, er ist am Altare seiner Kirche von Mörderhand gefallen. Dem damaligen Marine-Minister und seiner kleinen blonden Frau mußte ich in jener Zeit in ihrem Hôtel am Concordienplatze auch die Geschichte der Schreckensnacht erzählen. Allen bei diesem Ereignisse näher oder ferner Betheiligten, besonders aber mir selbst, ist davon eine unauslöschlich nachhaltige Wirkung auf das geistige und geistliche Leben geblieben, und es regt mich noch heute peinlich und tief auf, mir jene Nacht im Hôtel B. in Paris durch eine abermalige Erzählung wieder lebhafter zurückzurufen. Sehen Sie daher diese Mittheilung als ein freundschaftliches Opfer von meiner Seite an!"

Ich dankte der Sprechenden; und ohne ein Urtheil über das Gehörte äußern oder irgend eine Erklärung versuchen zu wollen, habe ich es hier Wort für Wort nach meinen sogleich gemachten Notizen mitgetheilt. Vielleicht wäre noch Das hinzuzufügen, daß die Heldin der erzählten Begebenheit mütterlicherseits von dem Mystiker Michael Hahn abstammt, in Kornthal eine gute Erziehung genossen hat und gegenwärtig wieder in ihrer württembergischen Heimat lebt.

---

# Mein Lieblingsbuch.

Mein Lieblingsautor ist Herr Dr. H. Baeblich, und sein Werk, das dickste meiner kleinen, aber gewählten Bibliothek, ist mein Lieblingsbuch. Es trägt auf einem breiten Rücken von braunem Kattun und in großer goldener Schrift die Zahl: „1870" und decouvrirt sich, nachdem man ein halbes Hundert von gelben und weißen und schwarzen Blättern umgeschlagen, als das „Berliner Adreßbuch". In diesem Buche zu lesen ist das unschuldigste aller Vergnügen; es übt meinen Scharfsinn und bereichert meine Kenntnisse. Zugleich erhöht es meinen patriotischen Stolz. Meine ganze Sympathie gehört den großen und weitverbreiteten Familien der Müller, Schulze und Lehmann. Ich behaupte, daß sie einen beträchtlichen Theil der Reichthümer, Aemter und Würden dieser Stadt unter sich allein vertheilt haben. Jeder folgende Jahrgang meines Lieblingsbuchs beweist mir, in welch erfreulicher Zunahme diese drei Familien begriffen sind; die Familie Müller ist von 24 Spalten im Jahre 1869 auf 25 Spalten im Jahre 1870, die Familie Schulze von 32 auf 33 gewachsen, wobei jede Spalte durchschnittlich eine Anzahl von 60 bis 70 Personen repräsentirt, die, wenn sie keine patres oder matres familiae sind, doch wenigstens das Recht eines Hausschlüssels haben. Am productivsten im letzten Jahr hat sich die Familie Lehmann erwiesen: sie ist von zehn auf zwölf Spalten gegangen, hat sich mithin um wenigstens 120 Mitglieder vermehrt, von denen die Hälfte wenigstens Väter und Mütter von weiteren hundert kleinen Lehmanns sind. Mein Gott! denke ich oft, wenn ich vor meinem Lieblingsbuch sitze — wie gut, daß Du nur einen Müller, einen Schulze, einen Lehmann zu den näheren Kreisen Deiner Bekanuten zählst und die Adresse derselben besitzest! Mehrere von ihnen zu Freunden zu haben und ihre Adresse suchen zu müssen wäre schrecklich! Es wäre, wie das Recept zu Wilkie Collin's Sensationsromanen, welches nach dem Ausspruch eines renommirten Kritikers darin besteht, daß der berühmte Sensationsschriftsteller eine Stecknadel in einen großen Heuhaufen versteckt und seinen Lesern zuruft: nun sucht! —

Mein Lieblingsbuch beginnt mit den Uebersichtsplänen der Berliner Theater, wobei ich jedoch zu meinem Bedauern die von mir so sehr protegirten kleinen Theater vermisse, wiewol sie der Zahl nach alle königlichen und sonstigen Institute um drei Pferdelängen schlagen. Indessen hat es mein Autor, als der vorsichtige Mann, der er ist, nur mit dem Gewordenen zu thun, nicht mit dem Werdenden, und wer weiß, ob all' diese lieblichen Schauplätze Thalia's am Ende des Jahres noch sind? Ist doch jetzt schon ein Bürgerkrieg ausgebrochen unter den Mimen des Salon-Royal-Theaters, von denen ein Theil secedirt und einen neuen Tempel in Sommer's Salon aufgeschlagen hat — ein Tummelplatz früher für Berlin's perfecte Köchinnen und „Mädchen für Alles" — ein Ballsaal, in welchem junge Elegants sich einstellten, welche der Lehre Goethe's huldigten: „Die Hand, die Alltags ihren

Besen führt, wird Sonntags Dich am Besten caressiren". Aber das ist noch nicht die schlimmste Post aus dieser kleinen Theaterwelt: die Theater-Akademie hat ihren Director abgesetzt und nachdem sie in weniger als zwei Wochen sich zuerst in ein Augusta-, dann in ein Lützow-Theater verwandelt, in großen Placaten angekündigt, daß man fortan in ihren heiligen Hallen auch warm zu Abend speisen könne. Mein Lieblingsbuch hat daher vollkommen Recht, wenn es diese jugendlichen Musentempel sich zuerst schlüssig machen läßt über Namen, Einrichtung und Speisekarte, bevor es die Uebersichts-Pläne derselben recipirt. Denn wer bürgt ihm auch dafür, daß sie „bevor die Sonne geendet den Lauf", überhaupt noch eine feste Stätte und sich nicht vielmehr in die classische Form der „Thespiskarren" aufgelöst haben, die dann mit den Wagen der Norddeutschen Eiswerke und Seefische durch unsere Straßen rollen?

„Erst das Geschäft und dann das Vergnügen" sagt die Posse; „erst das Vergnügen und dann das Geschäft" das Adreßbuch. Nach den Theatern kommt das alphabetische Verzeichniß der Einwohner Berlins mit Angabe ihres Standes und ihrer Wohnungen, auf 833 Seiten oder 2499 Spalten; denen sich das Verzeichniß sämmtlicher Häuser Berlins mit Angabe der Eigenthümer und Miether auf ferneren 315 Seiten, und in 1575 Spalten anschließt. Wir haben berechnet, daß Berlin etwa 500 Straßen hat, von denen einige noch gar keine Namen haben, sondern sich einstweilen noch, gleich den Straßen New-Yorks, mit Nummern begnügen müssen: Straße 5, Straße 17 ꝛc. Unter den Straßen mit Namen giebt es eine Bismarkstraße, eine Drakestraße, eine Alsen-, Gitschiner- und Königgrätzerstraße, eine Lenné- und zwei Manteuffelstraßen (honny soi qui mal y pense), eine Rauch-, eine Raupach-, eine Roon-, eine Schadowstraße. Ferner haben die Baumeister Stüler und Hitzig zwei neuen Thiergartenstraßen, hat Schinkel den seinen dem Platz vor der Bauakademie gegeben. Dagegen heißt der Schillerplatz noch immer Gensdarmenmarkt und der Name Goethe kommt allerdings viermal im Adreßbuch vor, allein ein Zugführer bei der Ostbahn, ein Schutzmann, ein Schildermaler und ein Schmied theilen sich in die Ehre desselben. Aehnlich geht es den übrigen Classikern; Klopstock ist eine Wittwe, Herder ein Bierfahrer, Wieland ein Conditor. Lessing geht es verhältnißmäßig noch am Besten; im Verlage seiner Erben erscheint die Vossische Zeitung.

Abtheilung Drei belehrt mich über das Königliche Haus, den Hof, die Behörden des Norddeutschen Bundes, sowie die obersten Staats-, Provinzial- und städtischen Behörden, auf 103 Seiten, mit durchschnittlich drei Spalten. Man wird es begreifen, daß ich diesen Theil meines Lieblingsbuchs nicht ohne eine Anwandlung von Ehrfurcht lesen kann, denn ich mache darin die Bekanntschaft der vornehmsten und angesehensten Persönlichkeiten dieser Stadt. Ich wende daher kein Blatt um, ohne mein Compliment zu machen und lese manche Seite nur in gebückter Stellung. Zur unmittelbaren Bedienung Sr. Majestät gehören drei Kammerdiener, ein Haushofmeister und ein Schloßcommissarius. Se. Majestät hat drei Küchenmeister und einen Küchenrendanten, zwei Kellermeister und einen Cafetier; vier Hofpianisten: Taubert, von Kontski, Hans von Bülow, Tausig; zwei Kammersänger: Martius, Wachtel, und elf Kammersängerinnen, unter denen Frau Lind-Goldschmidt, Frau Lucca, Frl. Artôt.

Mehr unter Meinesgleichen fühle ich mich wieder in der vierten Abtheilung, in welcher unter dem Titel „Anstalten, Gesellschaften und Vereine"

die Bibliotheken, die Museen, die Lehrinstitute nebst Allem, was dahin gehört, genannt werden. Hier kann ich, wenn ich will, mein Leben gegen Eisenbahngefahr und mein Eigenthum gegen Feuer, meine Felder gegen Hagel, mein Capital, meine Fensterscheiben und mein Vieh versichern. Hier kann ich mich an der Berliner-Insel-Actien-Gesellschaft betheiligen, wiewol ich nicht weiß, ob die Inseln im Rummelsburger See oder im Stillen Ocean liegen, und wie hoch die Actien stehen. Wenn ich eine gute Stimme habe, so kann ich in zwanzig Gesangvereinen mitwirken; und unter den Gesellschaften kann ich wählen zwischen dem Verein zur Beförderung des Christenthums unter den Juden oder dem der gesetzestreuen Jüdischen Gesellschaft Adaß Jisroel. Das schönste Blatt dieser Abtheilung ist mit dem Namen der milden Stiftungen beschrieben, deren Anzahl sich auf 283 beläuft. Alle Confessionen und alle Stände der Stadt sind hier reichlich vertreten; die Namen des Königshauses stehen hier dicht neben den Namen von großen Gelehrten, großen Künstlern bis herab zu den einfachen Privatleuten, die sich durch Nichts ausgezeichnet haben, als durch ein gutes Herz. Den Beschluß dieser Abtheilung machen die Zeitungen und Zeitschriften von Berlin, deren Zahl sich rund auf 256 beläuft. Zwanzig davon hat die Regierung als „officielle Organe" zur Verfügung für ihre verschiedenen Ressorts; und 42 bilden den unabhängigen Theil unserer politischen Tages- und Wochenblätter. Ueber 150 sind der Wissenschaft, der Kunst, dem Handel und Gewerbe gewidmet. Jeder Zweig der Wissenschaft, jede Branche des Handels ist vertreten, oft mehrfach; die Berliner Gastwirthe haben ihre Zeitung, wie die Hutmacher und Sattler, — die Gerber haben sogar zwei Organe zu ihrer Verfügung: die Möbel- und Bautischler haben ihr Journal nicht minder, als die Färber und Drucker, die Photographen haben ein Archiv, eine Zeitung und eine Zeitschrift, die Pharmaceuten haben ihre „Retorte" und die Schachspieler ihre „Schachzeitung". Der Berliner Schuhmacher (ein grübelnder Mann, wie allerwärts) schreibt (oder liest) in seinen Mußestunden „Die deutsche Schuhmacherzeitung". Die Kirche hat dreiundzwanzig Zeitschriften, während reiner Unterhaltungsblätter nur neunzehn vorhanden sind, unter denen ein „Familien"- und ein „Hausfreund", eine „Honig-Biene" und eine „Lachtaube", und vor Allem „Der Beobachter an der Spree", Berlins ältestes von den noch existirenden Unterhaltungsblättern.

Die fünfte Abtheilung enthält das Verzeichniß der Einwohner Berlins nach ihren Beschäftigungen und Gewerben, auf 170 Seiten, mit fünf Spalten und neunzig Namen ungefähr in jeder — was auf ganz Berlin die respectable Summe von etwa 100,000 Handel- und Gewerbetreibenden giebt. Wunderliche Geschäftszweige, von denen unsere Schulweißheit sich Nichts träumen läßt, sind darunter. So zum Beispiel zählt Berlin allein sechsundzwanzig Frauen und Wittwen, deren Beruf es ist — Ammen zu vermiethen! Drei Gewerbe theilen sich darein, mit Betten zu handeln, Bettfedern zu reinigen und Betten zu verkaufen. Auf sechzehn Billardfabrikanten kommen sechs Firmen, deren Geschäft es ist, die Löcher in den Billards wieder zuzustopfen. Welch' ein grausiges Ladenschild jedoch ist dieses: „Bluthändler Fleischer." Der Mann ist Bluthändler, und heißt Fleischer. Zu welchen haarsträubenden Combinationen fordert Metier und Namen auf! Und wenn ich nur wüßte, mit was für Blut der Mann handelt? hu! . . . mich schaudert, und ich wende mich den Kaffeebrennereien zu, von denen ich zehn zähle, während glücklicherweise nur zwei vorhanden sind, deren Lebensaufgabe darin

besteht, Surrogate für Kaffee zu fabriciren. Ob diese Wohlthäter der Menschheit in ihrem heiligen Eifer wol so weit gehen mögen, das Surrogat, das sie fabriciren, auch selbst zu trinken! Dabei ist noch gar nicht einmal die Rede von den Cichorien- und Eichelkaffeefabrikanten, deren Gilde zwölf Mitglieder zählt.

Die Berliner Cigarren und Tabake sind eine böse Sorte, doch die Zahl ihrer Fabrikanten und Verkäuser ist Legion, sind doch drei Fabrikanten allein damit beschäftigt, die Kisten dafür zu machen! Eine sehr angenehme Beschäftigung muß die der drei „Desinfecteure" sein, deren einer sich noch obendrein des hübschen Namens „Käsemacher" erfreut. Dagegen in welch leichte und wohlriechende Regionen führt uns die Aufzählung der acht Cotillon-Orden-Fabrikanten. Man sollte nicht glauben, auf welche Nahrungszweige die Phantasie dieser 7 bis 800,000 Einwohner von Berlin verfällt. Sieben große Fabriken sind unausgesetzt thätig. Düten zu drehen und siebzig handfeste Frotteure warten auf den Wink, um sich über den Unglücklichen herzustürzen, der ihrer Dienste bedarf. Acht Werkstätten sind einzig dafür da, das Glas zu biegen, und zwei, um es zu ätzen. Auf sieben Haarhändler folgen zwölf Haarfabrikanten und sechsunddreißig Haarkünstler. Was ein „Hasenhaar-Schneider" ist, begreife ich selber nicht, obwol vier davon in meinem Lieblingsbuch verzeichnet sind. Frau Marianne Grimmert hat achtunddreißig Concurrenten, deren Keine und Keiner jedoch an den europäischen Ruf der obgenannten Dame reicht. Das noble Corps der „Kammerjäger" hat sich von zwölf in 1869 auf zehn in 1870 verringert, — ein gutes Zeichen für die Beschaffenheit unserer Neubauten. Andere Zeiten, andere Sitten! Das Adreßbuch von 1870 nennt eine Firma, welche das von 1869 noch nicht kannte: nämlich eine Velocipedefabrik. Von anderen hochachtbaren Metiers zählt Berlin neun Papierkragenfabriken, eine Prediger-Ornat-Handlung, sieben Thierausstopfer, dreiundzwanzig Vogelhändler, achtundvierzig Wickelfrauen, zwei Zollstockverfertiger und 273 Tafeldecker. Welch' eine Armee! Welche Vorstellungen von schimmernder Leinwand, glänzendem Silber, funkelnden Krystallen, guten Schüsseln, vollen Flaschen und fröhlichen Gesichtern umher erweckt diese Ziffer! Ende gut, Alles gut! Mit diesem zauberischen Bilde will ich die Lectüre meines Lieblingsbuches für heute beschließen.

J. R.

---

# Vater Arndt.

Persönliche Erinnerungen von **Hermann Grieben.**

An die Herausgeber des „Salon".

Sie wollen von mir Mittheilungen über den alten Vater Arndt, dessen Säculartag (26. Dec. 1869) wir unlängst festlich begangen haben. Nicht etwa eine allgemeine Lebensskizze soll ich Ihnen schreiben, die auf Rügen an der Schoritzer Bucht begönne und in Bonn auf dem alten Zoll am Rhein abschlösse. Was vermöchte ich Ihnen da auch Neues zu berichten? Die Thaten und Erlebnisse des tapfern Mannes, der drei Menschenalter gesehen, sind jedem Deutschen, wenigstens in ihren Grundzügen, bekannt und wer die Erinnerung daran in sich auffrischen will, nimmt am besten Arndt's Schriften selber zur Hand. Aber Sie meinen, ich hätte mit dem Alten und seinem Hause ja noch persönlich verkehrt und würde Ihnen Manches zu erzählen wissen, was eben nicht in den Büchern steht.

Meine Arndt-Erinnerungen reichen bis in meine früheste Jugend zurück und knüpfen sich dort an eine Gruppe wackerer Männer, die im Jahre 1813 begeistert mit zu den Waffen gegriffen und nach dem Friedensschlusse in meinem pommerschen Geburtsorte, der Stadt Cöslin, verschiedene amtliche Stellungen erworben hatten. Da war vor Allen mein Vater, der, als freiwilliger Jäger bei den schwarzen Husaren mit zu Felde gewesen, nun seinen Söhnen die Heldenbilder aus der großen Zeit des Freiheitskampfes einzuprägen suchte. Auf sein Geheiß schrieb ich schon als Knabe eine Reihe patriotischer Lieder von Arndt, Körner, Schenkendorf &c. sauber in ein Heft zusammen. Am 3. August 1829, als auf dem benachbarten Gollenberge das Kriegerdenkmal zu Ehren der im Streit gefallenen Pommern feierlich enthüllt worden war, mußte ich daheim „Das Lied vom Schill" aufsagen. Meine Mutter weinte dabei, denn sie gedachte ihres einzigen Bruders, der 1809 mit dem tapferen Helden von Berlin ausgezogen und bei Dodendorf gefallen war. Mein Vater aber belehrte uns, der Mann, der dies Lied gedichtet, Ernst Moritz Arndt, der lebe noch zu Bonn am Rhein, ein Muster deutscher Ehrenhaftigkeit und sittlicher Charakterstärke So machte ich als siebenjähriger Knabe die erste Bekanntschaft mit dem allen Freiheitskämpfern theuren und unvergeßlichen deutschen Volkstribunen, der damals in unfreiwilliger Muße schweigsam, aber ungeschreckt und ungebeugt, im fernen Westen des Vaterlandes am Ufer des deutschen Stromes saß.

Im Jahre 1838 traten in Cöslin die ehemaligen Kriegsgefährten zusammen, um die Völkerschlacht bei Leipzig regelmäßig in einem Erinnerungsfeste zu feiern. Wir jüngerer Nachwuchs durften, zur Stärkung unseres Nationalgefühls, als Zuhörer dabei zugegen sein. Da hörte ich denn manch' kräftiges Wort; Arndt's Name klang immer mit durch. Mein Vater, Lehrer und Geistlicher, hielt gewöhnlich die Gedächtnißrede auf die Gefallenen; das Hoch aber auf die Lebenden, die „trotzdem und alledem nicht untreu geworden", brachte stets der Bürgermeister Braun aus, ein rechter deutscher Mann

von gut pommerschem Schrot und Korn, der schon 1807 der Fremdherrschaft unerschrocken getrotzt und dem Kaiser Napoleon den „Eid der Treue“ verweigert hatte. Der Festdichter des Vereins, der Regierungssecretair Benno, der von 1797 bis 1815 im Blücher'schen Husarenregiment gedient und nach der Leipziger Schlacht Arndt persönlich kennen gelernt hatte, war ein so begeisterter Verehrer des deutschen Tyrtäus, daß er dessen Lieder in Weise, Ton und Ausdruck nachzuahmen sich befliß, wie er denn auch 1845 seine gesammelten Gedichte „dem greisen Ehrenmann zu Bonn am Rhein“ widmen durfte.

Bei solchen Jugendeindrücken, wie ich sie in meiner Heimat empfangen, konnte es nicht fehlen, daß mir Arndt's Bild dauernd lebhaft vor der Seele schwebte und die Schriften dieses tapfern Mannes der Gegenstand meiner eifrigsten Lectüre wurden. Mich begeisterte der Schwung und die Kraft seiner Schreibweise, die Derbheit und Unumwundenheit seiner freien Meinungsäußerung, die Innigkeit seiner Hingabe an die große Idee eines einigen deutschen Vaterlandes. Um so bitt'rer verdroß es mich aber auch von Herwegh, dessen Dichterfeuer mich sonst auch entzündete, singen hören zu müssen, Arndt könne „die junge Welt nicht mehr erleuchten“. War ich doch, der ich ja ebenfalls zur jungen Welt gehörte, von ihm wie von einem weitscheinenden Leuchtthurm zurechtgewiesen und auf die Bahn mannhafter deutscher Gesinnung geleitet worden. Nun, er hat seinen alten Ruhm treu bewahrt und auch in den neuen Zeitläuften neu bewährt. Er hat in Frankfurt vor allem Volk sich als „das gute alte deutsche Gewissen“ kundgethan und in allen Ehren rein und groß drei Menschenalter überlebt. Wie gern hätte ich ihn persönlich kennen lernen mögen! Aber mein Lebensweg schien sich nicht dem Rhein zuwenden zu wollen, ich siedelte mich in meiner pommerschen Heimat, in Stettin, an.

Endlich, im Juni 1854, kam ich dazu, eine Vergnügungsreise nach Westdeutschland zu machen. Bürgermeister Braun, derselbe, der am 20. Juni 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt als „Abgeordneter aus Hinterpommern“ beim deutschen Reichstage den „mit Gelächter“ aufgenommenen und von nur siebzehn Stimmen unterstützten Antrag gestellt hatte „die oberste Reichsgewalt für Deutschland in allen gemeinsamen Angelegenheiten der Krone Preußen zu übertragen“, stattete mich mit „Gruß und Handschlag“ aus, um mich damit bei dem getreuen Eckard in Bonn einzuführen. So bekam ich denn den von Jugend auf so hochverehrten Mann persönlich zu sehen. Er empfing mich in seinem Baumgarten, wo ich ihn antraf, freundlich und herzlich als „lieben pommerschen Landsmann“, pries mir seinen guten Freund Braun als einen wackern Deutschen, der das Herz auf dem rechten Fleck und stets das treffende Wort auf der Zunge habe, erkundigte sich auch nach Freund Benno, den er noch am Leben wähnte, und als ich ihm sagte, daß derselbe schon im Februar 1848, über 78 Jahre alt, gestorben sei, bemerkte er mit einem fast wehmüthigen Lächeln: „Ja, und ich stehe schon in meinem fünfundachtzigsten, ich überlebe sie Alle.“ Dann sprachen wir miteinander noch über das Rheinland und über meinen Reiseplan. Ich äußerte, daß ich sein Buch „Wanderungen aus und um Godesberg“ kenne und sehr begierig auf das Ahrthal sei. „Ja ja“, fiel er lebhaft ein, „das müssen Sie sehen, das ist ein großer reicher Paradiesgarten Gottes.“ Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete er mich darauf und geleitete mich noch bis an das Gatterthor, das zur Coblenzer Straße hinausführte. Das war mein

erster, kaum zehn Minuten langer Besuch bei dem ehrwürdigen Greise. Ich glaubte damals nicht, daß ich ihm je noch einmal wieder begegnen würde.

Als im October 1856 die Universität Greifswald ihr viertes Säcularjubiläum festlich begehen wollte, lud sie auch Arndt als ihren Ehrengast ein. Seines hohen Alters wegen bedauerte er, nicht persönlich erscheinen zu können, nahm aber die Ehre, an dem bei dieser Gelegenheit errichteten Rubenow-Denkmal als Repräsentant der philosophischen Facultät bildlich dargestellt zu sein, mit folgender Zuschrift an: „Ich habe nach dem Ruhme eines ehrlichen Mannes gestrebt. Will man durch das Denkmal in mir eine gewisse Beständigkeit und Festigkeit des Lebens ehren, was man den nordischen, altsächsischen pommerschen Charakter nennt, so ist das eine Ehre, die ich mit Stolz annehme, mit dem Stolz, ein Sohn Pommerns zu sein."

Diese eben so bescheidene, wie mannhaft selbstbewußte Aeußerung hat damals uns jüngere „Söhne Pommerns" lebhaft bewegt und, ich verhehle es nicht, mit einer Art von Stolz erfüllt. In dieser Stimmung verfaßte ich für die von mir in Stettin herausgegebene „Pommersche Zeitung" eine ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung unseres nordischen Landsmannes und sandte die Blätter sammt einem Bericht über die Greifswalder Jubelfeier nach Bonn. Einige Wochen darnach erfolgte die Empfangsbescheinigung mit Dank, Gruß und Aufforderung zu einem „wiederholten Besuche des Rheinlandes". Es freute mich recht, in den zwei Jahren dem Alten unvergessen geblieben zu sein; an eine abermalige Rheinreise konnte ich aber nicht denken. Im Sommer 1858 machte ich einen Ausflug nach der Insel Rügen. Auf dem Rugard äußerte ich zu meinen Wandergenossen, daß, wenn dem Vater Arndt dereinst ein Denkmal gesetzt werden sollte, es hier seine Stelle finden müsse, etwa als ein mächtiges Hünengrab in der Form des Dubberworth bei Sagard. Dieser damals „fromme Wunsch" kommt ja jetzt in Gestalt eines Thurmes wirklich zur Aufführung.*)

Im Frühling 1859, als in Italien der Krieg entbrannte und Deutschland davon nicht unberührt bleiben zu sollen schien, verfaßte ich ein Gedicht, das ich als Büchlein unter dem Titel: „Constanter et sincere! Norddeutsche Frühlings-Terzinen an's deutsche Volk" von Stettin ausfliegen ließ und auch mit einer Widmung an den deutschen Volkstribunen nach Bonn entsandte. Es war darin auf die Thiervision im Einleitungsgesange von Dante's „Göttlicher Komödie" Bezug genommen, von einem „neuen Römerzug zu deutscher Kaiserehre" abgemahnt und insbesondere vor Frankreichs Arglist gewarnt, welche die nationale Bewegung in Italien gewiß nur zu Deutschlands Schaden werde ausbeuten wollen. Für uns gelte jetzt, wie immer und allezeit, die Loosung: Einig!

„Wir wissen's wohl, es wird auch dieses Jahr
Noch manches deutsche Traumbild sich entfärben,
In dessen Blau so schön zu schwärmen war;
Wir aber bleiben deutsch in unserm Sinnen,
In Wort und That, wie sonst und immerdar;
Wir bleiben deutsch nach Außen und nach Innen,
Denn die Enttäuschung prüft und klärt uns nur;
Die deutsche Loosung tönt von unsern Zinnen,
Wir halten deutschen Pfad und deutsche Spur;

*) Der Grundstein ist am Säculartage Arndt's gelegt worden. Beisteuern zum Aufbau dieses Denkmals nimmt der Bürgermeister Dr. Richter in Bergen auf Rügen in Empfang.

Ein mannhaft Wort in dieser Zeiten Schwere
Ist der, den heilig wir gelobt, der Schwur:
So helf' uns Gott! Constanter et sincere!" —

Zum Schlusse hieß es dann:

Constanter et sincere! Ja, so sei's!
Harr' aus, mein Volk, wenn Stürme Dich umnachten!
Die fremden Truggebilde, gieb sie preis!
Sei deutsch in alle Zeit und alle Wege!
Ob auch die ganze Hölle glühendheiß
Sich wider uns mit Macht zu Felde lege:
Wir sind gefeit durch unsern deutschen Schwur,
Die deutsche Liebe hält uns wach und rege
Und deutsche Landwehr schützt die freie Flur.
Nie ward ein freies Volk des Fremden Beute
Wenn's einig war, ja einig, einig nur! —
Das ist mein Gruß, norddeutsches Festgeläute,
Nun rings der Frühling aus der Erde bricht,
Der Spruch, mit dem ich Euch die Sprache deute,
Die aus dem Mai zum Menschenherzen spricht:
Wie auch der Frost und Sturm ihm immer wehre,
Der Frühling wahrt sein Recht und seine Pflicht
Standhaft und treu, constanter et sincere!"

Auf dies Gedicht erhielt ich mit umgehender Post aus Bonn einen Brief, den ich Ihnen, da Sie ihn im Salon autographisch darzustellen wünschen, in der Urschrift übermittle. (S. Anlage A.) Auch an seiner äußerem Gestalt werden Sie erkennen, wie eigenartig der Alte sich nicht nur die Einlage, sondern auch den Umschlag aus kleinen Blättchen zurechtzuschneiden pflegte, ja, wie sparsam er schon benutztes und auf einer Seite bereits beschriebenes Papier zu Couverts benutzte. Ich glaubte ihm meinen Dank für seine liebenswürdigen Zeilen durch Uebersendung einer von mir im Druck herausgegebenen Abhandlung über „Dante Alighieri" abstatten zu müssen, ohne zu ahnen, daß ich dadurch die erste Anknüpfung zu einem freundschaftlichen Verhältniß gewann, die mich mit seiner Familie später innig verband. Wenige Tage darnach erging an mich von Köln der ehrenvolle Ruf zum Eintritt in die Redaction der Kölnischen Zeitung. Ich folgte demselben und trat zu Johannis mein neues Amt an. Sehr angenehm überraschte es mich, unter meinen neuen Collegen auch einen Sohn Vater Arndt's, Roderich, zu begrüßen, der sich mir bald als gleichgestimmten Verehrer Dante's zu erkennen gab und mir bestätigte, wie sehr sein Vater durch meine Terzinen für mich eingenommen worden sei. In den ersten Tagen des Juli begab ich mich nach Bonn, um dem Alten einen persönlichen Besuch zu machen. Der Baumgarten, in welchem ich fünf Jahre zuvor das kurze Zwiegespräch gehabt, lag still und sommerschwül vor dem Hause, dessen grüne Fensterläden geschlossen waren. Ich las, bevor ich die Glocke zog, die goldene Inschrift über der Thür und erfuhr, daß dies trauliche Haus „Lülo" (d. h. kleines Wäldchen) zubenannt sei. Eingetreten, ward ich in das Hinterzimmer geführt und dem Alten gemeldet. Zehn Minuten blieb ich allein und betrachtete mir das einfache Mobiliar und die Bilder, welche die Wände fast ganz bedeckten. Da sah ich mehrere Arndt-Portraits aus verschiedenen Lebensaltern, namentlich eins, das den tapfern Mann darstellte, wie er zur Zeit der Erhebung 1813 drein geschaut; fernere Bildnisse anderer bedeutender Helden von damals, wie Scharnhorst, Gneisenau ꝛc., auch Schiller und Goethe. Da vernahm ich auf dem Flur Schritte, die Thür ging auf und mit der Raschheit eines Jüng

**A.**

Herzlichen Dank,
lieber Doktor,
für Ihr hübsches
Constanter et
Sincere. —
Möchten wir
in diesen wieder
wilden und sehr
[illegible] [illegible]
Tagen zwischen den

Wenn Drachen
und Ungeheuer mit
solchem Adler einen
zähen Durchgang
finden, so möge
der Adler endlich
seinen rechten Fuß
mit dem Schwerdte
und Donnerkeil finden
unser Erdengrab.

ist [illegible]
man Kopf und in
Brust verwirrt,
und natürlich wird
mir [illegible] und möchte
und [illegible] Himmel.
Doch wir wollen
leben und hoffen
alles dem Himmels-
Schicksal [illegible] dahin
treibt, [illegible]

des Schwindts ziehen und
Eure Ehren
herzlichen Jugendlust
und die schönsten
ergötzliche und
zärtliche Gedanken!
Ihr redlicher Freund
Ihr
[illegible]
Den 18ten Wintermonds
17[illegible].

lings trat der nahezu neunzigjährige Greis auf mich zu, streckte mir beide Hände entgegen und rief: „Willkommen, mein lieber Doctor, in meinem Hause! Sie bringen mir Grüße aus unserer Heimat und das Beste, sich selbst. Roderich hat mir schon von Ihnen erzählt und ich habe Sie längst erwartet!" So sprach er eine ganze Weile in seiner lebendigen Weise auf mich ein und blickte mich mit seinen leuchtenden Augen so durchdringend an, daß ich Mühe hatte, selber zu Worte zu kommen und ihm zunächst meinen herzlichsten Dank für sein letztes Schreiben auszusprechen. „Ja, ja", unterbrach er mich wieder — „constanter et sincere! Sie haben's damit prächtig getroffen *). Ihre Terzinen haben mir gut gefallen, nur das wälsche Versmaß schickt sich nicht gut für unsere deutschen Gedanken. Aber Sie halten's mit Dante, wie Roderich." Ich wollte Einwendungen machen, umsonst. Er war so lebendig, daß sein Redefluß gar nicht zu unterbrechen war. „Sie sind in Cöslin geboren." Ich verbeugte mich zustimmend. „Ich kenne die Stadt auch, aber blos von Weitem. Als ich von Schweden kam (1809), wanderte ich am Strand vorbei, mußte oft durch's Wasser waten. Bei Nest stieg ich auf die Düne; da hab' ich überm See den Gollenberg und überm Walde den Kirchthurm gesehen. Das war Cöslin." Ich wollte mein Staunen über eine so ungemeine Gedächtnißkraft aussprechen, aber er faßte mich schon am Arm und führte mich in den kleinen Hintergarten, um mir das schöne Siebengebirge zu weisen: „Früher konnte ich es aus dem Fenster beschauen, aber seit mir der Engländer sein verzwicktes gothisches Schloß vor die Nase gebaut hat, ist es damit vorbei." Endlich kam es zu einem wirklichen Zwiegespräch. Ich sagte dem Alten, der ein wirklich ganz erstaunliches Personengedächtniß bekundete, daß Braun, nach dem er gefragt, seit mehreren Monaten todt sei und daß Beitzke, der Geschichtsschreiber der Befreiungskriege, seit längerer Zeit in Cöslin lebe und als Freund meines Vaters auch mit mir in Briefwechsel stehe. „Das freut mich", erwiederte er, „das ist ein fester Mann; er hat ein gutes Buch geschrieben, das deutsche Volk wird es ihm danken." Dann kam er auf Köln, „die ehrenfeste Stadt" zu sprechen, wie sie sich seit den sechzig Jahren, wo er sie zuerst gesehen, gesäubert habe und jetzt, trotz ihres Menschenzulaufs, doch ein biederes, fröhliches Wesen bewahre, indeß andere Metropolen so recht „verfitzt und verschmitzt und verschlitzt würden". Eine Stunde war so verstrichen, ohne daß wir Beide uns auch nur ein wenig niedergesetzt hätten. Beim Abschiede schüttelte er mir wieder beide Hände und entließ mich mit der Mahnung, ja recht bald und oft wiederzukommen. Aber noch ehe ich dieser Ladung folgen konnte, kam er selber auf der Eisenbahn nach Köln gefahren, um seinen Sohn und dessen Collegen auf dem „Zeitungsamt" im Vorübergehen zu grüßen. Es war ein mehr als warmer Augustnachmittag, als der silberhaarige Greis im deutschen Rock mit dem Wanderstab in der Hand bei uns vorsprach und nach kurzer Rast über Deutz zu Fuß nach Bergisch-Gladbach weiter marschirte, wo er dem ihm befreunde-

*) Um eben diese Zeit, „Mitte des Erntemonats 1859", richtete Arndt an den Gesangverein in Krems an der Donau einen erst ganz neuerdings in die Oeffentlichkeit gekommenen Brief, in welchem es hieß: „Immer noch muß der Deutsche rufen: Wie viele Jahrhunderte willst Du denn schlafen, Barbarossa? Den tapfern Oesterreichern muß er den Wunsch zurufen: Möchtet Ihr doch von Eurer elendigen Jesuiterei, Hofschranzerei und von aller Italienerei erlöst werden! Amen! Behüte der gnädige Gott das Vaterland vor wälschen und moskowitischen Lüsten und Zettelungen!"

ten Prediger einen Besuch zugedacht hatte. Es war das ein Weg von mehr als drei Stunden, aber dem Neunzigjährigen keine allzugroße Mühsal*). Am nächsten Tage kehrte er über Siegburg nach Bonn zurück. Der Spätsommer wurde durch einen herben Todesfall eine gar schwere Zeit für mich, daß ich erst im October wieder einmal nach Bonn fuhr. Vater Arndt empfing mich noch herzlicher als im Sommer und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ich weiß, lieber Freund; aber Muth, Muth und immer den Kopf obenauf. Immer grad' gestanden! So zwingt man auch den bittersten Schmerz." Darauf stellte er mich seiner Frau vor. Die ehrwürdige Matrone reichte mir die Hand und sagte in ihrer herzgewinnenden Weise: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Roderich hält viel auf Sie und das ist mir lieb um seinetwillen." Der Sinn der letzten Worte war mir verständlich genug. Roderich, kaum ein Jahr älter als ich, eine liebenswürdige Persönlichkeit von seltener Herzensgüte und Sittenreinheit, in allen guten Eigenschaften ein Ebenbild des Vaters, mit reichen Talenten, besonders in der Musik, begabt und mit umfassenden gediegenen Kenntnissen ausgestattet, hatte durch eine ungeordnete Lebensweise, da ihm ein eigener Herd in Köln fehlte, seine Gesundheit dergestalt untergraben, daß auf eine lange Lebensdauer für ihn nicht mehr zu rechnen war. Ich gewann ihn mehr und mehr lieb und wir wurden wirkliche Freunde. Die Mutter war gewohnt, ihren Liebling wöchentlich wenigstens ein Mal bei sich zu haben und auch der Vater beschied ihn mitunter in außergewöhnlichen Fällen nach Bonn, wie zum Beispiel der in der Anlage B autographirte Brief aus dem November 1859 bekundet, dessen Umschlag auch wieder, wie gewöhnlich, auf der Innenseite mit anderweitigen Notizen beschrieben war. Es dürfte sich empfehlen, auch diese autographisch nachzubilden, da sie zeigen wie der Alte seine Sendschreiben kurz zu concipiren und später das Concept zu Couverts zu verschneiden pflegte. Der Satz lautet voll ausgeschrieben: „Genug. Unser Erhabenster Wilhelm ist auf dem Posten, führt jetzt den Kriegshelm und das Staatssteuerruder. Gebe Gott ihm und uns Glück mit all' den geschichtlichen Vorzeichen und Vorbedeutungen, welche der herrliche Name . . . . . . . hat."

Das Weihnachtsfest brachte übergroße Freude in's Arndt'sche Haus. Der Alte feierte zum neunzigsten Male seinen Geburtstag. Aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes kamen Liebesbeweise und Ehrenbezeugungen, so vom Prinz-Regenten ein hoher Orden, von der Prinzessin (jetzigen Königin) Augusta ein Korb mit Blumen von wahrhaft wunderbarer Pracht, von einem Kreis von Verehrern in Berlin ein Glückwunsch mit der Anzeige, daß die Marmorbüste des Freiherrn von Stein als Ehrengeschenk binnen Kurzem nachfolgen werde, von Köln das Ehrenbürgerrecht und außerdem eine wahre Sturmflut von Briefen und Telegrammen. Zuviel, zuviel für das übervolle Herz des Neunzigjährigen, der am ersten Feiertage als „ein letztes Vermächtniß" für sein Volk die Sammlung seiner Gedichte, welche erst

*) Ein Brief Arndt's aus ebendiesem Jahrgang 1859 besagte: „Ja durch Gott gehe, wandle, schreibe und lese ich noch ohne Krücke und Brille. Ich könnte ein Buch darüber schreiben, wie ein Jüngling es anfangen soll, alt zu werden. In lockerer Zeit, ja in lockerster, habe ich durch Gott, vielleicht im Vorgefühl meiner Zukunft, als Schüler und Student durch männlichste schwerste Uebungen rechtschaffen gestrebt, keusch und züchtig zu bleiben und stark und rüstig zu werden. Das hat mir später wohlgethan. Viele leben heute wieder zu sehr im Sinne einer gewissen zierlichen Weichlichkeit so hin."

B.

Lieber Friedrich.

Heute sollte gewöhnlichen
Grund ist da, wie ich
den Dienstag Mittag
nach der Kirchengebrauch:
frage denn, ich ver-
kommst du den Dienstag
nicht, so findest du mich
den Montag Mittag, den
Theil davon. Ach komm! jetzt!
15ten Oktober [illegible] Max.

zwei Monate später im Druck erschien, mit der rührenden Vorrede geschlossen hatte: „Die Zeit meines Scheidens ist nah, nah ist der Sturm, der meine Blätter herabweht. Diesen ossianischen Vers singen dem Neunzigjährigen die durch den Wald winterlich schwirrenden Vögel und fliegenden Blätter zu: eine Mahnung, daß er sein Haus bestellen und seine kleinen Dinge ordnen soll."

Ich hatte meinen Festgruß durch Roderich bestellen lassen und erschien erst am 30. December persönlich vor dem Alten, um mit stillem Händedruck anzudeuten, was ich zu schreiben und zu sagen nicht vermocht hätte. „Man hat mich Ueberalten zu hoch gestellt", sagte er zu mir, „ich habe ja so viel Ehre und Glück nicht verdient." Er hatte ein paar Zeilen aufgeschrieben, die als „vorläufiger Dank" in der Kölnischen Zeitung abgedruckt werden sollten; später, meinte er, werde sich wohl Zeit finden, Allen einzeln zu antworten. Jene Zeilen lauteten:

„Tiefgerührt und erfreut sendet der neunzigjährige Alte Gruß und Dank seinen Freunden in Nähen und Fernen, welche ihn durch schönste Ehren und Zeichen der Liebe und Treue und durch reichste und süßeste Gaben der Erinnerung an seinem fröhlichen Weihnachtstage haben erfreuen und erquicken gewollt. Gebe Gott ihnen und dem Vaterlande für das kommende Jahr 1860 frischen Lebensmuth und Glück. Ernst Moritz Arndt,

Bürger von Köln und Bonn.

Seitdem habe ich den guten Vater Arndt nicht wieder gesehen. In Folge der übergroßen Gemüthserregung befiel ihn ein gastrisches Leiden und nach kurzem Krankenlager ist er am Sonntag den 29. Januar 1860 in der Mittagsstunde sanft entschlafen. In dem Nachruf, den die Universität ihm, ihrem ältesten Mitgliede, dem unerschütterlichen Kämpfer für deutsche Sprache, Sitte und Ehre, widmete, hieß es zum Schlusse: „Möge über seinem Grabe der Bau deutscher Einheit und Einigkeit, woran er in schlimmen wie in guten Zeiten zuversichtlich gearbeitet hat, sich erheben!" Am 1. Februar Nachmittags erfolgte die Bestattung auf dem Friedhofe vor dem Sternenthore unter der Eiche, die Arndt selbst im Jahre 1834 am Grabe seines im Rhein ertrunkenen Sohnes Wilibald gepflanzt und kräftig hatte gedeihen sehen. Ich habe dieser Feierlichkeit, an der sich eine ungeheure Menschenmasse als Trauergefolge betheiligte, mit beigewohnt. Der Superintendent Wiesmann hielt eine einfache, aber tief ergreifende Grabrede. Unter dem Gesange des von Arndt selbst gedichteten Grabliedes, das autographisch der Sammlung seiner Gedichte beigefügt ist, wurde der Sarg hinabgesenkt und nach einer dreimaligen Ehrensalve des Kriegervereins dem Schooß der Erde anvertraut. Fünf Jahre später, am 29. Juli 1865, aber habe ich den tapfern Greis als ehernes Standbild auf dem alten Zoll wieder auferstehen sehen zum Zeichen, daß er unsterblich fortlebt in dem Herzen und dem Gedanken des deutschen Volkes daheim und aller Deutschen draußen in der Fremde, soweit die deutsche Zunge klingt.

Das Arndthaus „Lülo" — doch ich muß hier abbrechen, da Raum und Zeit für diesmal weitere Aufzeichnung nicht gestatten. Ist es Ihnen genehm, so schreibe ich Ihnen für ein anderes Heft des Salon meine „persönlichen Erinnerungen" an E. M. Arndt's Witwe, die edelste vielgetreue deutsche Frau.

---

# Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Januar 1870.

Sie wissen, lieber Freund, daß ich im Allgemeinen nicht an übertriebener Schüchternheit laborire; und doch muß ich diesmal mit einer ganz gewöhnlichen „Bitte um Nachsicht" beginnen. Man hat mir zum Vorwurf gemacht, daß der Titel meiner Briefe dem Inhalt nicht entspräche, daß ich die „Harmlosigkeit" blos als Aushängeschild benutzte, im Grunde genommen aber ein ganz boshafter Schlingel sei. Das schmerzt. Um nun von diesem Verdachte mich zu reinigen und um der Gefahr zu entgehen, als Zielscheibe prinzlicher, in der Tasche gewohnheitsmäßig bereit gehaltener Revolver erkiesen zu werden, will ich heute so harmlos sein, wie nur irgend möglich, wirklich harmlos — und dazu bedarf ich Ihrer freundlichen Nachsicht. Ermuthigen Sie den Debütanten durch wohlgesinnten Beifall; sonst fällt er sicherlich aus der Rolle, wie das romantische Luischen aus den Bildern.

Ich will den harmlosesten aller Stoffe wählen: die Familienlectüre, — où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? — und ich will mich selber im Stile eines Autors für Backfische und solche, die es werden wollen, versuchen. Ich habe Specialstudien in der Familienlectüre gemacht, und das Resultat meiner Studien ist folgendes:

Ein Familienblatt muß zunächst für die Artikel, welche es bringt, solche Ueberschriften wählen, daß Niemand eine Ahnung hat, wovon in dem Artikel die Rede sein wird. Der Titel muß womöglich einen poetischen Beigeschmack haben. Beispiele: Ein Artikel über Nähnadeln würde etwa heißen: „Die einäugige Königin der modernen Cultur"; ein Artikel über Bleistifte: „Aus Holz und Stein", oder „Der unentbehrliche Freund des Notizbuches" oder „Womit Goethe den Faust schrieb", oder „A. W. Faber's Kinder", oder „Wem wir Raphael's Zeichnungen verdanken", oder „Nützlich und angenehm", oder „Hart und weich" rc. rc. — alles Mögliche, nur nicht „Ueber Bleistifte". Zweitens muß das Deutschthum vor Allem vertreten sein; aus jedem Artikel muß hervorgehen, daß wir Prachtkerle sind. Namentlich das deutsche Element im Auslande ist der besondern Berücksichtigung zu empfehlen. Drittens muß das Familienorgan möglichst viel Besuche bei berühmten Leuten und Begegnungen mit den Großen dieser Welt schildern. Das ist lehrreich und unterhaltend, und ich gestehe, daß ich in diesem Fache selbst schon Einiges geleistet habe. Sollten wir uns jemals erzürnen, so können Sie überzeugt sein, daß ich sofort einen „Besuch bei dem Herausgeber des Salon" schreiben werde. Ich werde der Welt erzählen, wie Sie aussehen, wie die Cigarren schmeckten, die wir zusammen verraucht, worüber wir gesprochen und geschwiegen haben u. s. w. Also rathe ich Ihnen, bewahren Sie mir Ihre Freundschaft.

Uebrigens sehe ich auch gar nicht ein, weshalb ich keine Begegnungen mit großen Zeitgenossen schildern soll. Karl Vogt thut's ja auch, und zwar mit Glanz. Erst neulich habe ich mit aufrichtigem Vergnügen einen Artikel von ihm gelesen, in welchem er beschreibt, welche interessanten Gespräche er

mit Humboldt geführt hat: „Ich soll Sie schönstens grüßen", sprach Vogt. „Danke sehr", erwiederte Humboldt und verschwand. Ein gewöhnlicher Mensch würde diese denkwürdige Begegnung in drei oder vier dummen Zeilen beschrieben haben, Karl Vogt füllt damit vier Seiten geistreicher Prosa; das verlohnt doch noch der Mühe. Ich habe an dem köstlichen Artikel nur Eins auszusetzen: Vogt spricht darin zu viel von Humboldt und zu wenig von sich. Bescheidenheit ist ein schönes Ding, aber Alles hat seine Grenzen. Wenn Karl Vogt meinem Rathe folgen wollte, so würde er die freien Stunden, welche ihm die beständige Wiederholung seiner Vorträge gewährt, einmal dazu benutzen, eine „Begegnung mit Karl Vogt" in derselben geistreichen Weise zu schildern. Ich denke mir das reizend: „Begegnung mit Karl Vogt, von Karl Vogt" — so reizend, daß ich selbst die Versuchung fühle, diesen Artikel zu schreiben.

Und ich will der Versuchung nicht widerstehen.

Ich besinne mich wirklich nicht mehr genau, würde ich erzählen, wenn ich als Karl Vogt meinen Besuch bei Karl Vogt schildern wollte, wie lange es her ist, daß ich zum erstenmal mit mir zusammentraf; ich war damals aber jedenfalls noch ein ganz kleiner dummer Junge. Auf meine früheren Begegnungen mit mir selbst will ich hier nicht eingehen, nur von dem letzten Besuch, den ich mir machte, soll hier die Rede sein.

Als ich in meine Studirstube trat, erhob ich mich vom Stuhle und eilte mir entgegen.

„Gut, lieber Freund, daß Sie sich endlich einmal wieder bei mir sehen lassen", redete ich mich an, indem ich meine Hand zwischen die meinigen nahm und herzhaft schüttelte. „Es thut mir wirklich wohl, mich wieder einmal mit einem vernünftigen Menschen aussprechen zu können. Nehmen Sie Platz, lieber Freund."

„Ich kann mir denken", gab ich mir zur Antwort, während ich mich setzte, „daß Sie von den wissenschaftlichen Wanderpredigten etwas abgespannt sind."

„Was thut man nicht im Interesse der Wissenschaft", entgegnete ich mir.

„Na, lieber Freund, wir sind jetzt unter uns", sagte ich, indem ich vertraulich meine Hand auf meine Schulter legte, „wir können es uns bequem machen, und brauchen unter unsern zwei Augen nicht mit dem Interesse der Wissenschaft zu renommiren."

„Ja, glauben Sie denn etwa, daß meine Vorträge der Wissenschaft nicht dienen?"

„Ich bin weit entfernt, das zu bestreiten. Ich bin sogar überzeugt, daß die meisten Ihrer Zuhörer von ihrer affenartigen Abstammung tief durchdrungen sind. Und insofern Ihre Vorträge zur Selbsterkenntniß des Individuums beitragen, halte ich sie für gut und schön; aber . . ."

„Aber?" wiederholte ich ungeduldig, indem ich mir in's Wort fiel, „was haben Sie noch zu abern?"

„Aber überschätzen wir die Vorträge, ihre Wirkung und Ihre Bewunderer nicht zu sehr, hüten wir uns, die wir uns zu Aposteln der freien Forschung und zu begeisterten Verkündigern des Evangeliums der Selbsterkenntniß machen, hüten wir uns vor Selbsttäuschung. Dienen Ihre Vorträge vornehmlich dem Interesse der Wissenschaft oder hat Das, was eigentlich Nebensache sein sollte, die damit verbundene Einträglichkeit, einen bestimmenden Einfluß auf Form und Substanz derselben gewonnen? Ich verlange

von keinem Menschen, auch von dem gelehrtesten nicht, daß er für seinen Beruf heldenmäßig verhungere, aber auf der andern Seite möchte ich auch nicht zugeben, daß Das, was einfach ein gutes Geschäft ist, als Wissenschaft gefeiert und dem Tribunal des gesunden Laienverstandes entzogen werde. Ich finde es sehr dankenswerth, daß der gelehrte Forscher jetzt bestrebt ist, das Resultat seiner Studien der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen, aber ich muß mir auch sagen, daß bei der Prägung des in der Tiefe der Erde gefundenen edlen Metalls in allgemein gültiges Courant viel unedle Substanzen hinzugesetzt werden, und daß von dem edlen Metall, wenn es den Proceß der „Gangbarmachung" bestanden hat, bisweilen verwünscht wenig übrig bleibt. Ich will mich klarer ausdrücken: die Wissenschaft, so weit vorgeschritten sie auch ist, liefert gerade über die Urgeschichte des Menschen noch sehr unbefriedigende Resultate, unbefriedigend wenigstens für den Laien. Das scharfsinnige Gefüge mehr oder minder berechtigter Hypothesen bietet für das große Publicum nur geringe Reize dar. Die anspruchsvolle Menge verlangt bestimmte Thatsachen und der Wissenschafter, welcher sich dazu bequemt, den Ansprüchen dieser Menge zu genügen, kommt wider Willen dazu, an die Stelle der Vermuthungen bestimmte Behauptungen treten zu lassen und Hypothesen für Thatsachen auszugeben. Darin liegt die Gefahr derartiger „populärer" Vorträge. Wenn der Vortragende nur Das sagte, was er weiß und was er vor seinem wissenschaftlichen Gewissen verantworten kann, so würde das Auditorium sich langweilen und ziemlich enttäuscht ausrufen: „Der weiß ja eigentlich gar nichts!" Um das Publicum zu fesseln, um die Bänke vor dem Katheder zu füllen, müssen Concessionen gemacht werden, und zwar auf Kosten der Gründlichkeit, der Wissenschaft. Und das geschieht; am ersten Abend heißt es: „Nehmen wir an, daß sich die Sachen so und so verhalten;" am zweiten Abend heißt es: „Wir haben gestern bewiesen, daß sich die Sachen so und so verhalten." Und auf dieser, jetzt auf einmal als thatsächliche Grundlage vorausgesetzten Hypothese wird weiter gebaut. Auf diese Weise wird Stockwerk auf Stockwerk gesetzt, bis schließlich der Affe als Krönung des Gebäudes das kunstvolle Ganze schließt. Und auf den Affen kommt es ja hauptsächlich an. Auf ihn wartet das Publicum fünf Vorträge lang mit steigender Ungeduld, und es würde sicher schon beim dritten davonlaufen, wenn nicht die liebenswürdige Bestie, welche in der magischen Beleuchtung des Schlußvortrags in ihrer vollen Grazie erscheint, schon an den Vorabenden ihre Gegenwart in discreter Weise verriethe. Bringt doch jeder Abend die wißbegierigen Zuhörer dem ersehnten Ziele, dem Affen, näher. Dies stärkende Bewußtsein erhält die Geister in Frische und Lebendigkeit."

„Sind Sie bald fertig?" fragte ich mich, während ich ungeduldig auf meinem Stuhl hin- und herrückte und mir scharf in's Auge sah.

„Gleich", antwortete ich mir, und fuhr fort: „Uebrigens haben Sie außer dem Affen noch ein anderes Reiz- und Fesselungsmittel für den großen Haufen, und auch dieses Mittel halte ich für etwas bedenklich und nicht ganz wissenschaftlich: ich meine die Pointen, mit welchen Sie Ihre Vorträge würzen. Sie dürfen versichert sein — und Sie wissen es auch ganz gut — daß die Mehrzahl Ihrer andächtigen Zuhörer sich weniger um Das bekümmert, was Sie sagen, als um die Art und Weise, wie Sie es sagen. Man wartet förmlich darauf, daß Sie einen Witz machen, und der Beifall, welchen Ihre geistreichen Improvisationen finden, veranlaßt Sie, damit nicht zu kargen. Besehen Sie sich einmal Ihre Gönner in der Nähe und fragen

Sie sie nach dem Schluß Ihrer Vorträge, was sie von denselben profitirt und im Gedächtniß behalten haben! Man wird Ihnen die meisten Ihrer glücklichen Einfälle ganz getreu wiederholen und hinzusetzen, daß wir in dem Affen einen verwahrlosten Bruder zu begrüßen die Ehre haben. Damit basta. Im Uebrigen haben Sie die Zahl der dunklen Begriffe und confusen Auffassungen, die in den Schädeln der Menschen nisten, um einige neue vermehrt, und das eben nennt man: aufklären. Das Publicum, das auf die Pointen lauerte, ist schließlich zu der Annahme gelangt, daß die Vorträge der Pointen wegen da sind, und die Wissenschaft ist die Dienerin des faulen Witzes geworden."

„Mein Herr", unterbrach ich mich, „Sie werden meine Geduld bewundert haben, indessen . . ."

„Ich resumire", entgegnete ich ruhig, ohne auf meine Unruhe zu achten. „Des leidigen Geschäftes wegen verlassen die populären Vorträge den festen Boden der strengen Wissenschaft, das Publicum amüsirt sich dabei, aber profitirt wenig davon und deswegen . . ."

Jetzt sprang ich auf und wollte auf mich eindringen. Ich trat mir kühn entgegen und rief mit dröhnender Stimme: „Wenn Sie immer vom Interesse der Wissenschaft sprechen, weshalb haben Sie sich denn durch eine finanzielle Differenz mit Ihren amerikanischen Managers von der projectirten Aufklärungsreise durch die Vereinigten Staaten abhalten lassen? Ein Opfer wurde Ihnen wahrlich nicht zugemuthet; das Geschäft aber war weniger lucrativ, als sie es machen wollten, und deshalb verzichteten Sie darauf und auf das ganze humanitäre Brimborium, das man damit in Zusammenhang bringen will. — Nun, lassen wir Das, lieber Freund. Glauben Sie mir, daß es Niemand besser mit Ihnen meint, als ich, daß Niemand Ihre wahrhaften Verdienste höher anschlägt. Aber gerade deshalb habe ich Das, was mir mißfällt, nicht verschweigen wollen. Und Sie werden ohne Zweifel ganz damit einverstanden sein. Wer Humboldt einen Farceur nennt und als einfachen Komödianten schildert, der wird gewiß nichts dagegen haben, daß auch an ihm selbst das Recht der freien Forschung geübt werde."

Ich reichte mir die Hand und da ich keine Versuche machte, mich zurückzuhalten, verabschiedete ich mich freundlichst von mir.

Und diese Gelegenheit will ich gleich benutzen, um mich auch von Ihnen, lieber Freund, zu verabschieden.

Ich verbleibe mit vollkommener Harmlosigkeit,

ergebenst

der Ihrige.

---

# Pariser Monats-Chronik.

Sittenstudien.

Paris, Januar 1870.

Gottlob haben wir die scheußliche Pantin'sche Mordgeschichte im alten Jahre zurückgelassen, denn das, was wir davon in das neue Jahr hinübernehmen, ist nichts als der unvermeidliche Nachklang der Assisenverhandlungen, wie ein letztes Echo, das uns an die entsetzliche Unthat erinnert. In socialer Beziehung ist aber dadurch ein sehr wichtiger Punkt klar zu Tage getreten, die Unmöglichkeit nämlich der Abschaffung der Todesstrafe, die in jüngster Zeit in Frankreich so viele Verfechter gefunden, und die jetzt, nach den eigenen Worten Lachaud's, des sogenannten Mörderadvocaten, der auch Troppmann vertheidigte, um wenigstens fünfzig Jahre hinausgeschoben ist. Mir fällt dabei unwillkürlich das bekannte Witzwort Alphonse Karr's ein, der ebenfalls starke Propaganda dafür macht, aber in seiner Weise, indem er sagt: „Gewiß, gewiß, wir Alle wünschen das Hinrichten, das vom Leben zum Tode Bringen abgeschafft zu sehen .... mais que Messieurs les assassins commencent."

Die Assisenverhandlungen des Troppmann'schen Processes gehören übrigens zu den bedeutendsten, die vielleicht jemals in Paris stattgefunden, wenigstens in Bezug auf die leidenschaftliche Neugier des großen Publicums. Die Aufregung der Gemüther war während jener drei Tage in ganz Paris wirklich entsetzlich, und der Justizpalast mit seinen Höfen und Freitreppen und mit den angrenzenden Straßen bis zu den nahen Brücken und Quais bot das vollkommene Bild eines Volksaufstandes. Zwei Schwadronen von der Pariser Municipalgarde, ein Infanterieregiment und über sechshundert Stadtsergeanten waren nöthig, um die andringenden Massen im Zaum zu halten, die ernstlich Miene machten, das Gerichtsgebäude zu stürmen, um sich Eingang zu verschaffen. Viele tausend Menschen übernachteten sogar unter freiem Himmel, um am folgenden Morgen die Ersten zu sein, und doch waren es immer nur einige Wenige, die in den Gerichtssaal hineingelangten, dessen Räumlichkeiten ohnehin, obwol es ein Neubau und ein sehr kostbarer ist, außerordentlich beschränkt sind. Das Parterre und die Tribünen können kaum fünfhundert Personen fassen, und allein bei dem Präsidenten waren über sechszehntausend Briefe eingelaufen, die sämmtlich um einen oder auch um zwei Plätze baten .... „oder auch um zwei" war wirklich naiv. Der gesammte Brief-Chimborasso mußte unberücksichtigt bleiben, denn die Eintrittskarten waren schon acht Tage früher vertheilt worden. Dennoch hatte man es möglich gemacht, gegen tausend Personen unterzubringen, das Wie war freilich eine andere Sache und gehörte nach dem Urtheil von Augenzeugen in die Kategorie der halsbrechendsten Kunststücke. Und dabei bildeten die Damen fast die Mehrzahl und wolverstanden die Damen aus der höchsten Gesellschaft, Herzoginnen, Fürstinnen und Gräfinnen, alle in brillanter Toilette, ganz wie bei einer ersten Vorstellung in irgend einem Theater. Namen will ich indeß lieber nicht nennen, selbst nicht den Namen der berühmten Durchlauchtigen, die nirgends fehlt, wenn etwas Außergewöhnliches in Paris passirt. Die Herren gaben übrigens den Damen an Neugier nichts nach. Fünfhundert Franken und mehr sind für einen Platz auf der Haupttribüne bezahlt worden; aber welch' ein Triumph alsdann auch für einen „Löwen", an einem jener Abende in irgend einem Salon zu erscheinen und der Frau vom Hause und dem versammelten Gesellschaftskreise als Augenzeuge die verschiedenen Details der Verhandlungen zu erzählen!

Dieselben brachten indeß wenig Neues, und ich werde mich wol hüten, hier noch einmal darauf zurückzukommen; der Verbrecher spielte seine elende, cynische Rolle bis zu Ende — er grüßte sogar mit widrigem Lächeln die Versammlung, als schließlich das Todesurtheil über ihn ausgesprochen wurde — und selbst der berühmte Maitre Lachaud machte mit seiner Vertheidigungsrede nur ein sehr zweifelhaftes Glück. Fast wird dies, im vorliegenden Falle, zu einem Compliment für den Advocaten, denn was in aller Welt war zur Vertheidigung eines solchen Monstrums zu sagen; aber dagewesen sein und mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört zu haben, war trotzdem der Inbegriff aller Hoffnungen und Wünsche .... ein Königreich für einen Platz! oder, wie Max ausrief: ein Jahr meines Lebens für ein Billet! eine Phrase, die ich sehr unchristlich fand, obwol er mich durch den Nachsatz beschwichtigte: „Vorausgesetzt, daß ich neunzig Jahre alt werden sollte, wo ich mich alsdann mit neunundachtzig begnügen würde."

Eine spaßhafte Seite der Verhandlungen, an die vermuthlich Niemand von den Glücklichen, die sich endlich im sicheren Besitz eines Platzes sahen, vorher gedacht hatte, war die rein physisch-materielle, nämlich der Hunger und Durst, dem das Auditorium ausgesetzt war. Die Sitzungen dauerten ungewöhnlich lange und obwol sie erst um Mittag begannen, so waren doch die meisten der Anwesenden schon gegen neun Uhr erschienen, natürlich aus Furcht, trotz ihres Billets keinen Platz zu bekommen. Viele von ihnen mochten wol in der Hast Essen und Trinken vergessen haben, nur um rechtzeitig einzutreffen. Die ersten Stunden ging Alles gut: Geist und Herz (Pardon für die Profanation!) fanden so reichliche Nahrung, daß man diejenige des Magens außer Acht ließ; als sich aber gegen fünf Uhr die Richter und Geschworenen für eine halbe Stunde zurückzogen, um zu pausiren, d. h. um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, da meldete sich die grausam vernachlässigte Natur in gebieterischer Weise. An Fortgehen war jedoch nicht zu denken, man wäre ja nie wieder in den Saal zurückgekommen, kaum daß man eine Hand frei hatte; aber diese hätte genügt, etwas in den Mund zu stecken, wenn man nur etwas Genießbares gehabt. Wie manche hohe Dame mochte sehnsüchtig an Julien oder Guerre denken, die beiden berühmtesten Pariser Pastetenbäcker, deren Besuch Nachmittags vor der Spazierfahrt in's Bois de Boulogne zum guten Ton gehört, und wie gern hätten diese für ihre vornehmen Kunden ein kleines Buffet im Assisensal etablirt, wenn sie nur gedurft. Glücklicherweise blieb die Speculation, welche von Anfang an die Troppmann'sche Affaire nach allen nur denkbaren Seiten auszubeuten wußte, auch hier nicht müßig, und alsbald erschienen mehrere Männer und Frauen, die sich, nicht ohne Mühe und Gefahr, durch die Reihen drängten, und in großen Körben allerlei Eßwaaren feilboten. Es waren freilich keine Austernpastetchen von Julien und keine Ananastörtchen von Guerre, sondern einfache Butterschnitten von grobem Brod, salva venia mit Knackwurst, aber man war seelenfroh, wenigstens das zu haben. Die verwöhnten Damen ließen sich die plebejische Kost vortrefflich schmecken und bezahlten auch gern die Bagatelle von zwei, drei Franken dafür. Statt des Malaga oder Alicante wurde darauf der sogenannte „petit bleu" gereicht, der ordinaire Rothwein der Marchands de vins, das Gläschen zu einem Franken, und auch den fanden die Herrschaften deliciös. So können Zeit und Umstände die gewöhnlichsten Dinge im Leben verändern. Wer gar einen Apfel oder eine Orange eroberte, gehörte zu den bevorzugten Sterblichen, aber er mußte das Stück mit einem

Fünffrankenthaler bezahlen. Es giebt halt nicht immer Troppmann'sche Assisen. Wir haben jedoch übergenug von der ganzen grauenhaften Misère; aber da wir uns einmal im Justizpalast befinden, so wollen wir die Gelegenheit zu einem Besuch des Polizeigerichts benutzen, schon um dem Titel unserer heutigen Chronik zu entsprechen. Ein besseres Terrain für Sittenstudien giebt es kaum in ganz Paris, denn vor der police correctionelle kommt Alles zur Sprache, was die tägliche Brandung der Weltstadt an Schaumblasen aufwirft, oder als Trümmer der socialen Schiffbrüche an das Ufer treibt. Der Droschkenkutscher, der nach Mitternacht ein dreifaches Trinkgeld verlangt hat — der Blousenmann, der vive Rochefort oder vive la République gerufen — der Spitzbube, dessen Hand sich in eine fremde Tasche verirrte — die Gräfin Soundso, die eine kleine Spielsoirée gegeben, wo unerfahrene Muttersöhne gerupft wurden — die wohlorganisirte Diebesbande von zwölf- bis vierzehnjährigen Burschen unter einem Hauptmann, dem sie unbedingten Gehorsam geschworen — der ungerathene Sohn, der seinen Vater bestohlen und das Geld im Café Anglais verzechte — der Lehrling, der die Tochter seines Meisters entführt (zwei Kinder von vierzehn und sechzehn Jahren), um sich heimlich mit ihr trauen zu lassen — die Milchfrau, die anstatt der Milch Kalbshirn und Kreide, in Wasser aufgelöst, verkaufte — der Schweinemetzger, der todte Hunde und Katzen in seine Würste stopfte — die Lorette aus der Chaussée d'Antin, mit Equipage und Dienerschaft, die ihrer Mutter, einer alten Waschfrau, die monatliche Pension von fünfzig Franken verweigert — und dergleichen saubere Geschichten mehr, die ich, wolverstanden, vom schwarzen Brete notire, wie sie dort an jenem Tage der Reihe nach verzeichnet standen. Die Procedur des Code Napoléon hat vorzüglich das Gute, daß sie Alles öffentlich verhandelt und jedes Ding bei seinem wahren Namen nennt.

Als wir eintraten, wurde gerade eine neue Partei aufgerufen, aber nur der Kläger war erschienen, der Beklagte ließ sich durch einen Anwalt vertreten. Die Sache an sich war sehr gewöhnlicher Art: ein kleiner Schwindel mit auf Credit gelieferten Waaren, die der Käufer sofort wieder um einen Spottpreis verkauft und dafür einen Wechsel ausgestellt hatte, der am Verfalltage mit Protest zurückgekommen war. Derartige Fälle passiren hier täglich, aber der vorliegende wurde durch die Personen interessant. „Wenn Sie wüßten, Herr Präsident", nahm der Kläger das Wort, „was ich Alles angestellt und versucht habe, um zu meinen elenden fünfhundert Franken zu gelangen, so würden Sie erstaunen. Monate lang hat mich mein Schuldner von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hingezogen und mich hin und her vertröstet, heute unter diesem Vorwand, morgen unter jenem, und immer waren es Finten und Flausen. Beim Handelsgericht wollte man meine Klage nicht einmal annehmen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil schon so viele ähnliche gegen dieselbe Person vorlägen, die sämmtlich wegen Insolvenz unerledigt-geblieben wären. Wegen Insolvenz! Eine seltsame Ausflucht, wenn man einen Sohn hat, der zu den ersten Figuren des Kaiserreiches gehört, zehn- oder zwanzigfacher Millionair ist, der Kaiser und Könige zu Tische ladet und Gesellschaften giebt, hinter denen die Hofbälle und Tuilerien zurückstehen." — „Lassen Sie den Sohn aus dem Spiel, Monsieur", sagte der Anwalt des Beklagten, „Sie wissen, daß er ein für alle Mal erklärt hat, er wolle mit den Geldangelegenheiten seines Vaters nichts zu thun haben." — „Das ist es eben, worauf ich hinauswill", entgegnete der Kläger heftig; „hat man je in der Welt ein solches Beispiel von unnatürlichen Familienverhält-

nissen gesehen, wo ein steinreicher Sohn seinen verschuldeten Vater lieber vor Gericht citiren läßt, als seine Schulden zu bezahlen!" — „Genug, genug!" rief der Präsident beschwichtigend dazwischen, „und zur Sache." — Die Sache war klar wie das Einmaleins, der Anwalt räumte auch die Rechtmäßigkeit der Forderung ein und versicherte, sein Client würde zahlen, sobald er könne. — „Aber wann wird er können?" polterte der Kläger; „seine sämmtlichen Ressourcen sind auf Jahre lang hinaus verschrieben, sogar seine Pension, die er als pensionirter Beamter bezieht. Und dabei häuft sein Sohn Millionen auf Millionen . . . ." Neue Unterbrechung von Seiten des Präsidenten und alsdann, nach einem kurzen Résumé der Acten, die Verurtheilung des Herrn Haußmann père zur Zahlung der erwähnten Summe und in die Kosten. Die übliche Clausel einer eventuellen Pfändung fehlte ebenfalls nicht. Da die Schuldhaft bekanntlich seit einigen Jahren in Frankreich aufgehoben ist, so konnte das Gericht keinen Personalarrest verfügen.

Das Erstaunen des Lesers bei Nennung dieses Namens kann kaum größer sein, als das meinige war. Der Vater des Seinepräfecten, des „Stadtkaisers", vor Gericht und wegen einer elenden Wechselschuld von einigen hundert Franken! Ich sollte aber noch mehr erstaunen, als ich aus guter Quelle erfuhr, daß der alte Haußmann schon wenigstens zwanzig, dreißig Affairen ähnlicher Art gehabt, daß er seit langen Jahren einzig und allein von diesen „Operationen" lebte und daß er bei den kleinen Pariser Civilgerichten der ersten Instanz eine ganz bekannte, aber äußerst lästige Persönlichkeit geworden ist, die man des hochgestellten Sohnes wegen so viel wie möglich menagirt und nur von Zeit zu Zeit verurtheilt, wenn der Schwindel gar zu handgreiflich ist. Und der Sohn?? Dies doppelte Fragezeichen liegt sehr nahe, denn wer wäre wohl nicht ungeduldig, zu erfahren, wie der Seinepräfect, der in Paris für den Alter ego des Kaisers gilt, über die väterlichen Finanzmanöver denkt. Eh bien, der Sohn bekümmert sich nicht weiter darum, er empfängt allerdings den Vater auf seinen Soiréen im Hotel de Ville, aber von Schulden darf ihm derselbe nicht reden, denn da findet er taube Ohren. Und das scheint mir gerade die charakteristische Seite, gewissermaßen die Moral von der sauberen Geschichte, die wohl geeignet ist, einen Sittenmaler, selbst einen kleinen wie ich, der nur so en passant hie und da eine Skizze aufzeichnet, zu fesseln. Dabei ist die Biographie des alten Haußmann eine überaus abenteuerliche. Militairintendant in Algerien unter Louis Philippe, mußte er dies Amt, „wegen Unregelmäßigkeiten in seiner Verwaltung" niederlegen und ging nach Paris, wie so viel tausend Andere, wenn es ihnen fehlgeschlagen hat, in der Hoffnung sich dort irgendwie zu rehabilitiren, oder auch nur im Trüben zu fischen. Der Ex-Intendant konnte freilich nicht ahnen, zu welcher großartigen Rolle sein Sohn dereinst in Paris berufen war, er hätte sonst vielleicht schon damals jene obigen Operationen begonnen, deren späteren Erfolg er nur seinem Namen verdankte. Er war übrigens von jeher ein Mann, der, wenn es sich um's Geldverdienen handelte, sich nicht lange bedachte, sondern zugriff, selbst auf das Risico hin, sich die Hände etwas zu beschmutzen; er konnte sie ja nachher wieder waschen. So wurde er sogar, weil ihm manches Andere fehlschlug, einen Sommer lang eine Art von Wildenführer, indem er einer in Paris angekommenen Familie Indianer, vom Stamme der Osagen, als Cicerone diente und dieselben für Geld zeigte. Kein schlechter Witz, lieber Leser, sondern die reine Wahrheit, die hier allgemein bekannt ist. Die Weltstadt an der Seine bietet oft solche sociale Extreme,

und man braucht deshalb dem alten Haußmann den Stab noch nicht zu brechen; nur thut man gut, sich in kein Geschäft mit ihm einzulassen und ihm namentlich kein Geld zu leihen. Aber — seltsames Zusammentreffen! — während ich hier von dem Vater rede, tritt auf einmal der Sohn so bedeutsam in den Vordergrund, daß ich Pinsel und Palette meiner Sittenmalerei hastig bei Seite lege und die eigentliche Chronistenfeder wieder ergreife, um das gewaltige Ereigniß, das ganz Paris in Athem hält, auch meinerseits zu besprechen.

Der alte Ausruf, den wir hier in letzter Zeit so oft gehört haben: „Wie ist es möglich!“ „Wer hätte das gedacht!“ ertönte auch diesmal wieder und im höchsten Superlativ. Da gab es am 7. und 8. Januar in Paris keinen Salon, kein Café, kein Weinhaus, keine Promenade, ja, keine Straßenecke, wo man nicht die Worte vernahm, die man sich gegenseitig in höchster Ueberraschung zurief: „Wissen Sie es schon? Er ist abgesetzt, es steht im officiellen Journal.“ — „Abgesetzt klingt etwas hart“, bemerkte alsdann wohl der eine oder andere milder Gesinnte, „seines Amtes enthoben“, steht im kaiserlichen Decret — „relevé de ses fonctions.“ — „Einerlei“, war die Antwort, es ist doch vorbei mit der ganzen tollen Wirthschaft; er hat ausdemolirt und -construirt und -alignirt; das Willkürregiment ist zu Ende, endlich zu Ende; grand Dieu, es hat der Stadt Paris über zwei Milliarden gekostet!“ — „Aber sie zu der schönsten von ganz Europa gemacht, mon cher.“ Und in diesem Tone ging es weiter und mit allen möglichen Variationen, nur daß die Anerkennung und das Lob sich zur Mißbilligung und zum Tadel wie Eins zu Hundert verhielten.

So ist denn so ziemlich Alles eingetroffen, wie wir es in unsern früheren Chroniken vorausgesagt, wozu freilich keine sonderliche Devinationsgabe gehörte, aber daß es überhaupt eingetroffen ist, das ist das Große und Bedeutende an der Sache. Der Marquis Posa mit der grünen Brille, den wir dem Leser bereits zwei Mal vorgeführt haben, ist nun wirklich Premierminister geworden und steht am heutigen Sonntag, den 9. Januar, im Audienzsaale des Justizministeriums am Vendôme-Platze, und empfängt die Deputationen von allen hohen Bürgerschaften des Kaiserreiches; in den Vorzimmern wimmelt es von Staatsbeamten, die sich als getreue Planeten eingefunden haben, um der neuen Sonne ihre Huldigungen darzubringen. Man wispert und flüstert halblaut von Nachbar zu Nachbar über hundert und tausend Dinge, die sich sämmtlich, direct oder indirect, auf diese außerordentliche Umwandlung beziehen, und auch hier steht wieder die Entlassung des Seinepräfecten obenan. Ferner spricht man von dem gestrigen Erscheinen der Trias im Senat und von der dadurch hervorgerufenen Sensation, die selbst den Präsidenten, den gewandten, staatsklugen, ach, aber auch so gut wie abgedankten Rouher, einigermaßen aus der Fassung brachten. Die drei neuen Minister waren indeß nur gekommen, um der Versammlung anzuzeigen, daß sie auf die bereits eingegangenen Interpellationen antworten würden, denn, o Wunder! sogar die Senatoren rühren sich und wollen wissen, wie sie mit dem neuen Cabinet daran sind. Die gewaltige Bewegung gleicht einer Lawine, die Alles mit sich fortreißt. Emile Ollivier, der Mann des Tages, stand in der Mitte am Ministertische, ihm zur Rechten Daru und links Buffet. Die beiden Letzteren hatten ihre Ministeruniform angelegt, Ollivier hingegen war im schlichten schwarzen Frack erschienen, ohne irgend ein Abzeichen, denn er trägt keinen Orden, aus dem einfachen Grunde, weil er keinen besitzt, d. h. niemals einen

angenommen hat. Aus Eitelkeit, behaupten Manche, nur aus Eitelkeit anderer Art. Dem sei, wie ihm wolle, der Contrast dieses simplen Bürgermannes mit den vielen Goldstickereien, Epauletten und Ordenssternen war sehr frappant und verfehlte seine Wirkung nicht. Und nun gar die Sprache dieser neuen Excellenzen, die sich übrigens, nebenbei bemerkt, diesen Titel verbitten. „Appelez-moi tout simplement Monsieur le Ministre", soll Emile Ollivier am Tage seiner Installation zu dem gegenwärtigen Personal gesagt haben, und die anderen Collegen folgen diesem Beispiel. „Wir sind ehrliche Leute", begann Daru seine Rede, „die das Beste des Landes wollen und die halten werden, was sie versprochen haben."

Der Kaiser sieht der gewaltigen Strömung zu und bedauert vielleicht nur, nicht zehn Jahre jünger zu sein, oder auch, nicht bereits vor zehn Jahren den heutigen Schritt gethan zu haben. Jetzt nimmt die Logik der neuen Ordnung der Dinge unaufhaltsam und unerbittlich ihren Lauf; mit dem persönlichen Regiment ist es vorbei, unwiederbringlich vorbei und die Consequenzen dieser Aenderung greifen wie Glieder Einer Kette folgerichtig in einander. Wohl der kühnste und entscheidendste Schlag war in dieser Beziehung die Entfernung Haußmann's, dieses Grundpfeilers der gesammten kaiserlichen Politik, wenigstens für Paris selbst. Doch der Seinepräfect machte gar keine Anstalt zu gehen, zumal er der langjährigen Freundschaft des Kaisers gewiß war. „Man mag mich absetzen", sagte er nicht ohne Stolz, „aber meine Entlassung gebe ich nicht." Da geschah denn das Erstere, denn Ollivier drängte, und ein constitutioneller Monarch, wie Napoleon III. ja jetzt (nur leider sehr spät) geworden ist, muß seine persönlichen Wünsche der Gesammtwohlfahrt unterordnen. Alles Ausdrücke und Redensarten, an die man hier zu Lande seit bald zwei Decennien gar nicht mehr gewöhnt ist; die völlig verkehrte Welt! So erschien denn das Decret, und der Stadtkaiser hatte zu regieren aufgehört. Dasselbe Decret bezeichnete als Nachfolger Haußmann's den bisherigen Präfecten des Rhone-Departements Chevreau, einen Günstling der Kaiserin, der indeß unter ganz anderen Auspicien sein Amt antritt, wie einst sein Vorgänger im Jahre 1853; trotzdem und obgleich er im Grunde gar nicht mehr Präfect war, ließ es sich der Baron Haußmann nicht nehmen, dem neuen Minister des Innern, Chevandier de Valdrome, der am Morgen das Decret gegengezeichnet hatte, noch zum Abschied die ganze Municipalität, die Stadträthe, die Divisionschefs mit ihren Secretairen und die zwanzig Maires von Paris vorzustellen. Kein Minister hätte eine solche brillante Präsentation zu Wege gebracht. In fünfundzwanzig Galacarossen mit zahlreicher Dienerschaft bewegte sich der Zug vom Stadthause nach dem Hôtel des Ministers. Im ersten Wagen saß der Baron in großer Uniform, über den Schultern den Grandcordon der Ehrenlegion und auf der Brust eine ganze Musterkarte von Ordenssternen; denn er hatte im Laufe seiner siebzehnjährigen Verwaltung fast alle bedeutenden Monarchen der Welt in den prächtigen Sälen des Hôtel de Ville empfangen, deren jeder ihm einen Beweis seiner Erkenntlichkeit und Freundschaft zurückgelassen. Als diese Wagenprocession durch die Rue de Rivoli ging, riefen die Gamins, die stets ein Bonmot bei der Hand haben: „Voilà les funérailles de Haussmann!" Aber jener Leichenzug glich einem Triumphzuge. Hatte doch der Mann, der im ersten Wagen saß, alle Straßen und Boulevards, durch die er jetzt fuhr, um sein Amt niederzulegen, selbst geschaffen und gebaut! Mit der Präsentation an sich überschritt der Baron allerdings seine Befugnisse, denn sie wäre Sache seines Nachfol-

gers gewesen; aber seine Befugnisse hatte er streng genommen ja siebzehn Jahre lang überschritten, er konnte es also getrost noch den letzten Tag thun.

Alsdann empfing er bei sich im Hôtel de Ville, wo der Empfangssaal den pomphaften Namen salle du trône führt, die Abschiedsbesuche. Schon bei dieser Gelegenheit, also kaum achtundvierzig Stunden nach seiner Revocation (um doch nicht das häßliche Wort „Absetzung" zu gebrauchen) zeigte sich ein seltsamer Umschlag zu seinen Gunsten. Haußmann hatte im Grunde nur wenig Freunde gehabt; sein herrisches, autokratisches Wesen hatte wohl die meiste Schuld daran getragen und durch seine meilenlangen, schnurgraden Boulevards hatte er in jedem Stadttheil viele tausend Privatinteressen verletzt; von der Mittelclasse, der sogenannten kleinen Burgeoisie, gar nicht zu reden, die ihren Präfecten, der alljährlich neue Mittel und Wege erfand, dem städtischen Fiscus auf Kosten der Steuerpflichtigen neue Einnahmen zu verschaffen, aus vollem Herzen verabscheute. Trotzdem füllten sich noch einmal die Säle des Stadthauses, um dem scheidenden Herrn ein letztes Lebewohl zu sagen; viele mochten auch wohl aus Schadenfreude gekommen sein, um sich an dem Gesicht des Gestürzten zu weiden. Diese hatten sich aber gewaltig verrechnet, denn der Baron empfing sie mit der freundlichsten Miene von der Welt und sprach unbefangen über seinen Rücktritt als eine natürliche Folge der neuen Ordnung der Dinge. Gegen Abend kam noch ein besonderer Besuch, ein Genosse der früheren glänzenden Tage und nun auch eine gefallene Größe, obwol er damals bei den ersten Schwankungen des Barometerstandes nicht den Muth gehabt, es wie der Präfect zu machen, d. h. sich gänzlich zurückzuziehen — Rouher, der, zur Zeit noch Senatspräsident (aber wer weiß, auf wie lange), ebenfalls eine politische Null geworden ist. Der Vicekaiser und der Stadtkaiser! Beide vor kaum einem Jahre noch die unumschränkten Herren, der Eine von Paris, der Andere gar von ganz Frankreich und jetzt „ganz gewöhnliche Leute wie Unsereiner", sagt der Charivari.

Die Freundschaft des Kaisers begleitet übrigens den Baron Haußmann in's Privatleben; Napoleon soll beim Abschied geweint haben, nachdem er ihm, als einen letzten Beweis seiner Gnade, den Titel eines Duc de Paris angeboten. Haußmann hatte den Tact, diese eigenthümliche Auszeichnung abzulehnen, indem er die Besorgniß vorschützte, durch Annahme dieses Titels dem Grafen von Paris zu nahe zu treten. Als aber Tags darauf Jules Favre im Corps legislatif den Antrag stellte, den Expräfecten in Anklagezustand zu versetzen, hat dieser sofort ein Mitglied der Rechten gebeten, doch ja dafür zu sorgen, daß dieser Antrag unterstützt werde.

Vielleicht eröffnet sich dem Baron auch bald ein neuer großartiger Wirkungskreis, wo er sein bedeutendes Organisations- und Administrationstalent (Demolitionstalent klänge eigentlich richtiger) in umfassendster Weise entwickeln kann: der Posten eines Generalgouverneurs in Algerien, das nach wie vor, Dank der reinmilitairischen Verwaltung, gewaltig im Argen liegt. Vor der Hand geht er auf seine schöne Villa Montboron bei Nizza, um sich in dem milden Klima des Südens, an den Ufern des Mittelmeeres, unter Oleandern und Orangenbäumen von seinen Strapazen auszuruhen und von einstiger Größe zu träumen.

---

# Im Rauchzimmer.

Die Väter unserer Stadt haben in einer wichtigen Angelegenheit zu Rathe gesessen. Der Magistrat in einer tanzlustigen Laune hatte beantragt, in den Festräumen unseres Rathhauses Subscriptionsbälle zu veranstalten, und die Stadtverordneten haben den Antrag gewogen, ihn zu leicht befunden und verworfen. Ich für meine Person bin kein Tänzer. Wenn andere meiner Collegen bei jenen ominösen Einladungen, die auf „Thee und Abendbrod" lauten und mit einem „Tänzchen" im Hinterhalt lauern, fröhlich den Reigen führen: so mache ich regelmäßig von der Erlaubniß des Hausherrn Gebrauch, nehme mir eine Cigarre und ziehe mich, meiner Gewohnheit folgend, in das äußerste Zimmer zurück, um zu rauchen. Ich bin daher in diesem Streite nicht Partei; muß mich jedoch, meiner innersten Ueberzeugung nach, auf die Seite hochlöblichen Magistrates stellen. Für wohlthätige Zwecke tanzen — welch' ein neuer, welch' ein genialer Gedanke! Sich in Walzern und Mazurken wiegen, um ein Bürger-Hospital zu gründen — wie groß und erhaben! Der Magistrat, der bisher immer nur zweifelhafte Freuden für uns in petto hatte und dessen Ueberraschungen Jahr ein Jahr aus nur darin bestanden, alte Steuern zu erhöhen und neue zu verhängen, — er will uns zu Balle laden! Das Standbild Schiller's hat immer noch keine bleibende Stätte gefunden, und der Sturm vom 11. December hätte den Dichter in der Bretterhütte, die er dermalen bewohnt, fast erschlagen; aber der Magistrat läßt die Fanfaren erschallen und ruft uns zum Feste! Da kommen die prosaischen Stadtverordneten und machen all' diesen poetischen und menschenfreundlichen Plänen mit ihrem quod non ein Ende. Der Referent bemerkte, daß es nicht an officiellen Gelegenheiten fehlen werde, die Säle des Rathhauses zu gastlichen Zwecken zu öffnen, z. B. für die Versammlung der Naturforscher, der statistischen Vereine 2c. Als ob es darauf ankäme! Berlin ist keine gastliche Stadt und ich sehe keinen Grund, daß es sich in dieser Beziehung ändere. Berlin hat von jeher Namen und Ruf dafür gehabt, sich um die Fremden, die „in seinen Mauern" tagten, so wenig als möglich zu bekümmern; und wenn Gerlach verlangt, daß Preußen trotz alledem Preußen bleibe, warum sollte der Magistrat nicht verlangen, daß Berlin Berlin bleibe, selbst nachdem die Mauern gefallen? Im Wonnemond 1868 waren hier die Journalisten versammelt; aber ich glaube, der Einzige, welcher Notiz von ihrem Dasein nahm, war Herr Cerf der ihnen (oder auch vielleicht nur Einigen von ihnen) Entréebillets zu einer Vorstellung bewilligte. Dieselbe Vergünstigung ward den Landwirthen zu Theil. Allein da man den Director des Victoriatheaters nicht geradezu als den officiellen Vertreter der Stadt Berlin betrachten darf, so muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß Berlin sich nicht rührte. Dann kam der Frauen-Congreß; aber nicht einmal die Galanterie machte Eindruck auf das Herz unserer patres conscripti. Das nenn' ich Charakter und auf seinen Charakter muß man halten! Was kann es mich auch weiter rühren, daß man es in Wien anders

macht! Kommt mir nur ja nicht mit Wien! 's ist eine leichtsinnige Stadt, ein wahres Babel mit all' seinen Kaffeehäusern, mit all' seiner Gemüthlichkeit und all seinen Sensationszeitungen! Herr, Du meiner Seele, war das ein Lärm, als die Journalisten dort versammelt waren! Alles couleur de rose, Fahrten über den Semmering, Bauquette, Toaste — Minister rechts, Minister links und der Reichskanzler, ich weiß nicht mit welchem Redacteur Arm in Arm! Deputationen der Bürger, um sie zu begrüßen und Comités der Stadt, um sie zu bewirthen. Nein, bei Gott — wir thun nicht desgleichen. Wir bezahlen unsere Rechnungen und lassen Andere die ihren bezahlen. Wir stürzen uns nicht in Unkosten und wenn wir ein Bürgerhospital bauen wollen, so lassen wir die Bürger tanzen. Aus all' diesen Gründen und Erwägungen thut es mir in der Seele weh, daß der Magistrat mit seinem Antrag nicht durchgedrungen ist. Ich für meinen Theil verliere nicht viel dabei; doch es ist die Schönheit und Gerechtigkeit der Sache, die ich beklage. Was! — den Tanz für eine Entweihung des neuen Rathhauses zu halten? Tanzt man nicht im Hôtel de Ville zu Paris; hat nicht Haußmann dort seine glänzendsten Bälle gegeben? Freilich, Haußmann ist gestürzt. Aber das paßt doch bei Leibe nicht auf unsern Magistrat; der steht fest. Da ich daher nicht das Vergnügen haben kann, meine Mitbürger in den Sälen des Rathhauses tanzen zu sehen, so fordere ich sie auf, mit mir in den Kellern desselben einen stillen Trunk zu thun und einen Salamander zu reiben auf den Magistrat von Berlin und seine nicht zu Stande gekommenen Subscriptionsbälle!

---

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Gez. von R. Püttner. Gest. von Th. John.

Waldmühle.

# Der Salon.

## Herodias.

Eine Spukgeschichte von **Karl Frenzel.**

### I.

. . . Wie es gekommen weiß ich nicht mehr, aber nachdem unsere Unterhaltung sich lange und ein wenig eintönig um alle möglichen Tagesereignisse gedreht, war sie plötzlich bei Gespenstergeschichten, Ahnungen, kurz bei jenem Unerklärlichen stehen geblieben, das man die Nachtseiten der Seele genannt hat. Ich für mein Theil bin in dieser Hinsicht ein geborener Zweifler; nicht, weil der Zweifel der Anfang aller Philosophie ist, sondern aus einer gewissen Denkfaulheit, die sich nicht gern um unlösbare Räthsel bemühen mag. Giebt es eine Unsterblichkeit, giebt es keine? Ist ein Gott? Oder ist kein Gott? Kommen aus dem Jenseits Schatten, Geister, magnetische Strömungen zu uns? „Sterben . . schlafen . . vielleicht auch träumen!" Jeder kennt Hamlet's Monolog auswendig und weiß auch, wenn das Gespräch einmal zwischen Himmel und Erde schwebt, welch' eigenthümliche, fast mystische Färbung Alles um uns her annimmt, wie merkwürdig die Stimme des Erzählers klingt, wie gespannt, in feierlichem Schweigen wir ihm lauschen . .

Es war in einem Weinkeller des alten Berlin, um die neunte Abendstunde. Des alten Berlin, das in jenem Bezirk von der Langen Brücke bis zu dem weiten, die Königsstraße abschließenden Alexanderplatz doch mehr des Merkwürdigen, Wunderlichen und Alterthümlichen birgt, als die landläufige Meinung zugeben will. Gerade gegenüber der Nikolaikirche erhebt sich das stattliche Haus, in dessen geräumigem, behaglich eingerichteten Keller wir, warum es verrathen? bei der wie vielten Flasche saßen. Oefters umgebaut, mit neuen Stockwerken und modernen Verzierungen versehen, hat das Haus für Keinen, der daran vorübergeht, die geringste Auffälligkeit, es könnte eben so gut auf der Ringstraße zu Wien oder auf einem der neuen Boulevards in Paris stehen. Und auch der Weinkeller bot in seiner Nüchternheit so gar keine Veranlassung zu dem seltsamen Flug unserer Gedanken. Wird man je das Gesetz für die eigenwillige Bewegung unseres Gehirns finden? Ich entsinne mich noch, wir waren unserer fünf und wir saßen um einen mäßig großen Tisch von Eichenholz, auf schweren, aus Eichenholz gefertigten Stühlen. Dicht über uns brannte die Gasflamme in einer mattgeschliffenen weißen Glaskugel. Ueber die Vierzig hinaus war ich der Aelteste und Adolf mit seinen fünfundzwanzig Jahren der Jüngste der Gesellschaft. Außer uns saß nur noch ein Gast in dieser Abtheilung des Raumes, die Füße über einander geschlagen, in sich gekehrt, vor einer Flasche Champagner. Er schien Jemand zu erwarten, denn er zog wiederholt die Uhr und schüttelte verdrießlich den Kopf, sei es nun, daß

ihm die Minuten zu langsam gingen oder der Erwartete über Gebühr ausblieb. Uebrigens ein anziehender Mann, von hoher, kräftiger Gestalt, mit einem stark ausgebildeten, an römische Kaiserbilder erinnernden Haupt; noch dunkle Haare, hier und dort von einem grauen Schimmer überflogen, umrahmten leicht gelockt ein regelmäßiges Gesicht mit dunklen Augen, vollen, aber festgeschlossenen Lippen, einer römischen Nase und einer hohen Stirn, über die eine breite Narbe lief. Trotz der Leichtigkeit und Anmuth, mit denen er den schwarzen, schlichten Rock trug, war ihm das Soldatische anzusehen . . ein höherer Officier ohne Zweifel, er mochte in meinem Alter sein, und ein Fremder; er hatte Französisch mit dem Kellner gesprochen, in einem Accent, an dem Adolf den Russen erkennen wollte. Indeß, gleichviel, welcher Nation und welchem Stande er angehörte: eine Erscheinung, die ihren Eindruck zu machen nicht verfehlte und auch uns eine Weile beschäftigt hatte, bis die Gespenstergeschichten unsere Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahmen.

Der Arzt, der auf den böhmischen Schlachtfeldern alle Schrecken des Diesseits in ihrer Erbarmungslosigkeit kennen gelernt, hielt nicht viel von den Schauern und Gestalten des Jenseits; aber das psychologische Problem, das allen auf einer wahren Erregung beruhenden Gespenstergeschichten zu Grunde liegt, zog ihn an und aufmerksamen Ohrs lauschte er der Erzählung, die eben einer aus unserer Tafelrunde zum Besten gab. Adolf wollte sich darüber, wie man so sagt, todtlachen und fand es unbegreiflich, daß ein Verständiger solche Dinge ernsthaft nehmen könnte.

„So sei doch still, junger Naseweis", rief ich ihm zu, „sonst spielen Dir am Ende die Gespenster einen bösen Streich. Wir sind auf einer classischen Stätte: vor dreißig Jahren noch war dies eins der berüchtigtsten Spukhäuser in Berlin."

Das Erstaunen war groß „Wahrhaftig?" „Du weißt etwas davon?" „So erzähle doch!" So durcheinander die Freunde.

„Ich habe meine erste Jugend hier zugebracht, meine Eltern hatten im ersten Stockwerk eine Speisewirthschaft . ."

„Du hast wol selbst Bekanntschaft mit den Gespenstern gemacht?" neckte Adolf.

„Wenigstens bin ich ein Sonntagskind."

In diesem Augenblick rückte der Fremde seinen Stuhl, so eigenthümlich, daß wir Alle auffahen. In unserer Stimmung hatte das Geräusch einen Klang . . wunderlich, seltsam . .

Es war eine Thorheit. Der Fremde war aufgestanden und hatte sich unserm Tisch genähert. „Wenn die Herren gestatten", sagte er mit einer wohlklingenden, tiefen Stimme, in unserer Sprache, „so höre ich Ihnen schweigend zu; ich bin ein Freund von solchen Geschichten und Gesprächen."

Ich verwünschte im Stillen meine Voreiligkeit. Aber was thun? Zurück konnte ich nicht mehr und andererseits, was ich zu erzählen wußte, war harmlos und berührte Keinen. Die Leute, die in meiner

Jugend dies Haus bewohnt, waren entweder gestorben oder hatten es längst verlassen, es war in einen andern Besitz übergegangen und umgebaut worden. Ich durfte hoffen mit einer historischen Notiz davonzukommen.

„Wie die anstoßenden Gebäude soll auch dies Haus", begann ich, „im Mittelalter den Franziskanern gehört und einen Theil ihres Klosters gebildet haben. Das Grundstück reicht von der Poststraße bis zu dem Spreearm, der jetzt die Mühlen treibt und unweit von hier von der Kurfürstenbrücke überspannt wird. Was in der Reformation aus dem Hause geworden, welche Schicksale es unter den Königen erlitten, fragt mich nicht: genug, zu meiner Zeit stand es genau an dem Platz wie heute, nur sah es weniger vornehm und etwas verdrießlicher aus. Ihm gegenüber vor der Kirche standen damals noch eine Reihe Schlächterscharren und ärmlicher kleiner Häuschen. Jetzt ist hier Alles freier, breiter, luftiger gemacht worden. In dem Hause wohnte ein reicher Weinhändler, wie heute: derselbe lange, düstere, mit Fliesen gepflasterte Flur, in dem die Schritte wiederhallten, zog sich zu dem schmalen, von zwei Seitengebäuden eingefaßten Hof, der mit einem zu Remisen und Ställen benutzten halbverfallenen Gebäude abschloß. An der Stelle dieses letztern ist jetzt ein prächtiges Haus, mit der Front nach der Spree, aufgeführt.

„Vor vierzig Jahren hatte Berlin noch den ausgesprochenen Charakter einer behaglichen Mittelstadt; Alles war beschränkter, aber auch lauschiger; die Menschen bewahrten den alten Ueberlieferungen eine größere Theilnahme und Treue, sie glaubten noch; der spöttische, Alles abweisende Ton hatte den Bürgerstand noch nicht erreicht und seine beinahe kleinstädtische Harmlosigkeit vergiftet. Man lebte langsamer mit Wenigem, ruhiger — ich möchte sagen: innerlicher. Die Spukgeschichten dieses Hauses gingen in der Nachbarschaft von Mund zu Mund; man rieth den Eltern ab, hier Wohnung zu nehmen, aber der Vater lachte darüber und die Rücksicht auf die Wirthschaft, die in dieser volk- und geschäftsreichen Gegend einen neuen Aufschwung zu nehmen versprach, überwog alle etwaigen Bedenken. Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht, indessen auch die Geisterseher oder besser die Geisterseherinnen behielten Recht. Alle Mägde unseres Hauses waren von dem Dasein eines feurigen Hundes in den Kellern, der mit Ketten rasselnd aus der untern Welt zuweilen einen Spaziergang in die obere wage, überzeugt; unsichtbare Hände öffneten und schlossen die Thüren; Gestalten in langen unheimlich nachschleppenden Gewändern schlichen in den Corridoren umher, graue Mönche und nackte Jungfrauen erschienen plötzlich um Mitternacht und lachten dämonisch oder stöhnten herzzerreißend. Von der Sacristei der Kirche sollte vor Zeiten bis zum Wasser unter der Straße hinweg ein unterirdischer Gang gelaufen sein; die mächtigen gewölbten Keller des Hauses wären Theile dieses Ganges; es gäbe in ihnen eine kleine eiserne Thür, die kein Schlosser öffnen könne, welche in den letzten, schmalsten Theil des Ganges nach dem Wasser zu führe;

dieser Raum sei ganz mit menschlichen Gebeinen angefüllt, den Ueberresten der Opfer, welche die Mönche getödtet: kurz, alle grauslichen Ritter- Räuber- und Gespenstergeschichten lebten sich hier noch einmal aus. Das im Innern winklige Haus, die langen Flure, die knarrenden Treppen, ein gewisses Halbdunkel, das mit Ausnahme der vorderen Gemächer in allen Räumen herrschte, die Zugluft, die vom Wasser her in stürmischen Herbstnächten sich überall empfindlich geltend machte, ein beständiges Knarren, Rütteln, Zittern, Pfeifen: das Alles mochte beitragen, den Wahngebilden einer erhitzten Phantasie einen Schein von Wahrheit zu leihen. Dennoch waren im Verlauf eines Jahres die Geistererscheinungen noch nicht zu einer bestimmten Verdichtung gelangt; der Hund war da und seine Kette rasselte, der graue Mönch huschte hin und her: aber von Angesicht zu Angesicht hatte Keiner den einen oder den andern gesehen. Das Unheimliche, das auf und nieder schwebte, hatte noch keine feste Gestalt gewonnen. Da raunen sich plötzlich die Mägde eine haarsträubende Geschichte zu; erst leise, dann lauter, mit jedem Tage wird die Zahl der Ungläubigen kleiner, der Spuk ist leibhaftig geworden. Vergebens versucht die Mutter mit aufklärendem Wort die Unruhigen zu besänftigen, die Furchtsamen zu ermuthigen, vergebens schilt der Vater: die Leute bleiben bei ihrer Behauptung."

„Was war denn geschehen?" fragte Adolf dazwischen. „Hatte der graue Mönch einen Angriff auf Eure Köchin gewagt?"

„Höre nur ruhig zu; wer weiß, ob Du zuletzt lachen wirst! Das Billardzimmer unserer Wirthschaft war ein langer, von der Vorderfront des Hauses bis zum Hofe sich erstreckender Saal und da es nur durch ein hohes Fenster erhellt war, mußte in den Wintermonaten fortwährend das Gas darin brennen. Hier wurden die Flammen zuerst angezündet, hier zuletzt gelöscht. Mit dem Zudrehen des Hahns in diesem Zimmer endete die Tagesarbeit der Dienerschaft. Wenn man aber in der Mitternachtsstunde diesen Hahn zudrehte, oder in der Morgendämmerung ihn aufdrehte, ruhte die Hand nicht auf Metall, sondern . ."

„Nun?" rief der Fremde, da ich eine theatralische Kunstpause machte.

„Auf einem blutenden abgeschlagenen Menschenkopf."

„Ah!" Er lehnte sich wieder wie enttäuscht in seinen Stuhl zurück.

„Die Geschichte ist, so in heiterer Gesellschaft erzählt, zu lächerlich, um grausig zu sein. Damals jedoch, mit Schreien und Weinen, mit starren Augen und bleichen Gesichtern verkündigt, übte sie eine andere Wirkung auf Alle, die sie vernahmen. Es war ein kleiner, verwachsener Kellner, der zuerst die schreckliche Entdeckung gemacht. Das Stubenmädchen bestätigte sie; endlich der Reihe nach fast die ganze Dienerschaft. Hatte sich das blutende Haupt einige Tage lang nicht auf dem Hahn der Gasleitung gezeigt, so konnte man sicher sein, daß es nach Mitternacht über der Thür zur Küche erscheinen würde. Eines Nachts wurde der Vater durch das wilde Gebell unseres Hundes, der unter dem Heerde schlief, und das Gekreisch der Mägde aufgestört. Sie sind häuslicher Geschäfte wegen aufgeblieben, nichts im Hause hat sich geregt, als die

Uhr Zwölf schlägt und der Hund aus tiefem Schlaf, wie toll geworden, emporfährt und bellend an der Thür hinaufspringt. Laut schreiend blicken die Mädchen auf — da ist das blutige Haupt. Ich brauche nicht zu sagen, daß es verschwunden war, als der Vater kam."

„Und giebt es keine psychologische Lösung des Spuks?" unterbrach mich der Arzt.

„Doch, freilich nur eine ungenügende. Und um so ungenügender, weil ich dies Alles nur nach den Erzählungen meiner Mutter aus späterer Zeit berichte und nicht als Augenzeuge. Zunächst lassen Sie mich aber noch erzählen, wie ich selbst mit dem Spuk in Berührung kam. Ein Beispiel, daß sich der Aberglaube wie eine ansteckende Krankheit verbreitet. Ich war damals vier Jahre alt und verstand von alledem, was um mich her geraunt und gezischelt wurde, wenig oder nichts. Mir Gespenstergeschichten zu erzählen, hatten die Eltern streng verboten und verstanden hierin keinen Spaß. Das aber konnte sich selbst der Beobachtung eines Kindes nicht entziehen, daß etwas Gruseliges im Hause vorgehe. Eines Tages waren die Eltern auf einen Ball gegangen und ich in der Obhut einer alten gutmüthigen und leichtgläubigen Dienerin geblieben. Diese günstige Gelegenheit sollte benutzt werden, um über das Gespenst zur Klarheit zu kommen. Ich bin — ich sagt' es euch schon — an einem Sonntag geboren, folglich, schlossen die Mädchen, stand ich dem Geisterreiche um einige Schritte näher; sah ich das blutige Haupt, so war es ein ehrliches Gespenst, wo nicht, war Alles eine Täuschung. Die Pflichtvergessenen halten mich wach, um zwölf Uhr führen sie mich in das dunkle Billardzimmer, ich schreie, aber es hilft nichts, sie heben mich empor und legen meine Hand auf den Hahn. Ich schreie, aus Leibeskräften, ich zapple, ich weine .. „Was ist Dir?" fragen sie. „Meine Hand ist naß" schreie ich unter Thränen, „meine Hand ist naß!" Das Entsetzen können Sie sich ausmalen; meine Finger hatten sich mit den Blutstropfen benetzt; wenn sich nachher bei Licht besehen keine Spur davon zeigte, so wußte die alte Köchin diese Schwierigkeit leicht zu heben: Geisterblut, sagte sie, ist wie Teufelsgold, es bleibt nichts davon. Doch genug der Thorheit. Die Erklärung! Unser Hausarzt erfährt von dem Spuk, er läßt sich in das Billardzimmer führen. Sein erster Blick fällt auf ein Bild an der Wand, er bemerkt, daß es sich gegenüber in einem großen Spiegel widerspiegelt; auf seinen Wunsch werden die Vorhänge des Fensters geschlossen und in dem halbdunklen Raum nur eine einzige Gasflamme angezündet: in dieser Beleuchtung soll das Spiegelbild in der That etwas Dämonisches gehabt haben."

„Und was stellte das Bild dar?" fragten die Freunde.

„Eine Herodias mit dem Kopf des Johannes auf der Schüssel."

„Herodias!" Der Fremde war aufgesprungen. Nachher wollte Adolf behaupten, seine Augen wären so starr gewesen, wie die eines Todten; mir schien sein Ausruf und sein Erstaunen gar keiner tiefsinnigen Erklärung zu bedürfen.

„Sie wundern sich, wie ein solches Bild als Wandschmuck in einen

Billardsaal kommt? Ein junger talentvoller Maler, der aber fortwährend in Schulden steckte, hatte es als Bezahlung einer hochangelaufenen Zeche meinem Vater zurückgelassen; mit vielen unserer Stammgäste war er befreundet gewesen und das Gemälde war so ihm zur Ehre und zur Erinnerung an ihn aufgehängt worden. Uebrigens war es kein Original, sondern nur eine wohlgelungene Copie der Herodias von Dolce, die in dem Dresdener Museum . ."

„Die Herodias von Dolce!" unterbrach mich der Fremde abermals.

In diesem Augenblick schlug die Uhr der Nicolaikirche die zehnte Stunde und in der stillen Straße ward das rasche Rollen eines Wagens vernehmlich. Die Glocke hatte noch nicht ausgeschlagen, so hielt der Wagen vor dem Hause. Der Fremde war in sichtlicher Bewegung. „Da kommt Herodias", lachte Adolf, der keinen Blick von ihm verwandt hatte, übermüthig und eilte leichten Schritts die Stufen der Kellertreppe hinauf. Ein unwillkürlicher Drang, ohne daß ich mir des festen Willens bewußt wurde, trieb mich ihm nach. Doch kam ich zu spät, eine Thorheit zu verhindern: er hatte die Thür des Wagens geöffnet, eine Dame stieg aus, blieb aber verwundert stehen, als sie in dem Herrn, der ihr aus dem Wagen geholfen, nicht Den erkannte, den sie wol erwartet hatte. Da fiel ihr Auge auf mich, der Schein einer Gaslaterne beleuchtete mein Gesicht.

„Sie sind es, Herr Doctor", rief sie lachend und schlug den langen schwarzen Schleier ihres Huts zurück. „Das wußt' ich nicht, daß die Kritiker so galant sind."

Es war Fräulein Cölestine, die erste Tänzerin unseres Ballets: ein reizendes zierliches Geschöpf voll Anmuth und Kraft, goldhaarig, mit verführerischen Nixenaugen . . Was die tugendhaft sich stellende Welt ihr nachsagte, gehört nicht hierher.

„Nun, geben Sie mir Ihren Arm nicht?" fuhr sie fort und richtete einen ihrer strahlendsten Blicke auf Adolf, der ganz verstummt, in ihren Anblick versunken dastand.

„Mein Freund Adolf!" stellte ich vor.

„Begleiten mich die Herren freundlich bis zu meiner Thür", plauderte sie weiter, „es ist so schaurig und dunkel in diesem endlosen Flur. Der Wirth spart das Gas; ich wohne in dem Flügel nach der Burgstraße, aber ich muß seit einer Woche den Umweg durch das ganze Haus machen, weil die Straße gepflastert wird. Es war heut' lustig im Theater, Doctor. Der Vesuv spie zum Entzücken Feuer und das Publicum war hingerissen. Sie lachen? Wollen Sie sagen, daß ich eitel bin? Auge in Auge; Verräther, bin ich nicht die beste Stumme von Portici?"

„Sie würden noch unwiderstehlicher sein, wenn Sie reden dürften!"

„So sind die Recensenten!" seufzte sie mit komischem Pathos. „Selbst ihre Schmeicheleien sind Bosheiten!"

Im harmlosen Geplauder schritten wir den mit Fliesen belegten Flur entlang. Wie in meiner Jugend standen an der einen Wand

mächtige Weinfässer aufgereiht, auf der andern Seite stieg die Treppe dunkel empor. Es herrschte jenes Zwielicht, in dem alle Gegenstände formlos, grau, wie in einem Nebel schwimmend erscheinen. Wie aus weiter Entfernung schimmerte ein Licht in den Gang, es kam von dem hell erleuchteten Treppenhause des Gebäudes her, das den Hof abschloß. Unter uns in den Kellern ward gehämmert.

„Ist es nicht“, fragte Cölestine, „als gingen wir durch eine Schlucht der Unterwelt zu dem Zauberpalast Lucifer's?“

„Welche Vorstellung!“

„Lieber Doctor, wenn man, wie ich, geraden Weges aus dem Vesuv kommt, hat man den Teufel im Leibe.“

Und dabei warf sie den Kopf so eigenthümlich bacchantisch zurück .. armer Adolf, du schautest wie ein Verzückter auf die Hexe!

Nun waren wir an der Schwelle des hellen Hauses. „Gerettet!“ scherzte sie. „Den schönsten Dank meine Herren!“ — „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht! Darf ich hoffen: auf Wiedersehen?“ Dies Wiedersehen, kokett zwischen Adolf und mir getheilt, war ihr letztes Wort, noch eine zierliche Verneigung, ein Lächeln — dann war sie hinter der Thür verschwunden.

Wir traten schweigend den Rückweg an. In dem Flur, der jetzt für uns, da wir das Licht hinter uns hatten, noch dunkler war, stieß ich mit dem Arm gegen eine Gestalt, die dort regungslos stand.

„Pardon“, sagte eine tiefe Stimme.

Es war der Fremde.

„Was will der?“ fragte Adolf, als wir das Portal erreicht hatten, mich schüttelnd, mit einer vor Erregung zitternden Stimme.

Diese Frage kam mir doch verzweifelt naiv vor. „Du bist ein Narr“, entgegnete ich. „Was ein russischer Edelmann um diese Stunde bei einer Tänzerin will! Er hat sie bei einer Flasche Champagner erwartet . .“

„Und die Geschichte von Herodias?“

Ich faßte seinen Arm und wir stiegen wieder zu den Freunden hinab. So wie ein Fastnachtsscherz fing diese seltsame Geschichte an.

## II.

„Sie ist ein Engel! Titania im Mondschein tanzend! Tausendmal schöner als die Nymphen des Horaz! Ein anbetungswürdiges Mädchen!“ Und so weiter in der Sprache der Verliebten und der lyrischen Dichter. Damit kam Adolf einige Tage später zu mir in das Zimmer gestürzt. Er hatte Cölestinen's „Auf Wiedersehen!“ für eine Einladung genommen und war zu ihr gegangen. Ihr wißt ja, was Schiller allgültig sagt: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“ Das Herz, das er in dem Flur des Gespensterhauses schon halb an sie verloren hatte, war bei diesem Besuche ihr ganz unterthänig geworden. Was sie gesprochen, war geistvoll, was sie gethan, entzückend gewesen.

Und wie hatte sie erst ausgesehen! Die mediceische Venus war dürftig und häßlich neben ihr. Wie gut, daß uns kein Bild der schönen Helena aufbewahrt geblieben ist, es würde sonst schlecht um den Ruhm ihrer Schönheit stehen . . .

„So viel Tollheit um eine Tänzerin!" schwebte es mir als moralischer Einwand auf der Zunge, als der erste Sturm der Schwärmerei über mich dahingebraust war und er nach einen Zündhölzchen suchte, sich seine Cigarre wieder anzustecken, aber ich schwieg. Ist es nicht gleichgültig, ob ein Heilige oder eine Sünderin diesen schönen Rausch, den wir erste Liebe nennen, entzündet? Es lag wie Morgensonnenschein des Glücks auf Adolf's Stirn, er fühlte sich gehoben und beneidete keinen Alexander um die Eroberung der Welt. Vielleicht hätte der ältere Freund bei alledem nicht den jüngeren sich kopfüber in das Meer der Leidenschaft stürzen lassen sollen, wäre es nur nicht so undankbar, Liebende zu warnen! Von den geträumten Wundern der Leidenschaft zur Erkenntniß ihrer Nichtigkeit — Keinem bleibt dieser Schritt erspart. Glücklich, wer stirbt, ehe er entzaubert und enttäuscht worden.

Adolf war in der Stimmung, die sich mit einem Aufenthalt in einem Bücherzimmer nicht verträgt, er drängte in's Freie. Arm in Arm schlenderten wir nach dem Thiergarten. Es war ein mildsonniger Nachmittag — ein Tag auf der Grenzscheide zwischen Winter und Frühling. Die Bäume alle noch kahl, phantastisch ihre nackten Zweige und Aeste ausstreckend, aber doch wie von einem Hoffnungsschimmer überflogen, der vom mattblauen Himmel herabwehte; in dem schwarzbraunen Erdreich der Blumenbeete steckten Crocus, Schneeglöckchen und Narzissen ihr Köpfchen schüchtern zum Sonnenlicht empor. In den großen breiten Baumgängen war ein buntes Gewimmel von Menschen, auf der Fahrstraße rollten Wagen, sprengten Reiter hin und her.

Unsere Unterhaltung drehte sich selbstverständlich um die einzig Eine — oder, der Wahrheit angemessener, seine Rede, denn ich kam gar nicht zu Worte.

„Ich langweile Dich", sagte er zuletzt, „allein ich habe Dir doch auch eine Neuigkeit aufgespart."

„Nur nicht die Aufführung eines neuen Ballets."

„Nein, nein! Etwas Anderes, Merkwürdiges, Seltsames! Denke Dir, in Cölestinens Zimmer hängt eine Herodias . ."

„Was?" fuhr ich zusammen. „Eine — Dolce's Herodias?"

„Dieselbe."

„Und Du hast nicht gefragt, wie das Fräulein in den Besitz dieses Gemäldes gekommen ist?"

„Wie sollt' ich! Da hatte ich doch anziehendere Dinge mit ihr zu besprechen!"

„Ja so! Und Du weißt nicht, ob das Bild alt oder neu ist?"

„Als ob ich dafür Augen gehabt! Ich betrachtete das Bild flüchtig und mußte lachen, mir fiel Deine Geschichte ein. Uebrigens hat der Johanneskopf eine Aehnlichkeit — hm, eine Aehnlichkeit . ."

„Lasse doch die Aehnlichkeit, nichts ist trügerischer. Suche lieber zu erfahren, ob dies dasselbe Bild ist, das vor Jahren so viel Lärm und Unruhe im Hause hervorrief."

„Willst Du mich oder Cölestine gruselig machen?" lachte er. „Höre, höre, Du bist am Ende unter die Spiritisten und Geisterklopfer gegangen und bist ein Medium, wie . . . "

„Wie . . ?"

„Wie unser Russe, dessen Antlitz mit dem Haupte des Täufers, wenn Du ihn von der linken Seite anschaust, eine schlagende Aehnlichkeit hat."

„Bist Du toll?" wollte ich fragen, aber er sah mich, ehe ich noch den Mund öffnen konnte, mit einem Blick an, der mich beunruhigte und erschreckte. Freilich, ich mag nicht weniger verdutzt gewesen sein, als er; es war doch, als ob plötzlich eine boshafte Hand einen Strahl eisigen Wassers auf unsere Köpfe ausgegossen hätte. Zum Glück beobachteten uns die Spaziergänger nicht, ein schöneres Schauspiel fesselte ihre Aufmerksamkeit. Von zwei prächtigen Schimmeln gezogen, flog der zierliche mit blauem Atlas ausgeschlagene Wagen Cölestinens dahin: sie hatte so viel zu grüßen, zu nicken und zu lächeln und war nebenbei, was ihr Niemand verargen wird, so sehr mit sich selbst und ihrer Schönheit beschäftigt, daß sie uns, die wir in der Mitte des Weges gingen, gar nicht bemerkte. Anders war es mit dem Reiter, der in einiger Entfernung im mäßigen Trab seines Pferdes ihr folgte. Er erkannte uns gleich mit seinen großen, tiefliegenden Augen und zog mit vollkommener Artigkeit den Hut.

Als wir den Gruß erwiedert hatten, wandte ich mich zu Adolf: „Und in diesem Gesicht willst Du eine Aehnlichkeit mit dem Haupte des Johannes entdecken? Weißt Du, daß es schlimm mit Dir steht, wenn Du die Tänzerin durch einen gleichen Schleier siehst?"

„Ach, was verstehst Du davon", unterbrach er mich ärgerlich; es blieb dahingestellt, ob meine Bemerkung oder der Anblick des Russen ihn verdrossen habe.

Eine Weile schritten wir schweigend dahin.

„Du glaubst", hob er dann wieder an, „daß ich wie ein Gimpel in's Netz laufe! Daß eine Kokette ihr Spiel mit mir treibt!"

„Ich glaube gar nichts, als daß Du verliebt bist und die Dinge dieser Welt von der tragischen Seite nimmst."

„Dieser Russe ist unausstehlich, er verfolgt sie überall . . ."

„Merkwürdig! Ohne ihren Willen?"

„Für Deinen Spott ist nachher noch immer Zeit; erst lasse mich ausreden. Es ist ein Herr von Fehmar, ein Livländer, von altem Adel, und wegen seines Reichthums und seiner guten russischen Gesinnung am Hofe zu Petersburg hoch angesehen."

„Und eine Tänzerin ist ihm dennoch gram? Da muß ein ganz absonderliches Aber dahinter stecken."

„Gewiß, Du wirst es sogleich hören. Er hat Cölestine im ver-

gangenen Frühjahr bei ihrem Gastspiel in Petersburg zum ersten Male gesehen und will sie seitdem bekehren."

„Bekehren? Wozu denn? Gehört er einer russischen Secte an?"

„Er hält den Stand einer Tänzerin für gottlos und möchte sie daraus befreien. Eine Dame aus seiner Verwandtschaft, für die er als heranwachsender Knabe eine schwärmerische Verehrung gehegt, ist nämlich an demselben Tage vor zwanzig Jahren gestorben, an dem Cölestine geboren ward . . ."

„Dann wollen wir fünfundzwanzig Jahre sagen."

„Meinetwegen dreißig!" rief er ungeduldig. „Fehmar leidet nun an der fixen Idee: die Seele seiner Verwandten sei in Cölestinen wiedergeboren, er habe die Pflicht, sie aus der Verderbniß und Unsittlichkeit des Theaters zu retten. Wie ihren Schatten schleppt sie ihn mit sich herum und kann ihn nicht abschütteln. Wenn Du sie näher kennen würdest, wenn Du es in Deiner satirischen Laune für werth hieltest, ein solches Herz kennen zu lernen — ach! sie ist sehr unglücklich!"

Bedenklich und verstimmt schüttelte ich den Kopf und rüstete mich im Geist zu einer langen Rede, in der ich dem Freunde all' das Widersinnige seiner Erzählung aufdecken und ihm den Fischschwanz seiner Melusine zeigen wollte. Allein das Geschick hatte es anders beschlossen. Wir trafen auf Bekannte, die sich uns anschlossen, dann schlug die Stunde, in der Adolf in seinem Bureau in der Maschinenfabrik sein mußte: wir schieden. Ich irrte noch eine Zeit lang allein im Park umher, voll Unmuths, das Abenteuer wollte mir nicht aus dem Sinn. In der romantischen Geschichte des Freiherrn von Fehmar sah ich nur eine Erfindung Cölestinens. In Petersburg war ihr der livländische Cavalier angenehm gewesen, sie hatte sich seine Huldigungen gefallen lassen, in Berlin, nach einem Jahre, wurde ihr das Verhältniß unerträglich. Er schien eine verschlossene, tiefangelegte Natur zu sein, nicht Willens, das Mädchen leichten Kaufs aufzugeben: aus Furcht vor ihm wagte sie nicht ganz mit ihm zu brechen und suchte nur allmälig die Fesseln abzustreifen. Dazu kam ihr Adolf gelegen. Eine neue Liebe beschäftigte sie und vertrieb vielleicht den lästigen Ritter. Um Adolf über ihre wahren Beziehungen zu Fehmar zu täuschen, erfand sie die wunderliche Fabel, die sie selbst zugleich mit einem mystischen Schimmer umkleidete. So legte ich mir in meinen Gedanken die Sache zurecht. Es that mir leid um Adolf, aber er war nicht in der Laune, Widerspruch gegen seine Angebetete zu dulden, und am Ende, wußte ich so gewiß, was in dem wetterwendischen Herzen Cölestinens vorging? Ob sie ihn liebte, ob sie ihn betrog: die Zeit allein konnte darüber entscheiden. Ueberhaupt was ist mehr dem Irrthum ausgesetzt, als das Urtheil über Menschen und ihre Handlungen! Immer sind wir geneigt, ihrem freien Willen bei ihren Thaten einen großen Antheil zuzuschreiben — und was ist freier Wille?

Adolf gehörte einer angesehenen und altbegüterten Bürgersfamilie der Stadt an. Rasch hatte er sich in der Maschinenfabrik, in die er eingetreten war, als Ober-Ingenieur das Vertrauen seines Principals

erworben. Er war wohlhabend, unabhängig so durch sein Vermögen wie durch sein Talent, in blühender Jugend, mit seiner schlanken, kräftigen Gestalt, seinen blauen Augen und blonden, lockigen Haaren eine gefällige Erscheinung, die nicht leicht übersehen werden konnte: am wenigsten von den Frauen, die seine Bescheidenheit, sein ritterliches Wesen noch mehr als die Männer bezauberte. Wir hatten uns zufällig auf einer Reise kennen gelernt und Gefallen an einander gefunden. In ihm war noch ein unberührtes Herz, ein idealischer Aufschwung, der inmitten seiner durchaus praktischen Berufsthätigkeit um so eigenthümlicher wirkte. Wenn einer vom Glück und von der Natur so ausgestattet ist, so kann im Grunde nur ein Misanthrop, wie ich einer bin, von einer Liebschaft mit einer Tänzerin Unheil für ihn befürchten. Und doch war mir bei alledem nicht wol zu Muthe. Das Unheimliche und Unerklärliche, das nun doch einmal trotz des Spottes des gesunden Menschenverstandes um uns und in uns webt, spielte in Adolf's Liebe, wie es mich bedünken wollte, eine gefährliche Rolle. Ich schalt mich aus, daß ich mit meiner Erzählung die Veranlassung zu dem ganzen Abenteuer gegeben, und mußte dann wieder lachen: ich war der Bethörte, der Gespenster sah, wo der Freund im frischen Jugenddrang nur ein rosiges, lächelndes Mädchen, eine Eroberung erblickte.

Später als ich beabsichtigt, kehrte ich heim. Mit einigem Erstaunen gewahrte ich an dem Hause hinaufblickend, wie es so meine Gewohnheit ist, in meinem Zimmer Licht. An der Vorthür meiner Wohnung kam mir der Diener entgegen: ein Herr, der sich nicht habe abweisen lassen, erwarte mich seit einer halben Stunde.

Gedankenlos fragte ich ihn mit halblauter Stimme: „Was ist es denn für ein Mann?"

Man soll nichts auf Ahnungen geben! In der Schilderung des Dieners war Herr von Fehmar nicht zu verkennen.

Bei meinem Eintritt erhob er sich von dem Stuhl und kam mir ohne Befangenheit, mit einer Höflichkeit, der schwer zu widerstehen war, entgegen.

Ich mußte seinen Gruß wol in mehr als kühler Weise erwiedert haben, denn er sagte: „Dieser ungewöhnliche Schritt meinerseits, Herr Doctor, mein Eindringen in Ihre Häuslichkeit ist ebenso befremdend, wie verletzend. Seien Sie versichert, daß ich es nicht gewagt hätte, wenn ich nicht im Voraus schon bei Ihrer Güte und Vorurtheilslosigkeit meiner Verzeihung sicher gewesen wäre."

Was blieb mir übrig, als auf die Schmeichelei mit einer Verbeugung zu antworten und ihn zu bitten, wieder Platz zu nehmen. Gestehe ich es nur, ich war selbst neugierig geworden, den Zweck dieses absonderlichen Besuchs zu erfahren.

„Ich bin ein Herr von Fehmar, ein Livländer, ein Freund der Natur und vielleicht allzu eifrig bemüht, in ihre Geheimnisse zu dringen und den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt zu suchen", begann er nicht ohne eine leise Ironie

Also doch, dachte ich. Sollte eine Tänzerin einmal die Wahrheit gesagt haben? Hatte ich es hier mit einem Medium, mit einem richtigen Geisterseher zu thun?

Ich hielt es nicht für nöthig, auf diesen Eingang anders als durch ein leichtes Neigen des Kopfes zu antworten.

„Vor einigen Tagen gestatteten Sie mir eine Anecdote aus Ihrer Jugendzeit mit anzuhören — Sie entsinnen sich, daß ich Sie einige Mal in unpassender Weise unterbrach, meine Erregung riß mich hin. Eine Thatsache aus Ihrer Geschichte berührt den innersten Nerv meines Lebens. Jenes Bild, das damals unter der Dienerschaft Ihres Hauses einen solchen Schauer erregte, das Ihr Vater von einem jungen Maler als Bezahlung einer Schuld annahm . . . können Sie mir Näheres darüber mittheilen? Ist Ihnen vielleicht, da die Erzählung all' Ihre Jugendeindrücke wieder lebhafter in Ihrer Seele aufgefrischt hat, der Name jenes Malers wieder eingefallen?"

„Leider, Herr von Fehmar, kann ich in keinem Punkt Ihren Fragen genügen. Das Bild selbst ist mir nicht aus der Erinnerung entfallen, weil es mir einen unheimlichen Eindruck gemacht hatte und mir zwei Jahre lang vor Augen war. Nach jener Spukgeschichte nahm es der Vater aus dem Billardzimmer und hing es, obgleich die Mutter widersprach und es am liebsten verkauft hätte, in seinem Arbeitszimmer auf. Als er starb, setzte die Mutter die Wirthschaft nicht weiter fort und ließ die Einrichtung verkaufen. Die Herodias erlitt dasselbe Schicksal und fiel mit ihren Geheimnissen unter den Hammer des Auctionators. Lange nachher wandte sich einmal das Gespräch zwischen der Mutter und mir auf jene alten Geschichten: da erfuhr ich, was ich erzählte."

„Höchst sonderbar!" sagte Fehmar und stützte den Kopf in die Hand. „Höchst sonderbar! denn dies selbe Bild, das Sie vor mehr als dreißig Jahren verkauften, hängt jetzt in demselben Hause, in dem Salon des Fräulein Cölestine — einer Dame, die ich hochschätze. Noch mehr, sie hat das Bild von einer alten Frau gekauft, die vor ihr jene Wohnung innegehabt."

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Herr von Fehmar, daß diese Sache doch eine sehr schlichte, prosaische Erklärung zuläßt. Das Bild mag einen hohen, künstlerischen Werth haben, ein Bilderhändler hat es bei dem ersten Verkauf erstanden, dann ist es aus einer Hand in die andere gegangen, zuletzt in die unserer ersten Tänzerin Daß diese für den Gegenstand des Gemäldes eine gewisse Theilnahme besitzt, ist gewiß nicht wunderbar."

„So läuft freilich Alles auf eine Reihe der Zufälle hinaus. Das ist die Weisheit dieser Welt."

„Nicht doch; es mag, nein — es wird in allen Verwickelungen einen gesetzmäßigen Verlauf und Zusammenhang geben; ohne dieses Gesetz, unter dessen Antrieb wir handeln, ohne es zu ahnen, würde von einer Weltordnung nicht mehr die Rede sein können: der Unterschied zwischen uns Beiden besteht nur darin, daß Sie diesen Dingen eine Wichtigkeit,

den Schein des Wunders beilegen, während ich sie wie jeden andern Vorfall des Lebens betrachte. Seine letzte Wurzel hat jedes Wesen, hat jeder Vorgang im Dunkeln, im Unerklärlichen; wenn wir die Stufenleiter der Gedanken, Empfindungen, äußerer Anstöße und Eindrücke, die uns zu einer Handlung geführt haben, wieder hinabsteigen und gleichsam noch einmal untersuchen wollen, wir erreichen nie die unterste Stufe, sie ist in Finsterniß verborgen, wir sagen dann: „das ist unsere Persönlichkeit, so ist unser Wesen."

„Und ist es nicht unsere Aufgabe, diese Finsterniß zu erhellen?"

„Mit der Fackel der Wissenschaft, gewiß: aber was Sie thun — verzeihen Sie mir diese Bemerkung, Herr von Fehmar! — verdoppelt nur das Dunkel. Für Sie entspringt das scheinbar Räthselhafte der Welt nicht aus ihrer natürlichen Vielgestaltigkeit und Unendlichkeit auf der einen und der menschlichen Beschränktheit auf der andern Seite: wir sind dem All gegenüber eben wie Kinder, die nur bis zehn zählen können. Sie sind damit nicht zufrieden, sondern geben dem Seienden einen mystischen Urgrund."

Das Gespräch verlor sich mehr und mehr in Metaphysik, wir wandelten im jenseitigen Schattenreich, wo es sich viel behaglicher leben läßt, als hienieden; wo man niemals in Gefahr geräth, seinen Fuß in den Teppich zu verwickeln und zu stolpern oder sich den Kopf an der vorspringenden Kante eines Spindes wund zu stoßen. Als wir endlich, da Keiner den Andern überzeugen konnte, daß sein Weg durch die Leere zur Wahrheit führen müsse, wieder zur Wirklichkeit, zu dem Ausgangspunkt unserer Unterhaltung, dem Herodiasbilde, zurückgekehrt waren, sagte er: „Vernehmen Sie nun noch eins und dann schelten Sie mich einen Träumer. Der Maler jenes Bildes war ein junger Livländer: eine meiner Verwandten hatte ihn ausbilden lassen, er hat mehrere Jahre in ihrem Hause in Dresden gelebt; als sie nach Riga heimreiste, wollte er ihr folgen, er hatte eine rasende Leidenschaft für sie gefaßt, aber sie war verheirathet und verbot ihm, sie wiederzusehen. Er ist dann in Berlin geblieben und hat ein schlimmes Ende genommen. Jenes Bild hat er auf ihre Veranlassung gemalt. Ist mein Staunen nun nicht auch in Ihren Augen gerechtfertigt?"

Mit einer gewissen Schadenfreude weidete er sich an meiner Verlegenheit. Doch entsprang sie nur zum Theil aus der Verwunderung über seine Mittheilung, mich beschäftigte vielmehr seine eigene Persönlichkeit, seine Beziehung zu der Bestellerin des Bildes, seine Schülerliebe zu ihr und die merkwürdige Fortpflanzung dieser Jugendschwärmerei in der Leidenschaft für eine Tänzerin. Und dieses Wissen um seine Vergangenheit und die Geheimnisse seines Herzens machte mich ihm gegenüber befangen, er stand gleichsam entblößt vor mir da.

Noch einige nichtssagende Worte meinerseits: er ergriff seinen Hut um zu gehen. Jetzt, wo wir uns dicht gegenüber standen, erschien mir sein Gesicht wie von einem Schleier umzogen, seine Augen hatten einen metallischen Glanz, seine ganze Gestalt strömte wie ein magnetisches



Fluidum aus — thörichte Einbildungen, die auch nur meine Stimmung anzeigen sollen! Ich war schon trotz meines Sträubens unter dem Bann des Phantastischen. Noch einmal brachte er seine Entschuldigungen vor, mir eine Stunde geraubt zu haben, ich schmeichelte nicht, als ich entgegnete: ich gäbe mich der Hoffnung hin, daß es nicht die letzte sein würde, die wir mit einander verlebt; als er sich rasch auf den Absätzen umdrehte und in französischer Sprache mit einem so scharfen und schneidenden Ton, wie ich ihn seiner Stimme kaum zugetraut, fragte: „Vergebung, ich sah Sie im Park mit einem jungen Manne gehen; ist dieser Herr Adolf Ihr Freund?"

„Mein guter und lieber Freund!" betonte ich ebenfalls.

„Er ist noch jung. Ein Wort von Ihnen wird Einfluß auf ihn haben. Es ist nicht gut, daß er Fräulein Cölestine aufsucht. Eine arme Motte, die in's Licht fliegt!"

Ich wollte etwas erwiedern, aber er drückte mir mit einem seltsamen Lächeln die Hand und öffnete die Thür.

„Dummkopf", schlug ich mich vor die Stirn. Das also war des Pudels Kern. Dieser Herr von Fehmar hatte offenbar eine diplomatische Laufbahn hinter sich. Nicht Erkundigungen aus dem Geisterreich zu holen, der Zweck seines Kommens war nur der gewesen, durch mich einen Nebenbuhler einzuschüchtern, der ihm bei Cölestine gefährlich zu werden drohte. Der Doctor, mochte er im Fortgehen sich gesagt haben, weiß nun, was ich für ein Mann bin und daß in diesem Punkte nicht mit mir zu spaßen ist. Er warne den jungen Laffen, meine Pistolen sind bereit!

Bei allen ehrlichen Gespenstern, von dem Geiste, den Brutus bei Philippi sah, bis zu dem guten alten Manne, der den Geist des alten Hamlet auf unserer Bühne mit so viel Würde spielte — die Geschichte hatte allen transcendentalen Schimmer verloren und schien in dem groben Materialismus eines Zweikampfes, zehn Schritt Barrière, enden zu wollen.

## III.

„Lieber Freund!

„Du bist ein trockner Philister geworden und hast unter Deinen Büchern Deine Jugend vergessen. Oder Du bereitest Dich zu einer politischen Rolle vor. Glück zu, nationalliberaler Candidat der satten Bourgeoisie und der Moral. Es lebe die Freiheit, die Schönheit, Cölestine! Nein, die Kunst ist nicht dazu da, Mädchenpensionate zu entzücken oder besser, hinter's Licht zu führen. Ja, ja, es mag Alles eitel sein, mit Deinem Salomo und mit Deinem Schopenhauer. . . Aber sie liebt mich, sie liebt mich! Verstehst Du Das noch? Welch' ein Tag war der gestrige! Sind wir, wie Du behauptest, in der Liebe wirklich nur die betrogenen Narren der Natur, lasse mich diese Narrenjacke ewig tragen, o Natur! In vierzehn Tagen wird das Theater geschlossen, ich reise mit ihr nach Paris.

„Es lebt sich so herrlich, es lebt sich so süß,
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!“

„Ach, der arme Heine! Er kannte, er hatte keine Cölestine. Und welch' eine Künstlerin, welche Anmuth, Kraft und Leidenschaft! Sie tanzt Einem die Augen aus dem Kopf und die Seele aus dem Leibe. Das ist kindischer Blödsinn, wird Deine kritische Weisheit sagen, meinetwegen! Ich fühl' es als Wahrheit. Bisher habe ich die Geschichte von dem Tanz der Herodias für eine boshafte Erfindung ihrer Feinde — jedes schöne Weib hat Feinde — gehalten, jetzt glaube ich daran. Insofern hängt das bewußte Bild in ihrem Zimmer an passender Stelle, aber ich kann es nicht leiden. Der Kopf auf der Schüssel starrt so seltsam, wie zwischen Tod und Leben, aus dem Rahmen heraus, einmal war es mir schon, als bewegten sich die Augen. Doch das war eine optische Täuschung oder eine Folge meiner Eifersucht gegen Fehmar. Eifersucht! Mir sollte der arme Livländer im Grunde leid thun, dieser Buße predigende Johannes. Nach einem heftigen Streit hat Cölestine ganz mit ihm gebrochen, und er ist aus unserm Gesichtskreis entschwunden. Er ist weder im Theater, wenn sie tanzt, noch reitet er an ihrem Fenster vorüber. Als ob ihn die Erde eingeschluckt hätte. Vergieb mir, wenn ich Dich vernachlässige; Liebende sind eine schlechte Gesellschaft für Philosophen. Laß mich auf meine Weise glücklich sein und grolle nicht darüber. Heute hat sie das verwünschte Bild verhängt — was denkst Du, wenn man es dem Livländer zum Kauf anböte? Leb' wohl und beneide mich nicht; der Neid eines Satirikers ist schrecklich! Ja, ja, beneide mich nur!

Dein Adolf.“

Dieser Brief, der doch von ausgelassener Heiterkeit überströmte, flößte mir eine unbestimmte, tiefe Traurigkeit ein. Vergebens suchte ich diese Empfindung durch irgend einen Satz, eine Wendung der Rede zu begründen; jedes einzelne Wort schien mich Lügen zu strafen, und doch ward ich den ersten Eindruck nicht los. Seit zehn Tagen hatte ich Adolf nicht gesehen; ich hatte ihn einmal in seiner Wohnung verfehlt und ihm darauf in einem Briefe den Besuch Fehmar's mitgetheilt, mit der leisen Andeutung, womöglich jeden Streit mit dem Livländer zu vermeiden: es sei nicht gerathen, mit einem Othello anzubinden, noch dazu, wenn es sich um keine Desdemona handle. Dies Schreiben war die Veranlassung zu Adolf's Brief. Wiederholt hatte ich ihn gelesen und meine Unruhe, statt sich zu besänftigen, war größer geworden. Dies Verschwinden Fehmar's, worüber Adolf triumphirte, ängstigte mich. Er bereitet sich zu einem schrecklichen Duell, zu einem Ueberfall, zu einer Entführung Cölestinens vor: so durcheinander wirbelten mir die Einfälle. Und am Ende war es doch nur die Neugier, wie diese Geschichte ausgehen würde, die Lust nach dem Abenteuerlichen, die in einem verborgenen Winkel des Herzens bei uns Allen sitzt, welche meine Einbildungskraft zu solchen Sprüngen bewegten. „Warum hast Du noch nichts in dieser Sache gethan?“ rief ich mir selbst zu. „Rede mit Cölestine, suche hinter Fehmar's Pläne zu kommen.“ Der letzte Entschluß erschien mir nach längerer Ueber-

legung der vernünftigste: überdies war ich dem Livländer einen Besuch schuldig. Er hatte in einem Hause der Wilhelmsstraße mit einem großen Garten eine Wohnung genommen. Dort, im Garten, traf ich ihn, in einer Beschäftigung, die meine schlimmsten Voraussetzungen bestätigte: er übte sich im Pistolenschießen. Am Ende einer Allee war, wie man es auf Jahrmärkten und in Vergnügungslocalen sieht, das Bild eines Mannes von Holz aufgestellt und auf- und abgehend, bald aus weiterer Entfernung, bald näher tretend, bemühte sich Fehmar mit seiner Spielpistole, Arm, Auge, Herz der Puppe zu treffen. Mir fielen die Zaubereien des Mittelalters ein; die Wachsbilder, die man von seinen Feinden verfertigen ließ, um ihnen unter Beschwörungen und magischen Formeln eine Nadel in's Herz zu stoßen; an dieser Wunde mußten jene sterben. Ich hätte mich überzeugen sollen, ob die Holzpuppe nicht eine gewisse Aehnlichkeit, wenn auch nur in den blonden Haaren und blauen Augen, mit Adolf besessen: aber Fehmar ließ es nicht zu. Hastig, als ihm der Diener, der mir voranging, meinen Namen genannt hatte, warf er die Pistole bei Seite, kam auf mich zu und führte mich, trotz meines Sträubens, in sein Zimmer hinauf.

Er war blaß und leidend, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und blaue Ringe darum sprachen von durchwachten Nächten. Seine Bewegungen kamen mir langsamer vor, seine Haltung erschien hinfälliger, als die beiden Male, wo ich ihn gesehen. Sollte ihn die Leidenschaft für Cölestine, die Erkenntniß ihrer Untreue so verzehrt haben? Ich versuchte, während wir einander gegenüber sitzend von gleichgiltigen Dingen redeten, die Furchen seiner Stirn, das Geheimniß seiner Augen zu enträthseln, denn zuweilen blitzte es in ihnen unheimlich auf und das ganze, sonst so stille, fast regungslose Gesicht nahm den Ausdruck einer unbezähmbaren, wilden Energie an. So in diesem Augenblick, wo er ohne Uebergang von dem Gegenstand des bisherigen Gesprächs abspringend, sagte:

„Die Geschichte unseres Herodiasbildes dürfte bald um ein neues Blatt vermehrt werden."

Jetzt galt es auf seiner Hut zu bleiben. „In der That, will Fräulein Cölestine das Gemälde verkaufen?"

„An Herrn Adolf..."

„Das möchte der letzte Käufer sein; er ist kein Liebhaber von Gemälden."

„Er hat sich da in eine Angelegenheit gedrängt, vorwitzig, unbedacht..." Er vollendete nicht. „Wenn Alles mit dem Tod zu Ende ist", sagte er vor sich hinstarrend, „und wir nicht mehr sind als ein welkes, vom Herbstwind herabgewehtes Blatt, wozu dann das Dasein?"

„Um zu arbeiten und in der Arbeit uns auszuleben."

„Hm! Und die Freuden, die Schmerzen unserer Seele? Was sind sie?"

„Vielleicht dasselbe, was bei den Blumen der Duft, bei den Wellen der Schaum."

„Sie sind ein Materialist . . . Nichts für ungut, Sie vermögen nichts dafür, nichts dagegen. Gewissen Naturen können sich die geistigen Elemente der jenseitigen Welt nicht offenbaren.“

„Wir Materialisten sind zu dickhäutig für die feinen Eindrücke“, sagte ich mit gutmüthigem Scherz, seine herkulische Gestalt mit meiner Schmächtigkeit vergleichend.

Wider Willen mußte er lachen. „So meint' ich es nicht. Sie waren vielleicht näher an der Pforte des Geheimnisses, als ich, aber Sie fanden keinen Vermittler. Ich bin nicht so thöricht, um an die Geister zu glauben, die ein Master Home beschwört, wie wären wir, in leiblicher Hülle und irdischer Schwere gefangen, im Stande, reinere, ätherischere Wesen zu rufen, zu beherrschen? Darin stimmen wir Beide ganz überein, ich halte nur das Nichtsein für ein Unding. Wir sterben nicht an geistigen, nur an körperlichen Krankheiten. Warum tödtet der Gedanke des Selbstmords nicht, sondern nur die Waffe? In einer Weise, die Gott allein kennt, scheidet sich im letzten Augenblick Seele und Leib. Wo bleibt die Seele? In einem Jenseits? So ist es nicht unmöglich, daß sie auf andere Seelen, trotzdem, daß sie noch mit einem irdischen Körper behaftet sind, wirken kann. Logisch nicht unmöglich! Aus welcher Entfernung wirkt der Magnet auf das Eisen; welch' andere Dichtigkeiten, andere Massen, als in dieser Beziehung der Leib des Menschen ist, durchdringt der Strahl eines Sterns. Alle Beweise gegen die Unsterblichkeit sind lächerlich; sie fangen sämmtlich mit der Behauptung an, daß die Trennung von Seele und Leib eine Unmöglichkeit sei, da es gar keine Seele gäbe. Das ist für Schulknaben gut. Wer in die Natur mit offenen Augen blickt, erkennt vom Kleinsten zum Höchsten einen Dualismus in ihr. Zwiespältig ist Alles, ist auch des Menschen Wesen. Sehen Sie dies Bild an“, — er zeigte auf eine große, vortrefflich gelungene Photographie Cölestinens, die in schwarzem Ebenholzrahmen an der Wand hing, und seine philosophische Ruhe schlug in die heftigste Leidenschaft um — „ist es ein Engel, ein Dämon?“

„Es ist eben ein Weib, das Sie . . .“

„Nun? Das mich —?“ unterbrach er mich mit einem Aufschrei der Wuth.

„Das Sie lieben“, entgegnete ich kaltblütig. „Doch schwerlich ein geeignetes Beispiel, um daran den Dualismus des Menschen zu studiren.“

„Und wie habe ich sie geliebt!“ rief er aus. „Mein Denken, mein Empfinden, mein Handeln: Alles, Alles richtete sich auf sie allein! Sie können es in dem gleichmäßigen Verlauf eines Gelehrtenlebens nicht erfahren haben, was es heißt, ein Ideal höchster weiblicher Vollkommenheit mit sich zu tragen, durch die wüste Zügellosigkeit des Soldatenthums, das Treiben des Lagers, durch Staub und Dampf des Schlachtfeldes! Im Herzen eine süße und doch schmerzliche, eine beglückende und doch nie gestillte Sehnsucht! Ich war kaum den Knabenjahren entwachsen, als sie starb. Sie war immer kränklich gewesen, seit ich sie kannte, aber mild und sanft, eine ätherische Schönheit, eine verklärte Anmuth.

Ihr Bild begleitete mich nach dem Kaukasus, es umschwebte mich in den Schrecken von Sebastopol. Wie der Strahl aus einer schönern Welt stieg es zu mir nieder; es gab zwischen mir und dieser Seele einen unbeschreiblich wohlthuenden, tröstenden Verkehr. Kein Wort einer irdischen Sprache genügt dafür: eine Mischung von Liebe, Freundschaft, Anbetung und Entzückung . . . Sie verstehen mich nicht . ."

„Doch, doch!" entschlüpfte es mir. Zu verstehen war seine Schwärmerei freilich nicht, aber bis zu einem gewissen Grade wenigstens nachzuempfinden. Diese seltsame Verbindung von Krieger, Mönch und Künstler in ihm zog mich an; war dies das Holz, aus dem das Mittelalter seine Ritter und Heiligen geschnitzt?

„Sie werden mich besser verstehen", fuhr er fort, „wenn ich Ihnen bekenne, daß dieser Idealismus nun doch nicht vor den Blicken einer Tänzerin Stand hielt. Soll ich sagen, daß Cölestine für mich etwas Anderes war und ist, als die Welt in ihr sehen will? Welch' ein Tiefsinn steckt in der Lehre von der Wanderung der Seele! Alle Leidenschaften, Kämpfe, Sünden muß die Seele in verschiedenen Formen durchmachen, ehe sie sich von der Erde zu einem andern Stern erhebt. Mir war es, als diene in Cölestine so eine an sich edle und vortreffliche Seele in den Banden der Sinnlichkeit. Ich näherte mich ihr, ich wurde vertraut mit ihr; tausend unscheinbare Dinge an ihr erinnerten mich an meine längst gestorbene Freundin; sie liebte dieselben Farben, dieselben Wohlgerüche, zuweilen hätte ich es beschwören wollen, daß sie mit derselben Stimme zu mir geredet. Dann brach wieder ihre wilde, sinnliche Natur aus und mein Ideal lag zerschmettert im Staube. Je häufiger ich sie sah, desto stärker wurde meine Liebe, der Wille in mir, sie zu erlösen."

Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und schwieg. Als er wieder aufblickte, erbebte ich leise vor Mitleid und Schauer. Nie hab' ich einen solchen Ausdruck der Vernichtung in dem Antlitz eines Lebendigen bemerkt.

„Und nun will ein Knabe kommen und sie mir rauben!" schrie er und seine Niedergeschlagenheit verwandelte sich in Wuth, „ein Knabe, der sie zum Spielzeug seiner Lust entwürdigen will! Ich sollte dies dulden, ich! Eher müßten die Fibern meines Herzens einzeln zerrissen werden!"

Gewiß, es giebt auf Erden nichts Heiligeres, als die Treue — aber hatte Cölestine sie ihm gelobt? Welch' ein Recht hatte er auf sie? Der gute Fehmar, er mochte das Jenseits so gründlich kennen, wie die Linien seiner Hand oder die ehemaligen Wälle von Sebastopol: im Diesseits war er sehr unerfahren. So schonend es ging, suchte ich ihm den Unterschied vorzustellen, den unsere Sitten, ob mit Recht oder Unrecht, gleichviel, zwischen einer Ehe und einer Liebschaft festgesetzt haben. Der ernste Hintergrund des Ganzen, wenn ich an die Schießübungen im Garten dachte, und die Verwunderung, die sich in Fehmar's Zügen bei meiner philisterhaften Auseinandersetzung spiegelte, boten einen so drol-

ligen Gegensatz dar, daß ich an mich halten mußte, um nicht zu lachen. Die Seelenwanderung und die Visionen beiseit, was war natürlicher, als daß Cölestine einen jungen, muntern, liebenswürdigen und reichen Mann einem langweiligen, alternden, schwermüthigen Liebhaber vorzog, der gar keine Anstalt machte, sie zu heirathen? Es wurden zwischen uns nur wenige Worte darüber gewechselt, denn der Diener brachte einen Brief und Fehmar bat um die Erlaubniß, ihn lesen zu dürfen — indessen sie genügten mir, um mich zu überzeugen, daß die Tänzerin das Verhältniß mit ihm einzig in der Hoffnung so lange fortgesetzt habe: der vornehme, in den höchsten Kreisen der russischen Gesellschaft sich bewegende Mann werde sie heirathen. Was ihn bei all' seiner Liebe verhindert hatte, ihr diese Verbindung anzutragen, war seine Sache, ihr konnte man es nicht verargen, wenn sie in einer andern Neigung Entschädigung suchte.

„Das ist zu viel, zu viel!" rief da Fehmar und zerknitterte den Brief, den er erhalten. Zu seiner ganzen Höhe aufgerichtet, stand er im Gemach, mit funkelnden Augen. Nichts mehr von Träumerei und Mystik, es war etwas von einem Löwen in ihm. Ehe ich mich zu einer Frage fassen konnte, hatte er den Schrank geöffnet und aus einem Kasten einen Revolver gerissen. „Was wollen Sie thun?" Damit wollte ich mich auf ihn stürzen, er hielt mich mit dem Arm zurück. „Ruhig! Ruhig!" sagte er und steckte die Waffe in die Brusttasche seines Rocks. Auf sein Klingeln brachte ihm der Diener Hut und Mantel, einen weißen Mantel, wie ihn die österreichischer Officiere tragen.

„Sie werden sich meine Begleitung gefallen lassen müssen, Herr von Fehmar", sagte ich, alle meine Entschlossenheit zusammen nehmend, auf der Treppe zu ihm.

„Ich lehne sie nicht ab", entgegnete er kurz und hart. „Ich fürchte die Zeugen nicht."

Auf der Straße sprachen wir vom Anfang zum Ende unseres Weges kein Wort mit einander; wie oft sich auch unsere Gedanken begegnen mochten, wir äußerten sie nicht laut. Das Ziel, dem wir zugingen, brauchte Keiner dem Andern zu sagen: es war Cölestinens Haus. Ein kalter scharfer Ostwind strich durch die Gassen und traf uns schneidend in das Gesicht. Trotz seines Mantels fror Fehmar; die Gluth des Fiebers, das in seinen Adern tobte, kämpfte gleichsam mit dem eisigen Hauch des Windes. Mir war der Gang schon recht; er beruhigt sich vielleicht, hoffte ich mit einem Blick auf meinen Gefährten und überlegte zugleich, welche Mittel, welche Möglichkeiten mir zu Gebote ständen, ihn von einer Gewaltthat abzuhalten. Vor einer Gewaltthat gegen sich selbst oder gegen Adolf und Cölestine. Die Armen, welch' schreckliche Ueberraschung drohte ihnen! Mars und Venus im Netz des Vulkan's! Kein Zweifel, man hatte sie verrathen. Längst mochte die Zofe von Fehmar bestochen sein und ihn von allen Schritten ihrer Herrin benachrichtigen. Da war nun nichts mehr zu ändern, sie mußten das Verhängniß hinnehmen, wie es kam.

Fehmar schritt schnell und weit aus, ich war außer Athem, als wir das Spukhaus erreicht. Erst als wir in den langen düstern Flur standen, fiel es mir auf, daß er diesen Weg eingeschlagen; es wäre klüger gewesen, wenn wir von der Burgstraße her eingetreten. Mein Erstaunen wuchs, als er eine Seitenthür im Hofe öffnete und eine dunkle Hintertreppe hinanstieg. Wollte er sich mir entziehen? Ich blieb ihm dicht auf den Fersen. Auf dem ersten Absatz der Treppe hielt er an, eine Thür lag uns gegenüber, er hatte den Schlüssel dazu. Ein schmaler Corridor mit Schränken an den Wänden nahm uns auf, durch ein kleines Fenster, das in der Höhe der einen Wand angebracht nach dem Hofe ging, fiel ein schwacher Schimmer des Mondes. Einmal in diesem Gange, ergriff mich eine Beängstigung, die mir die Schweißtropfen auf die Stirn trieb, und eine Erinnerung, die noch zur Vermehrung des Schauers beitrug. Dieser Corridor hatte zu unserer Wohnung gehört, wie oft hatte ich hier Versteckens gespielt oder mich mit dem Hunde gejagt! Hier schwebte, als es aus dem Billardzimmer vertrieben worden, das blutige Haupt auf und nieder. Ich ging hinter Fehmar, um jede seiner Bewegungen besser beobachten zu können. Wenn das Mondlicht im Vorüberfliehen die lange Gestalt in dem weißen Mantel streifte, der, von der Schulter herabgefallen, auf den Dielen nachschleppte, war der Eindruck in der That ein gespensterhafter. Mein Herz schlug hörbar, mein Athem ging heftig. Plötzlich stand er still, den Kopf vorgestreckt, wie Einer, der in die Ferne horcht, er machte eine Bewegung nach seiner Tasche. „Jetzt nimmt er die Waffe zur Hand", dachte ich; würde ich Kraft genug haben, seinen Arm im entscheidenden Augenblick zurückzuhalten? „Wie laut schlägt Ihr Herz", sagte er tonlos, „meines ist ganz still." Prahlhans, murmelte ich im Stillen. Unweit von uns erklang ein Clavier, eine tolle Polka aus einer Posse Offenbach's wurde gespielt. Diese Klänge, von einem fröhlichen Gelächter unterbrochen, leiteten uns weiter, am Himmel mochte eine Wolke über den Mond gehen, vor uns und um uns herrschte Dunkelheit.

Was nun geschah, wird sich niemals in alle Einzelheiten aufklären lassen. Keiner der Betheiligten war in der Lage und Stimmung, einen ruhigen Beobachter abzugeben. Fehmar, mit der Einrichtung der Wohnung auf das Genaueste bekannt, noch von der Zeit her, in der er der begünstigte Liebhaber Cölestinens gewesen, hatte geräuschlos eine Thür geöffnet: wir befanden uns in einem kleinen, zierlich eingerichteten Gemach: ein dichter weicher Smyrnaer Teppich dämpfte unsere Schritte. Eine Ampel, in einem mattgeschliffenen röthlichen Glase, verbreitete ein mildes, wohlgefälliges Halbdunkel. Es war doch, als ob man Jemand erwartete. Nebenan klang das Clavier, klangen jetzt auch Castagnetten, die Schritte einer Tanzenden. Und dann eine Stimme . . „Evoë, Evoë!" Es war Cölestinens Stimme, so bacchantisch, als ob sie durch ihren Ruf die Töne der Musik zu größerer Wildheit antreiben wollte. Nun verstummt das Clavier eine Weile . . „Wie schön bist Du!" ruft Adolf. Er

ist aufgesprungen, um sie zu haschen, zu küssen. „Evoë! Evoë!“ so scheint sie ihn wieder lachend zum Flügel zurückzudrängen.

„Das Ende ist der Tod!“ spricht Fehmar und reißt eine kleine Tapetenthür, die meinen Blicken bisher entgangen war, auf.

Welch' ein Anblick! Uns, die wir in der Thür stehen, gerad' gegenüber das blutige Haupt auf der Schüssel, das Herodiasbild, in einem großen Spiegel aufgefangen! Mitten im Gemach, noch eben schwebend im Tanzschritt und jetzt wie erstarrt innehaltend, in einem grünen Sammetkleid mit goldenen Stickereien, dem nicht unähnlich, das auf dem Bild Herodias trägt, mit bacchantisch aufgelöstem, flatterndem, röthlichgoldenem Haar und halb offenem Busen Cölestine! Mich deckt die mächtige breite Gestalt Fehmar's zur Hälfte: der Hut ist ihm vom Kopf gefallen, er hat das Aussehen einer Leiche, nur die Augen flammen. Er hebt den Arm, sieht sie die Waffe in seiner Hand? Sie wirft ihm einen Blick zu, einen dämonischen, siegesgewissen, halb frechen, halb umstrickenden Blick . . „Adolf! Adolf!“ ruft sie dann und reißt den jungen Mann mit einer heftigen Bewegung, als er zu ihrem Schutz herbeistürzen will, zurück — der Wand zu, in der sich die Thür befindet. Sie drückt ihn mit der ganzen Kraft der Leidenschaft dagegen: will sie ihn mit ihrem Leib vor der Kugel Fehmar's schützen? Und indem versuche auch ich von hinten den Rasenden zu halten, fortzureißen . . . Da blitzt es auf, der Schuß fällt, aber die Kugel zerschmettert nur den Spiegel, genau an der Stelle, wo vor einer Secunde uns der Kopf des Johannes Baptista entgegenstarrte . . .

Und da — ein Krachen, ein entsetzlicher Aufschrei . . . Das Bild ist herabgestürzt und hat mit seinem schweren Barockrahmen das Hinterhaupt Adolf's getroffen. Bewußtlos, aus einer tiefen Wunde blutend liegt er da.

Der Haken, an dem es hing, war schlecht befestigt und hatte mit der Zeit nachgelassen; die Erschütterung, in der Alles im Gemach von dem Schusse nachbebte, that das Ihre, vielleicht zitterte die dünne Wand, als Cölestine gewaltsam Adolf dagegen stieß: es giebt hundert natürliche Erklärungen für den Fall eines Bildes. Die Welt ist eine wolgeordnete, vortreffliche Maschine — und wir Alle können nur mit Hamlet sagen: „Der Rest ist Schweigen.“

Nach vierzehn Tagen reiste wirklich Cölestine nach Paris — aber nicht mit Adolf, sondern mit dem Freiherrn von Fehmar. Adolf lag auf dem Schmerzenslager.

Anderthalb Jahr sind seitdem vorübergegangen. Die Tänzerin hat die Bühne verlassen, man spricht in der Welt des Theaters kaum noch von ihr. Um so größeres Aufsehen macht sie als Frau von Fehmar in den Kreisen der Aristokratie zu Petersburg. Sie ist eine der frömmsten und gottesfürchtigsten Damen der Gesellschaft. Jedermann bewundert ihre Anmuth, ihre Tugend, die Geduld, mit der sie die schwermüthigen Launen ihres Gatten erträgt. Man spricht davon, daß es ihrem Einflusse gelungen sei, ihm eine hohe Stellung im kaiserlichen Rathe zu

verschaffen. Gegenüber dem Nihilismus und der Zügellosigkeit, welche die vornehme russische Welt, wie der Todtenwurm das morsche Holz, durchfressen, vertreten diese beiden Gatten den Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit und die Ideale im Geisterreich. Ist es dem gegenüber nicht lächerlich und boshaft, daß ich mich, so oft ich dieser Geschichte gedenke, mit dem Gedanken plage: Cölestine hätte das Abenteuer mit Adolf nur angefangen, um den transcendentalen Fehmar zu einer prosaischen Ehe zu treiben?

Und Adolf? Er ist ein armer, stiller Tiefsinniger in einer Privat-Irrenanstalt, mit halbwegs lichten Stunden, wo man mit ihm über Maschinen und Eisenbahnen ein vernünftiges Wort reden kann. Aber berührt niemals die Kunst; eine kindische Furcht hat er vor den Klängen eines Claviers und vor Gespenstern: der Arzt meint, er werde an dieser Furcht sterben.

So wunderlich laufen auf- und absteigend, hin und her, in- und wider einander die Lebensläufe der Menschen; wer will diese Zickzacklinien entwirren? Im Grunde, lohnte es auch der Mühe?

---

## Oft im Traum erscheint Dein Bild.

Oft im Traum erscheint Dein Bild
Und Du neigst Dich zu mir nieder;
Meine Seele stimmst Du mild,
Weicher stimmst Du meine Lieder.

Wie an Beatricens Hand
Einstens schritt der Dichter Dante,
Führest Du mich durch das Land,
Das verheiß'ne, unbekannte.

Süße Wunder zeigst Du mir,
Schrecklichem geh'n wir vorüber,
Und selbander schauen wir
In das Ewige hinüber.

Inniger fühl' ich das Band,
Das uns zu einander führte,
Wenn mich Deine reine Hand,
War's auch nur im Traum, berührte.

Karl Mund.

---

# Der Winter in London.

Eine naturhistorische Skizze von **Friedrich Althaus.**

In Norddeutschland und dem continentalen Nord-Europa überhaupt spielt der Winter unter den Jahreszeiten seine genau definirte, in allen Hauptzügen mit großer Regelmäßigkeit sich wiederholende Rolle in dem Haushalt der Natur und dem socialen Leben der Völker.

Anders ist es in dem englischen Inselreiche. An allen Küsten stehen dort offne Meere dem Vordringen des greisen Despoten im Wege und einen ganz speciellen Feind hat er außerdem an dem Golfstrom, dessen warm zuströmende Wellen ihn von den westlichen Gestaden verscheuchen. Wenn es ihm trotz dieser Hemmnisse gelingt, Eingang zu finden, so trägt sein Auftreten meist den Charakter der Ueberraschung, eines Impromptu, eines Staatsstreichs. An naßkaltes Wetter, an Nebel- und Regentage, an schmutzige Straßen, an heftige Stürme ist man in England um die Jahreswende gewöhnt genug. Aber ein einziger großer Schneefall, ein einziges Sinken des Thermometers bis zu mehreren Graden unter den Gefrierpunkt, versetzt das gesammte Inselvolk in eine beinahe fieberische Aufregung; und so lange Frost und Schneefall dauern, und der weiße Wintermantel die Erde deckt, fühlt man sich in der Hauptstadt wie in den Provinzen in einer Art von Ausnahme- und Belagerungszustand, aus dem man ein baldigstes Entrinnen hofft. Mitunter erfüllt diese Hoffnung sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. Schnee und Frost verschwinden über Nacht, wie sie gekommen und alle Welt kehrt mit einem Gefühl des Aufathmens zurück zu der Routine des oceanischen Winterwetters. Allein bei anderen Gelegenheiten behauptet der Winter seine Herrschaft während einer Reihe von Tagen und man fügt sich dann nicht ohne verdrießliche Gesichter in das Unvermeidliche so gut es eben geht. Welcher von beiden Fällen jedoch auch eintreten mag, — der englische Winter, und besonders der Winter von London, fördert unter allen Umständen ganz eigenthümliche Erscheinungen zu Tage, die es mir schon längst der Mühe werth schien, einmal in einem Gesammtbilde zusammenzufassen.

Die erste Meldung von dem bevorstehenden Herannahen des Winters geben den Bewohnern Londons die berühmten London fogs, die meist zu Mitte oder Ende November aufzutreten anfangen. Lebhaft schwebt mir noch ein Novemberabend vor, als ich zuerst die Bekanntschaft dieses Londoner Nebels machte. Es war ein trüber verhüllter Tag. Ich hatte einen Freund in der Nähe von London besucht und kehrte bei schon eingebrochener Dämmerung, zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags, mit der Eisenbahn nach London Bridge zurück, um von dort im Omnibus durch die City dem Westend zuzufahren. Indem der Zug sich den südöstlichen Vorstädten von London näherte, wurde es dunkler und dunkler um uns

her. Die Häusermasse der Stadt lag in tief niederhängendem Nebel verborgen. Ein dicker, gelber, kalter, an alle möglichen Fabrik-Dampf-Gerüche erinnernder Dunst drang in den Waggon und umdüsterte zugleich die darin brennende Lampe und fiel beklemmend schwer auf die Brust. Bald konnte man nicht zwei Fuß weit sehen; selbst die Gestalten der mitreisenden Passagiere erschienen nur in unbestimmten Umrissen durch den allverbreiteten Dunst. Die Locomotive ließ in kurzen Zwischenräumen schrille Pfiffe erschallen, mäßigte ihre Eile, brachte den Zug zum Stehen und der Blick aus dem Fenster zeigte nichts als ein dichtes undurchdringliches Nebelmeer, das uns, jede Aussicht versperrend, nach allen Seiten umfloß und einhüllte. Unmittelbar vor uns erkannte ich kaum den matten rothen Schimmer eines Gefahrsignals. Dicht unter uns quoll ein gedämpfter Lichtschein hervor, der aus dem obern Stockwerk einer großen Fabrik zu kommen schien, in deren Nähe wir still hielten. Ich hatte die Linie schon vorher befahren und wußte, daß die Häuser, die Straßen, die thurmhohen Fabrikschornsteine, der Mastenwald des Hafens von London sich meilenweit zu beiden Seiten der Bahn ausdehnten. Aber von Allem war Nichts sichtbar, Alles schien versunken und begraben in dem unheimlichen gelben Chaos des Nebels. Verglichen mit dieser urweltlichen Oede, von der meine Mitpassagiere sich als von „a regular London fog" unterhielten, schienen mir unsere norddeutschen Herbstnebel, so tief auch sie nicht selten die Landschaft in ihren Schleier verbergen, helle leichte Gebilde, kühlende erfrischende Wellen des Luftmeers. Auch das dumpfe Brausen welches gewöhnlich den Lärm der Weltstadt von ferne ankündigt, war verhallt. Nichts als der gellende Schrei ferner Locomotiven, als das Rollen vorüberfahrender Bahnzüge unterbrach die Stille. Endlich verwandelte das rothe Gefahrsignal sich in ein blaues, unsere Locomotive gab das ersehnte Lebenszeichen von sich und immer noch mit gemäßigter Schnelligkeit forteilend, fuhren wir der Station zu. Auch dort behauptete, trotz der langen Reihen von Gasflammen, der Nebel seine Herrschaft. Der Lichtschein war auf den engsten Raum beschränkt. In einer Entfernung von zehn Schritten verwandelten die der Plattform entlang schreitenden Gestalten sich in unbestimmte Schatten; der Ausgang aus dem Stationsgebäude wurde erst sichtbar, indem ich ganz in seiner Nähe anlangte. Und dann der Anblick, welcher mich draußen empfing! Nebel, dicker, gelber, kalter, undurchdringlicher, übelriechender Nebel überall. Von den gegenüberliegenden Gebäuden, von dem Weltverkehr der nach dem Bahnhof führenden Straßen keine Spur. Dennoch war ein ganzes Heer von Omnibussen, Lastwagen, Droschken, Fußgängern in den Tiefen dieses gelben Oceans verborgen. Langsam, unheimlich, wie das mikroskopische Gethier eines Wassertropfens an der weißen Wand, tauchte diese Gestaltenfülle ohne Ende an den Eingängen des Stationsgebäudes auf. Dazwischen hörte man die Rufe der Kutscher, das Rollen der Wagen, das Stampfen der Pferde und diesen Anzeichen folgend, fand ich endlich Platz in einem nach dem Westend bestimmten Omnibus und wartete, in die der Thür zunächst befindliche Ecke gedrückt,

in die gelbe Nebelwüste hinausstarrend, neugierig der Dinge die da kommen sollten. Für gewöhnlich treten die londoner Omnibusse ihre Fahrt mit einem frischen Trabe an. Heute ging Alles tappend, schrittweise vorwärts. Man erkannte nichts weiter als in nächster Nähe den Boden der Straße, keine Häuser an den Seiten, nichts das entgegenkam oder nachfolgte. Obendrein fanden wir uns bald in einen jener anscheinend unlösbaren Knäuel von Fuhrwerk aller Art verwickelt, die dem Londoner als block-ups bekannt sind. Hunderte von Wagen, aus der City nach Southwark und von Southwark in die City bestimmt, drängten sich auf dem engen Terrain labyrintisch hinter und neben einander. Nach keiner Richtung schien weder Vorrücken noch Ausweichen möglich und ein allgemeiner Stillstand folgte. Ich fragte den Conducteur, wo wir uns befänden. „Mitten auf London Bridge", erwiederte der Mann. Ich schaute in die gelbe Nacht hinaus. Doch Brücke und Flußschiffe und Waarenhäuser hatten eben so wie Alles Andere ihre Gestalt verloren.

Nebel, nichts als Nebel und als unser Omnibus sich endlich von Neuem in Bewegung setzte, das aus dem Chaos hervorkriechende, wieder in's Chaos verschwindende mikroskopische Gethier. In chaotischer Verwirrung fuhren wir so in das Centrum der gewaltigen Industrie-Metropole der Welt, in die City von London ein. Hin und wieder schimmerten hier ein paar im hellsten Gaslicht flammende Ladenfenster, halb erkennbar durch den Dunst auf und die Fahrstraße wurde stellenweise weniger unsicher. Aber wir sahen weder Bank noch Börse, keine der nach allen Richtungen sich abzweigenden Seitenstraßen. Und indem wir so weiter und weiter fuhren, die größte Verkehrsstraße der Welt, Holborn und Oxfordstreet hinauf, und des gelben, dichten, chaotischen Nebels kein Ende wurde, fing ich an zu verstehen, was für ein bedeutsames Naturereigniß ein solcher Nebel in einer Stadt wie London in Wahrheit ist. Hier, wo eine Bevölkerung von drei Millionen sich zusammendrängt, wo Jahraus, Jahrein Alles von brausendem Leben überquillt, wo hunderttausende von Schiffen und Wagen und Fußgängern in Sachen des Handels, der Industrie, der Politik, des geselligen Verkehrs durch tausende von Straßen und Canälen in buntem Gewühl und ruheloser Hast auf- und niederwogen, wo zahllose Läden und Vorrathshäuser die Schätze aller Zonen feilbieten, war aller Verkehr so gut wie gelähmt, allem Geschäft, aller Arbeit außer dem Hause so gut wie ein Ziel gesetzt durch den Nebel, der sich plötzlich dicht, undurchdringlich, durch alle Straßen und Gassen, durch die ganze Länge und Breite der Riesenstadt ausgegossen hatte. Welch' ein Verlust an Zeit und Geld! welche Störung unzähliger Verabredungen! und welch' glänzende Gelegenheit für die Diebs- und Räuberarmee von London, große Operationen auszuführen! So dachte ich. Doch ich vergaß, daß auch die professionellen Diebe und Räuber gegenüber dem London fog, wie ich ihn damals erlebte, machtlos sind. Man erzählt von Regengüssen, die zur Zeit der französischen Revolution das Ausbrechen von Emeuten verhinderten. Aber was ist die erschlaffende Wirkung des ärgsten Platzregens gegen die eines londoner Nebels

alten Styls! Er lähmt alle Thätigkeit, indem er alle Sinne verwirrt; und in der That hört man nie von der Ausführung großer Diebszüge unter der Hülle eines großen londoner Nebels. Als ich nach anderthalbstündigem Fahren an einer Seite von Oxfordstreet ausstieg, um nach meiner Wohnung zu gelangen, gab es neue Schwierigkeiten. Ich hatte denselben Weg einige zwanzigmal zurückgelegt und glaubte auf's Beste damit bekannt zu sein. Aber schon nach wenigen hundert Schritten fand ich mich hülflos in dem Chaos verloren. Ich mußte mich glücklich schätzen, einem der fackeltragenden Jungen zu begegnen, die sich mit charakteristischem Geschäftssinn beeilen, den London fog auszubeuten, indem sie rasch eine Wegweiser-Industrie improvisiren, und mit Hülfe eines solchen improvisirten Fackelträgers traf ich endlich nach mehrfachen Kreuz- und Querzügen zu Hause ein.

So erging es mir im November des Jahres 1853. Während der folgenden Parlamentssession setzte Lord Palmerston, als Minster des Innern, seine Bill zur Einführung dampfverzehrender Schornsteine durch und seitdem scheint es beinahe, als sei die Blüthezeit des londoner Nebels alten Styls vorüber. Denn was diesen berühmten Nebel vor allen andern Nebeln der Welt auszeichnete, war eben jene Beimischung infernalischen Kohlen- und Fabrikdunstes, von hunderttausenden von Schornsteinen, deren Rauchsäulen er seine dunkelgelbe Farbe, sein beklemmendes Gewühl verdankte. Dieser Dunst hat in Folge der Bill Lord Palmerstons ohne Zweifel abgenommen und die chaotischen Nebelumhüllungen der Hauptstadt, welche jetzt noch gelegentlich unter dem hergebrachten Namen des London fog stattfinden, sind nicht viel mehr als Reminiscenzen, als „Nebelbilder" jenes frühern Zustandes der Dinge.

Indeß, wie dem auch sein mag: nebelig und dunstig ist London noch immer und selten vergeht ein Jahr, ohne daß Nebel, deren gleichen nicht leicht anderswo zu sehen sind, das Nahen des Winters in London ankündigen. Mitunter halten sie sich in ziemlicher Höhe und den ganzen Tag sieht man durch den Dunst die rothe glanzlose Sonnenscheibe die seltsamste Beleuchtung über das rastlose Treiben da unten verbreiten. Schneefälle sind vor Ende December äußerst selten. Oefter vergeht der letzte Monat des Jahres unter Regenschauern. Zuweilen kommt er mit hellem heitern Frühlingswetter und man erlebt in London ein Weihnachtsfest und Neues Jahr mit so grünen Wiesen, so warmem Sonnenschein, so klarer Luft wie in Italien. Zu andern Zeiten wehen anhaltende Sturmwinde vom Atlantischen Ocean her und die Zeitungen bringen dann jenen traurigen Katalog von Schiffbrüchen an den englischen und irischen Canalküsten, woran es keinen englischen Winter fehlt. Die charakteristischsten Erscheinungen ruft jedoch die oben erwähnte rasche Wandelbarkeit des oceanischen Wetters hervor, wenn der Winter wie ein Dieb über Nacht plötzlich einbricht und der ganze Zorn des in seinem Comfort gestörten Briten über diesen Einbruch, diesen Staatsstreich des alten Nordpoldespoten erwacht. Die Wirkung derartiger Staatsstreiche

ist in ihrer Art eben so merkwürdig als die der großen londoner Nebel und wer sie einmal erlebt hat, wird sie nicht leicht wieder vergessen. Man denke sich, daß die zweite oder dritte Januarwoche begonnen hat. Eines schönen Abends geht London bei Regen und Südwestwind zur Ruhe und siehe da: am nächsten Morgen ist die Scene von Grund aus verwandelt. Der Südwest ist während der Nacht in Nordost umgeschlagen, Schnee von mehreren Zoll Tiefe bedeckt blendend, weißglänzend ganz London und die umliegende Landschaft. Ein vortrefflich ausgeführter Staatsstreich des alten Despoten! „Und was weiter?" fragt der Leser. „Was ist an einem plötzlichen Schneefall so besonders merkwürdig?" — Die Antwort ist, daß das Merkwürdige nicht der Schneefall, sondern seine Wirkung auf eine Stadt wie London ist. London hat bekanntlich seine City, sein Westend, seine Vorstädte. Die letzteren, die sich in einem Kreise von etwa sechs bis sieben deutschen Meilen Umfang um die innere Stadt hinziehen, sind durchschnittlich eine deutsche Meile vom Centrum der Geschäfte in der City entfernt. Tausende von Kaufleuten haben ihre Geschäftslocale in der City, wohnen aber in den Vorstädten, fahren morgens regelmäßig in die City hinaus und kehren Abends eben so regelmäßig in die Vorstädte zurück. Zur Beförderung dieser hin- und herwogenden Bevölkerung hat London etwa 4000 Omnibusse, 12,000 Droschken und ein Dutzend Eisenbahnlinien. Dazu denke man sich ungefähr 100,000 Fuhrwerke anderer Art: Last- und Proviantwagen — und mindestens 500,000 Fußgänger, die während der Morgenstunden in sämmtlichen Straßen der Metropole in Bewegung gerathen. Man stelle sich die Wirkung so vieler Füße und Räder auf den frisch gefallenen Schnee vor, man bringe endlich den mit dem Raume wachsenden Werth der Zeit in Anschlag und man kann eine Vorstellung von der Revolution gewinnen, welche ein großer plötzlicher Schneefall in dem londoner Verkehrsleben hervorbringen muß. Es ist schon schlimm genug, wenn Frostkälte den Schneefall begleitet. Der Verkehr ist dann freilich den Inconvenienzen des Glitschens ausgesetzt, allein die Wege sind doch wenigstens fest und hart. Tritt jedoch zugleich mit dem Schneefall Thauwetter ein, so ist die Störung über alle Maßen groß. Die meisten londoner Straßen sind macadamisirt und unter den Druck der Füße und Räder mischt die aufgeweichte Erde sich in Kurzem mit dem Schnee zu einer körnigen Substanz, welche der Fortbewegung kaum geringere Schwierigkeiten entgegensetzt als der weiche Boden einer Sandebene. Der Anblick, welchen die Stadt dann in ihrer winterlichen Umhüllung darbietet, ist äußerst seltsam. Die Straßen zeigen dieselbe Ueberfülle des Verkehrs wie sonst — ja, die Menschenmenge ist an manchen Orten angeschwollen durch Haufen müssig umherstehender Arbeiter, die ihre Geschäfte im Freien haben verlassen müssen und dem Schneesturm einen unfreiwilligen Feiertag verdanken. Doch statt des gewohnten lauten Getöses herrscht überall eine fremdartige, unheimliche Stille. Omnibusse, Droschken, Lastwagen, Proviantwagen bewegen sich ruhevoll langsam durch die tiefen Schnee- und Erdfurchen fort, bis dahin, wo der Winternebel die Aussicht hemmt,

— aber kein Laut kündet ihr Dasein an. Es ist, als sei in der Nacht ein mysteriöses Zauberwort über die Stadt ausgesprochen worden, das sie freilich nicht zur Bewegungslosigkeit, aber zum Schweigen verurtheilt; und der Contrast dieses Ausnahmezustands mit seinen malerischen Veduten wirkt wo möglich noch seltsamer auf die Phantasie als der wohlbekannte Gegensatz des neuenglischen Alltags und des puritanischen Sonntags, der Winter und Sommer hindurch London allwöchentlich einmal aus einer Stadt des lauten übersprudelnden Lebens in eine stille Stadt der Todten verwandelt. Die Mehrzahl der Omnibusse führen, statt zweier, drei oder vier, viele Droschken statt eines zwei Pferde. Aber auch mit dieser Aushülfe geht die Bewegung meist nur schrittweise vorwärts. Besser wird für die Fußgänger auf den Trottoirs gesorgt. Denn wenn die London fogs den erwähnten Geschäftszweig der Fackelträger hervorrufen, so bringt ein großer Schneefall eine ganze Legion von Schneefegern in's Dasein und Tausende von Jungen und Männern ziehen mit Besen und Schaufeln von Haus zu Haus, um gegen eine Vergütung der Insassen den Raum vor jedem Hause von Schnee zu reinigen. Auch oben auf den Dächern, wo es die Hütung der obern Stockwerke vor dem Durchsickern des schmelzenden Schnees gilt, erscheinen Arbeiter mit Schaufeln und von ihren Händen geschleudert fliegen von allen Seiten dicke Klumpen Schnee in die Straßen nieder. Gegen Abend fängt es zu frieren an, was die Passirbarkeit der Straßen nicht eben vermehrt. In der That verschwindet mit dem Einbruch der Dunkelheit von Stunde zu Stunde eine größere Anzahl von Fuhrwerken aus dem Verkehr. Die zurückgebliebenen Droschken und Omnibusse fordern doppelte Preise und weigern endlich auch für diese die Fahrt. Ganz London ertönt daher von ähnlichen Interjectionen und das umherwandernde Volk löst sich auf in Schaaren malcontenter Fußgänger, die ihren Weg nach Hause so gut finden müssen als es eben geht. Besonders schlimm waren bis vor Kurzem, ehe die Linien der unterirdischen Eisenbahnen sich nach verschiedenen Vorstädten ausgedehnt hatten, die Cityleute daran. Kurz und gut, — man erlebt es London aus den Fugen gerissen zu sehen und dies lediglich deshalb, weil König Winter ihm mit einem mäßigen Schneesturm seine Aufwartung gemacht hat.

Daß dann während der Nacht der Nordost mit provocirender Unbeständigkeit wieder nach Südwest umschlägt, ist nichts als eine von den vielen Launen des londoner Winters. Der neue Tag beginnt mit Regen, der Schnee schmilzt, mit ihm lockern sich die dem Weltverkehr der Hauptstadt angelegten Fesseln und nach vierundzwanzig Stunden ist von dem winterlichen Ueberfall weiter nichts zurückgeblieben als das Residuum jenes unfehlbaren Schmutzes, dessen Charakterisirung durch den Namen „London mud“ an dieser Stelle genügt. Noch vierundzwanzig Stunden mehr — und auch der Schmutz ist vor den Schaufeln, Besen und Karren vieler tausend durch die londoner Armenhäuser angestellten Arbeiter gewichen. Die Sonne bricht durch die Wolken und gewaltig, ungehemmt

wie sonst, braust das londoner Leben durch alle seine gewohnten Straßen, Gassen und Canäle auf und nieder.

Man spricht mit Recht von dem Leben in London als einem schnellen, oder wie der Engländer sagt, a fast life. Die Bedeutung dieses Ausdrucks in Bezug auf gesellige und geschäftliche Verhältnisse ist dem Leser ohne Zweifel aus den Romanen der neuern englischen Novellisten bekannt; und die vorstehende Skizze von dem Kommen und Gehen des Winters sammt den dasselbe begleitenden Zwischenfällen mag als eine Illustration eigenthümlicher Art dienen. Allerdings sind die Besuche des Winters nicht immer so kurz und aprupt wie der eben beschriebene.

Es kommt vor, daß Schnee und Frost acht, ja vierzehn Tage anhalten und da der ganze Zuschnitt des londoner Lebens eben so wenig für einen sehr kalten Winter wie für einen sehr heißen Sommer eingerichtet ist, sind auch dann die Folgen eigenthümlich und bemerkenswerth. Von Leuten die es nie müde werden, über das Wetter zu reden, hört man wol die Bemerkung: was für schönes gesundes Wetter es sei — aber im Grunde fühlt sich ganz London ungemüthlich. Man sucht vergeblich nach Präcedenzfällen für eine ähnliche Kälte; man friert an dem heimatlichen Kamin, dessen Feuer für ein solches Wetter nicht ausreicht; man hat Umstände mit dem Wasser, das in den Wasserleitungen gefriert; das Verkehrsleben in den Straßen endlich ist in stetem Kampf mit glatten Wegen begriffen und erleidet alle möglichen Verzögerungen. Ich habe mich oft gewundert, daß der angelsächsische Unternehmungsgeist bei diesen Veranlassungen nie auf den Gedanken kam, wenigstens für den Passagierverkehr die Droschken und Omnibusse durch Schlitten zu ersetzen. Ein alter Omnibuskutscher, dem ich gelegentlich mein Erstaunen darüber ausdrückte, meinte indeß sehr entschieden: It would not answer, Sir; the time is so short. Und ich glaube, der Mann hatte Recht. Verglichen mit der wahrscheinlichen Zeitdauer der Schneebahn und dem wahrscheinlichen Ersparniß an Arbeitskräften, worauf man bei dem Gebrauch der Schlitten rechnen könnte, würden die Herstellungskosten unverhältnißmäßig groß sein, die Auslage an Capital sich daher nicht rentiren. Thatsache ist, daß man das Schlittenfahren in London nicht kennt. Der einzige Schlitten, den ich jemals dort in Thätigkeit gesehen, gehörte, wenn ich nicht irre, dem preußischen oder russischen Gesandten und die Sensation, welche das Erscheinen dieses unerhörten Fuhrwerks, mit seinem Schellengeklingel und seinen pelzverbrämten Insassen verursachte, war allgemein. Auch der englische Pelzhandel, an dessen Spitze die Hudson's Bay Company steht, ist aus den angeführten Gründen, was den heimatlichen Bedarf betrifft, äußerst gering und die continentalen Reisenden, die zur Winterszeit in Pelzmänteln, Pelzmützen und Pelzstiefeln an den londoner Stationen aussteigen, werden von den Cockneys als Wunderthiere fremder Erdtheile angestaunt. Ein anderes durchgängiges Resultat anhaltenden Frostes ist das Erscheinen der londoner Armuth in den londoner Straßen. Für gewöhnlich sieht man,

wenn man nicht gerade in die armen Quartiere hineingeräth, sehr viel von dem Reichthum und sehr wenig von der Armuth Londons. Im Winter dagegen nimmt die Zahl der Bettler sofort bemerklich zu und bei längerem Froste ziehen nicht selten ganze Schaaren unbeschäftigter Arbeiter in den Vorstädten umher, die mit lautem eintönigen Gesange ihren Hunger und ihre unfreiwillige Muße klagen. Die Schicksale dieser Wanderer können wir hier nicht weiter verfolgen. Es sei nur bemerkt, daß sie von der Polizei mit Nachsicht behandelt werden und häufig durch Vermittlung der Magistrate in den öffentlichen Arbeitshäusern ein Unterkommen finden.

Den lebhaftesten charakteristischsten Anblick bieten ohne Frage die Parks dar. London besitzt die Themse, „jenen edlen Strom", wie Disraeli sie während der Session von 1858, zur Zeit ihrer größten Erniedrigung durch die londoner Cloaken, euphemistisch titulirte. Aber die Themse friert innerhalb der londoner Stadtgrenzen nicht zu; wenigstens sind Decennien verflossen, seit es zuletzt geschah. Ich glaube, das große Winterjahr 1812 war das letzte, als König Winter jenem „edlen Strom" seine Eisfesseln anlegte. Die Stadtchronik erzählt merkwürdige Dinge über die Scenen, welche sich damals zwischen den Waarenhäusern, Werften, Brücken und Schiffen auf der mehr als fußdicken Eisfläche zutrugen. Der kaufmännische Geist des Volkes improvisirte in kürzester Zeit einen vollständigen Jahrmarkt, eine ganze kleine Miniaturstadt auf dem Eise. Lange Reihen von Buden stiegen in der Nähe der beiden Ufer empor. Unternehmende Metzger steckten Riesenfeuer an, woran ganze Ochsen zum Besten des vergnügungslustigen Publicums gebraten wurden.

Abends gab es Illumination und Tanz und wochenlang ergötzten sich alle Classen der Metropole an den unverhofften Freuden eines nordischen Carnevals. Doch jene Zeiten sind vergangen. Ob die Ursache kosmischen Einflüssen oder der Wärme zuzuschreiben ist, welche von Hunderten seitdem entstandener Fabrikwerke der Atmosphäre der City mitgetheilt wird — die Themse friert innerhalb der londoner Stadtgrenzen nicht mehr zu. Anders ist es in den offener und luftiger gelegenen Parks. Diese haben sich seit dem Beginn unseres Jahrhunderts um nicht weniger als um die Hälfte vermehrt. Die vier Hauptparks: Hyde Park, Kensington Gardens, St. James' Park und Regent's Park, enthalten jeder seine Seen, oder „Schmuckgewässer" (Ornamental Waters) und ein geringer Grad von Kälte genügt, diese Wasserbassins mit einer Eisdecke zu überziehen. Wenn mit dem Eintritt des Frostes auch Schnee fällt, so ist das dort gebotene Schauspiel doppelt interessant. Während in den Straßen Kohlendampf und Weltverkehr dem Schnee rasch den letzten Rest seiner natürlichen Farbe rauben, bleibt dieselbe ihm auf den weiten wellenförmigen Ebenen unter den malerischen Baumgruppen der Parks wenigstens eine Zeit lang gewahrt und beim Durchwandern ihrer Schneefelder befindet man sich mitten in der Stadt wie in einer weiten Winterlandschaft. Der Effect der rothen londoner Wintersonne und des grauen tiefsinkenden Nebeldunstes, in dessen Tiefen

das nach den Seen hinab- und zuströmende Volksgewühl auftaucht und verschwindet, ist dann einzig in seiner Art. An den Seen findet man, sobald nur der erste wirkliche Frost eingetreten ist, eine bunte Volksmenge versammelt. Alle Welt weiß, daß die Freuden der Eisbahn im besten Falle kurz sein werden und bei dem tiefgewurzelten naturwüchsigen Behagen des angelsächsischen Volkes an sämmtlichen Uebungen männlicher Kraft, an Allem was „Sport“ heißt, ist alle Welt begierig, so viel davon zu genießen als möglich. Im Verhältniß zu dieser Begier steht der waghalsige Uebermuth, der die Tragfähigkeit des Eises schon in seinen ersten Entwicklungsstadien auf die Probe stellt. Die Parkhüter, die Parkconstabler und die Beamten einer sehr nützlichen Gesellschaft mit einem sehr komischen Namen, der Royal Humane Society, die an sämmtlichen Parkgewässern ihre Stationen, ihre Boote, ihre Rettungsapparate und ihre Agenten hat, thun freilich das Ihrige, vor vorzeitlichem Betreten des Eises abzumahnen; allein die Seen haben eine beträchtliche Ausdehnung und es ist unmöglich, die waghalsigen freien Briten zugleich an allen Punkten zurückzuhalten. Die Zahl der Einbrechenden ist daher ziemlich groß. Gewöhnlich ist es die londoner Straßenjugend, die Zigeunerwelt der untern Classen, deren Reihen die ersten Pioniere liefern. Hält der Frost an und steigert sich die Tragfähigkeit des Eises, so nimmt die Völkerwanderung nach den Parks in entsprechendem Maße zu. Die City, das Westend, die Vorstädte schicken ihre Vertreter. Auch die blonden Töchter Albions erscheinen in dem Volksgewühl und schießen, trotz Wind und Wetter, in graziösem Schwung über die glatte Fläche dahin. Es erscheinen die Mitglieder des London Skating Club, eines Clubs, der sich dem empirischen Gebahren der großen Masse gegenüber die Repräsentation der Kunst des Schlittschuhlaufens zur Aufgabe stellt und, wie sich denken läßt, durch seine Evolutionen, die bald Solo, bald im Chor aufgeführt werden, die größte Aufmerksamkeit erregt. Bei den beschränkten Gelegenheiten zum Ueben ihrer Kunst in England, müssen die Mitglieder dieses Clubs sich ihre Sporen im Auslande verdienen; und wie bei der Aufnahme in den berühmten Alpen-Club der Nachweis mindestens einer alpinischen Bergersteigung unerläßlich ist, so darf keine Meldung zum Eintritt in den Schlittschuhläufer-Club auf Erfolg rechnen, ohne daß der Applicant mindestens das Studium eines Wintersemesters auf den holländischen, norwegischen, finnländischen, russischen oder canadischen Eisflächen bezeichnen kann. Auch die Beamten der nützlichen Gesellschaft mit dem komischen Namen haben inzwischen ihre volle Waffenrüstung angelegt. Den Kopf von eng anliegenden Matrosenkappen geschützt, mit Brustharnischen von Kork gepanzert, und von oben bis unten wasserdicht gekleidet, sieht man ihre amphibischen Gestalten bald hier bald dort im Volksgewühl auftauchen. Besonders halten sie in der Nähe der als „unsicher“ oder „gefährlich“ bezeichneten Stellen Wache, wo auch die aus Leitern und Strickwerk bestehenden Rettungsapparate bereit liegen. Erschallt der Ruf, daß Jemand eingebrochen, so eilt der zunächst befindliche Rettungsmann rasch mit seinem Apparate herbei. Vielleicht findet

er, daß ein einfaches Hinschieben des Apparats als Anhaltpunkt für die eingebrochene Person genügt. Er vermeidet es dann, sich nutzlos zu exponiren. Andernfalls springt er in's Wasser und thut mit Tauchen und Schwimmen nach Kräften seine Pflicht. Das Schlimmste ist, daß theils das große Gedränge auf dem Eise, theils die Neugier herbeiströmender Zuschauer an den Orten wo ein Unglücksfall stattgefunden, die Aufgabe der Rettungsmänner nicht selten in bedenklicher Weise erschwert. Ich erinnere an einen Fall, wo das Einbrechen eines einzigen Schlittschuhläufers das von einem halben Dutzend umherstehender Jungen nach sich zog. Bei einer andern Gelegenheit brachen nicht weniger als fünfzig Personen, darunter viele Frauen und Kinder, an ein und derselben Stelle ein und da die Seen der londoner Parks eine Durchschnittstiefe von acht bis zwölf Fuß haben, so vergehen wenige Winter, ohne daß die Eisbahn ihre Opfer fordert. Dennoch sind im Verhältniß zu der ungeheuern Menge, die sich auf dem Eise vergnügt, diese extremen Unglücksfälle nicht häufig. Am Ufer, in den Rettungshäusern der Royal Humane Society, oder in besonders dazu errichteten Zelten, ist Alles bereit, den aus den Wasser Gezogenen die nöthige Hülfe zu leisten: Doctoren, Betten, heiße Bäder, Stimulantien. Auch Verwundungen, verursacht durch Stürze auf dem Eise, die theils bei dem großen Gedränge kaum zu vermeiden sind, theils da es unter der Menge an Gesindel der londoner „Roughs“ und „Blackguards“ nie fehlt, böswillig herbeigeführt werden, finden dort augenblickliche und unentgeltliche Beachtung. Und, was nicht minder bemerkenswerth ist, dies Alles und manches Andere ereignet sich nicht blos, sondern hat auch seine Chronikanten und wird zum Nutz und Frommen des wißbegierigen, leselustigen Publicums beider Hemisphären in den Zeitungen des nächsten Tages mitgetheilt. Es ist dies ein Zug in der winterlichen Geschichte Londons, der zu national charakteristisch ist, um übergangen werden zu dürfen. Denn wenn der Engländer überhaupt zu allen Zeiten gern vom Wetter redet, so ist er doppelt und dreifach begierig von den Phänomenen zu hören, welche durch das exceptionelle Wetter des Winters in der Hauptstadt hervorgerufen werden.

Sämmtliche Zeitungen schicken daher während des Frostes und der Eisbahn ihre Berichterstatter in die Parks und „The Weather and the Parks“ bilden in allen Blättern ständige Rubriken, unter denen man sicher sein kann, Alles zu finden, was auf Schneefall, Frost, Wechsel der Temperatur, Zahl der Schlittschuhläufer, Quantität und Qualität der Unglücksfälle — kurz, sämmtliche winterliche Tagesbegebenheiten, Bezug hat. Zur Vervollständigung des hier gegebenen Bildes dieser Zustände will ich nur noch erwähnen, daß nach den Angaben jener thätigen, unschätzbaren Mitglieder der menschlichen Gesellschaft (der Berichterstatter) die Durchschnittszahl der täglichen Unglücksfälle an den Hauptgalatagen mehrere hundert, die Zahl der Schlittschuhläufer und Glitscher die erstaunliche Summe von zwei- bis dreihunderttausend erreicht.

Zwei der malerischsten und wunderlichsten Scenen, deren ich mich von der londoner Eisbahn erinnere, fanden auf dem Serpentine River in

Kensington Gardens und auf dem „Schmuckgewässer“ in St. James' Park statt. Malerisch im höchsten Grade war eine Soirée des Skating Club auf dem Serpentine. Es war Mitte Januar. Die Nacht war früh hereingebrochen und ein weißgrauer Nebeldunst lagerte über den Schneefeldern, den Baumgruppen, der von der Masse der Schlittschuhläufer verlassenen Eisfläche des Parks. Plötzlich loderten durch den Nachtnebel an beiden Ufern mächtige Feuer empor. Auf dem Eise erschienen in kurzen Zwischenräumen, aus hohen candalaberartigen Becken blitzend, bunte bengalische Flammen und die in der Mitte freigehaltene Bahn füllte sich mit fackeltragenden Gestalten, die in langem Zuge mit Windeseile über die glatte Fläche dahin sausten. Der Anblick war eben so überraschend als magisch in seiner Wirkung. Die Schneefelder, die Baumgruppen, die an den Ufern versammelte Volksmenge hoben sich in der seltsamsten Beleuchtung von dem nächtigen Hintergrunde ab. Man war wie mit einem Schlage mitten in die phantastischen Scenen eines Wintermärchens hineingezaubert und für die wunderbarsten Transformationen gestimmt. Auch an diesen sollte es nicht fehlen. Die lange Reihe der Fackelträger kehrte aus einer scheinbar endlosen Ferne zurück und löste sich auf in Gruppen von Tänzern, die zu den Melodien einer auf dem Eise stationirten Musikbande wie Geister der Nacht ihre verschlungenen Bewegungen ausführten. Dann endete allmälig der Tanz, die Fackeln und die bunten bengalischen Flammen erloschen, die Klänge der Musik verstummten, die Gesellschaft auf dem Eise verlor sich in die Dunkelheit, aus der sie emporgetaucht war, die Volksmasse zerstob nach allen Seiten und nur der bleiche matte Abglanz des Schnees erhellte die winterliche Landschaft.

Wunderlich und für londoner Zustände höchst charakteristisch war eine andere Scene in St. James' Park, welche sich nicht wie die in Kensington Gardens am Abend, sondern am hellen lichten Tage zutrug. Es war an einem Sonntage. Nach längerem Frostwetter war schon seit vierundzwanzig Stunden ein starker Thau eingetreten; der Zustand des Eises war entschieden gefährlich und da man am Sonntage einen ungewöhnlichen Zusammenfluß des Volkes erwarten mußte, hatten die Beamten der Royal Humane Society bereits früh Morgens das Eis längs des Ufers durchbrochen, eine Maßregel welche die Masse an dem Betreten der unsichern Fläche hinderte. Wie kaum versichert zu werden braucht, war unter dieser Masse das londoner Gesindel der Blackguards und Roughs stark repräsentirt und die Unzufriedenheit dieses Gesindels über das Verfahren der Gesellschaft erfüllte die sonntägliche Luft mit einem Chor von Flüchen und Verwünschungen, der zu dem Glockengeläut der umliegenden Kirchen einen nicht sehr lieblichen Contrast bildete. Um sich für das auf dem Eise eingebüßte Vergnügen zu entschädigen, formirten die Roughs, vier- bis fünfhundert Mann und Jungen stark, sich nach einer Weile in zwei feindliche Lager und begannen einen heftigen Schneeballenkrieg gegen einander. Das respectablere Volk schaute den Wechselfällen dieses Kampfes zu. Aber bald hatten die Kämpfer genug davon. Die beiden

feindlichen Lager erneuerten ihre Brüderschaft und machten nach kurzem Kriegsrath einen plötzlichen Angriff mit Schneeballen und Eisstücken auf die friedlichen Zuschauer. Zuerst handelte es sich um weiter nichts, als den anständig gekleideten Leuten die Hüte abzuwerfen und diese in's Wasser zu stoßen. Bald jedoch gingen die Feindseligkeiten von den Kleidungsstücken auf die Personen über. Die wenigen anwesenden Parkhüter, welche Ruhe und Ordnung zu erhalten suchten, wurden, ebenso wie ihre Schutzbefohlenen unter den donnernden Cheers der zu immer größeren Haufen anwachsenden Roughs zum Abzug genöthigt. Die Polizei war, wie so oft in ähnlichen Fällen, nicht am Platze und berauscht durch ihren Erfolg rückten nun die Roughs zum letzten entscheidenden Angriff vor. Es mochte etwa vier Uhr Nachmittags sein. Die über den See in St. James' Park führende Kettenbrücke stand gedrängt voll von Männern, Frauen, Kindern, — Zuschauer der eben beschriebenen Scenen — als plötzlich auch sie mit einem Hagel von Schneebällen überschüttet wurden. Unmittelbar nach dem Abfeuern dieser Salve stürzte die Bande der Roughs mit lautem Geheul auf die Brücke und trieb die erschreckt fliehende Menge vor sich her. In dem wilden Getümmel, welches diesem Ueberfall folgte, wurde eine Anzahl Frauen und Kinder zu Boden gestoßen und mehr oder weniger beschädigt und die Razzia auf die Geldbeutel und Uhren der Fliehenden war vollständig. Diese Vorgänge ereigneten sich während des großen Winterjahres 1867, nicht weit vom Buckingham Palast, der königlichen Residenz in London, und erst nachdem die Hauptmissethäter entkommen, wurden einige Nachzügler von der hinkenden Gerechtigkeit ergriffen und zur Verantwortung gezogen. Mehrere Tage später war trotz der von Schneefeldern, Polarmeeren, Eisbergen und Lavinen starrenden Prophezeiungen der Wetterphropheten die letzte Spur von Schnee und Eis verschwunden und London kehrte zu seinem normalen Winterzustand von rasch wechselndem Nebel, Regen und Sonnenschein zurück.

---

# Elegie.

Während auf südlicher Flur Italiens blühende Gärten
Du, mein Geliebter, bestaunst, wie Du so lang es ersehnt;
Während am sonnigen Tag Dein Genius träumenden Fluges
Sich im hesperischen Blau weltenvergessen verliert;
Heimlich im Myrthengebüsch Du herzumstrickende Weisen
Ausdenkst oder im Wald zwitschernde Vögel behorchst;
Zukunftheitre Gebilde die offene Seele Dir küssen,
Lieblichen Genien gleich, sorgenverscheuchenden Blicks;
Während der magische Pinsel der alten italischen Meister
In die geheiligte Ruh' fürstlicher Säle Dich bannt,
Oder Dein Blick sich erhebt zur himmelanstrebenden Kuppel
Ueber des Tempelgewölbs säulengetragenen Bau;
Während des eigenen Jugendgeschicks verworrenes Irrsal,
Düsterer Mächte Gespinnst, klar und versöhnt Dir erscheint:
Denkst Du, Beglückter, wol kaum des verlassenen Mädchens im Norden,
Das im verschwiegenen Kuß einst Dir die Seele geschenkt.

* * *

Draußen im friedlichen Scheine des Mondlichts glänzet das Schneefeld,
Und wie Gespenster der Nacht flattern die Raben empor.
Trauererweckende Stimmen umschwirren in jeglichem Laut mich,
Stöhnen im Windesgeräusch, klagen im Schellengeläut,
Wenn auf der spiegelnden Bahn der beflügelte Schlitten dahin saust,
Drin an den muthigen Mann zagend das Mädchen sich schmiegt.
Thränen entstürzen den Augen, gedenk' ich der köstlichen Stunden,
Da uns zu traulichem Gruß winkte der silberne Mond,
Der mit dem rieselnden Quell in duftigen Nächten geäugelt,
Während wir neckischen Sinns keck ihr Geheimniß belauscht.
Jetzt, nachtwandelnder Freund, bist Du auch winterlich einsam —
Ach, die Verlassenen sind innig einander verwandt.
Melancholischen Blicks liest nun Dein träumendes Auge,
Was ich mit zitternder Hand sagte dem todten Papier.
Zwar, wenn wieder der Lenz sein saphirblaues Gewölbe
Ausspannt über das Land, wenn mit dem lachenden Grün
Neu das umwinterte Herz durchzucken die Schauer des Frühlings,
Kehrt, so versprach er, der Freund über die Alpen zurück.
Blühten nur endlich die Rosen und flöge der stündlich Ersehnte,
Süßer Geständnisse voll, jubelnd mir wieder an's Herz;
Aber noch trauern im Felde die schneebelasteten Bäume,
Trauern gemeinsam mit mir, daß der April noch so fern.

Wilhelm Buchholz.

---

# Die Feldpost.

**Erinnerung aus dem Jahre '66.**

Es ist wunderbar, wie tief die Töne des Posthorns ein deutsches Gemüth ergreifen, welche Gefühle die einfachen Noten desselben in unserem Busen wach zu rufen vermögen! Sehnsucht, Erwartung, süße Erinnerung und Reiselust gaukeln sie uns vor die Seele, mit einem Zuge poesievoller Lust und köstlicher Wehmuth; — fast will es Einen manchmal bedünken, als wäre solch ein Posthorn gar kein gewöhnliches Instrument, sondern ein Wunderhorn mit zauberhafter Gewalt.

Tief über die Arbeit gebückt, beim Scheine der grün verhangenen Lampe, brütend im dumpfen Gemach, vernimmst Du plötzlich von Weitem her die Klänge desselben, hörst Du das Rasseln der Extrapost, Peitschenknall und Pferdegetrappel lustig heranstürmen. — Unwillkürlich legst Du die Feder hin, schaust auf und horchst und horchst — und heller Sommer wird es auf einmal in Deinem Zimmer, gar liebliche Erinnerungen flattern geschäftig herein und flüstern Dir leise von Lenzesgrün und Vogelsang, — Dich ergreift mächtig die Wanderlust, der modernisirte, nur verfeinerte uralte Nomadentrieb der Völker. Auch Du möchtest aus Deiner qualmigen heißen Stube hinaus in die freie Gottesnatur streifen und jubeln durch Wald und Thal, beim lustigen Hörnerklang mit flinken Rossen Länder und Städte durcheilen.

Und noch andere gar liebe Gedanken licht und wonnevoll umranken Deine Sinne und erzählen Dir von Lust und Seligkeit; eine süße, entzückende Wehmuth ergreift Dich wie ein holder Rausch, der sich langsam verflüchtigt, bis sich endlich, mit dem fern ersterbenden Rollen der Räder, die Schläge Deines Herzens wieder beruhigen und Du nach einer Weile von Neuem das Haupt in die Hand stützest, die Feder ergreifst und auf's Neue grübelst und sinnst. Und wenn Du manchmal schlaflos in Deinem Bette lagst und die Schnellpost kam und fuhr mitten in der Sommernacht rasselnd zum Thore hinaus, an Deinem Hause vorüber, — wie lauschtest Du dann auf die alten, trauten Melodien, die der Postillon so lustig in sein Horn schmetterte; wie begann Deine Brust sich zu heben, Deine Phantasie zu schweifen! — Blies ja doch einst der Schwager dieselben Weisen, als Du zu Deinem Liebchen fuhrst auf die wonnige Brautreise; und noch weiter zurück eilen Deine Gedanken, zu den fernen Tagen der Kindheit, als Du damals, ein kecker Knabe, in den Ferien nach Hause reistest mit den Gefährten aus der Schule, zu den Eltern auf's Gut! — — O wonnevolle Träume, o schöne Erinnerungen, die ihr alle mit einem Male wach werdet bei den Zauberklängen des Posthorns! —

Und wird nun schon im gewöhnlichen Leben unser Gemüth so wunderbar ergriffen von jenen Tönen, — um wie viel mehr erst dort draußen im Felde mitten zwischen den blutigen Schlachtfeldern, weit, weit ab von allen unseren Lieben, umgeben von Tod und Gefahren.

Könnt Ihr Euch einen Begriff davon machen, wie das klingt, wenn Ihr, wohl durch hundert Meilen getrennt von der lieben Heimat, plötzlich das so wol bekannte Hornsignal vernehmt, unter fremden Menschen in einem fremden feindlichen Lande? — Da mahnen die Töne so mächtig an die Heimat, an die Lieben zu Haus; und das pochende Herz sehnt sich mit flüchtigem Schlage, möchte heimwärts eilen, um das väterliche Dach zu grüßen, zu den Eltern, zur Gattin oder Braut, nur auf einen Augenblick sie zu sehen, zu küssen, zu umarmen, — nur um zu sehen wie es ihnen geht! — —

Ein echtes Volksheer war es, das in jenem denkwürdigen Jahre in den kurzen blutigen Krieg zog. In den Bataillonen, die damals gegen Oesterreich marschirten, befand sich das beste, das kostbarste Blut einer großen gebildeten Nation. Unter den Fahnen von Sadowa focht der Prinz neben dem Bauer, stand der Knecht mit dem Gelehrten, der Kaufmann mit dem Handwerker Arm an Arm, ritt er Bügel an Bügel gegen die feindlichen Geschütze; aus der Hütte wie aus dem Palaste, ohne Wahl forderte dort der Tod seine zahlreichen Opfer.

Größer und schmerzlicher als irgendwo waren die Lücken, welche Jene daheim im Schooße ihrer Familien zurückgelassen hatten, enger und inniger die Bande des Blutes und der Familie, welche die Armee mit der Heimat verband, als bei irgend einem anderen Volke.

Unter solchen Verhältnissen bekam auch die Feldpost, als das einzig vermittelnde Glied zwischen der Armee und den Zurückgebliebenen, eine ganz besondere Wichtigkeit.

Der Verkehr vermittelst derselben war während der ganzen Campagne ein über alle Begriffe reger, das große Brieffelleisen einer jeden Division war täglich bis zum Bersten gefüllt und die Beamten der Feldpost hatten Tag und Nacht keine Ruhe bei ihrem beschwerlichen Dienste. So lange wir noch in der Lausitz und in Sachsen standen, beförderte die Feldpost außer den Briefen auch noch Packete; später in Oesterreich verbot sich dies jedoch von selbst und nur Briefe bis zu $^1/_2$ Pfund Zollgewicht waren gestattet und wurden gratis befördert.

Ich erinnere mich, daß die Zahl der Sendungen von allerhand guten Dingen, namentlich von Lebensmitteln, anfangs so bedeutend war, daß z. B. in Spremberg auf der Post die Packete sich bergehoch anhäuften und da durchaus keine ausreichenden Transportmittel disponibel waren, so verdarben sie bei der Sommerhitze dermaßen, daß nichts Anderes übrig blieb, als dieselben theilweise zu vergraben.

Je weiter wir uns aber von der Heimat entfernten, desto mehr hörten solche Sendungen auf, und desto länger dauerte es, ehe die Briefe, die gingen und kamen, an ihre Adressen gelangten. Trotz aller Mühe war es bei den Vormärschen der Armee doch der Feldpost bisweilen geradezu unmöglich so regelmäßig zu functioniren, als die sehnsüchtigen Gemüther dieses wünschten. Indessen Alles, was ein Postwesen bei der Armee in solchen Verhältnissen nur leisten kann, das leistete unsere brave Feldpost.

Rückten die Divisionen Nachmittags in die Bivouaks, so erschien gewöhnlich einige Stunden später auch die Feldpost mit der Bagage zugleich im Stabsquartiere. Eine halbe Stunde darauf prangte dann der preußische Adler an der Ecke irgend eines größeren Hauses, gewöhnlich der Schule, und unter dessen Schutze begann da drinnen auf den langen Bänken eine fieberhafte Thätigkeit sich zu entwickeln: — die angekommenen Briefe und Zeitungen wurden in Körbe geschüttet, gruppenweise gesondert und zum Abholen bereit gelegt.

Und kaum waren andererseits die Truppen in's Quartier oder in das Bivouak gekommen, so begann oft in den komischsten und unglaublichsten Situationen jene Correspondenz en gros, die wie nichts Anderes die Bewohner der occupirten Landstriche in Erstaunen setzte.

Einer machte Tinte, wenn sonst keine zu haben war: eine Patrone war bald ausgeschüttet, das Pulver wurde mit warmem Wasser gemischt, bisweilen noch ein Tröpfchen Blut hineingethan und die Tinte war fertig. Mittlerweile holte ein Anderer Papier und Feder aus dem Tornister, ein Dritter besorgte ein Tintefaß in Gestalt einer Topfscherbe oder eines Mündungsdeckels, dasselbe ward in die Mitte gesetzt und nun begann das Schriftstellern. Hier lag Einer mit aufgekrempelten Rockärmeln der Länge nach am Erdboden und schrieb auf dem Rücken seines „Affen", dort saß Einer auf dem Tornister und hatte das Blatt auf den Knieen, ein Dritter riß einem schreienden Hahn eine Feder aus, schnitt sie mit dem Brodmesser zurecht, suchte sich ein Brett und begann umständlich seinen Bogen zu falten. Aber „die dämlige Feder" will nicht schreiben, ärgerlich wirft er sie fort und leiht sich vom Herrn Sergeanten die Bleifeder, die er erst sorgfältig beleckt, ehe er beginnt.

Siegellack giebt es nicht, etwas gekautes Brod, oder Mehl und Wasser müssen als Oblaten dienen; nun kommt noch die Adresse und dann geht es spornstreichs hinüber nach der Feldpost. — Erst wenn das besorgt ist, begiebt der Soldat sich an die Kochkessel.

Gerade dieser rührende allgemeine Zug von Kindesliebe und Familienangehörigkeit machte auf die gebildeten Bewohner Oesterreichs einen so tiefen Eindruck und noch jetzt giebt er, auch in meinen Erinnerungen, jenen Tagen einen wehmüthigen Zauber.

Interessant war es, wenn beim Apell die Briefe durch den Feldwebel vertheilt wurden. Wie viel frohe, wie viel erwartungsvolle Gesichter sah man da! — Vergessen waren Hunger und Strapazen, Wunden und Leiden, — das sind ja die bekannten lieben Schriftzüge der Mutter, der Gattin, des alten sorgenden Vaters.

Dort geht ein bärtiger Landwehrmann mit seinem Briefe abseits unter einen Baum. Er erbricht ihn klopfenden Herzens und küßt die Zeilen, — sie sind von seinem jungen Weibe. — Zwei dicke Thränen rollen ihm über die gebräunten Wangen und tröpfeln langsam auf das Papier, gerade auf ein paar kleine unleserliche Schriftzüge: — die liebende Frau hat dem blonden Buben daheim, dem Erstgeborenen, dem Liebling die kleine Hand geführt und jene wunderbaren Striche bedeuten:

„Lieber, lieber Vater!“ — Seht, wie das Auge des glücklichen Vaters strahlt, seht, wie er den Brief an seine Lippen drückt und betet — heiß und innig: „O Gott — barmherziger Gott, habe Dank für so viel Freude, — habe Dank, daß Du mir Weib und Kind erhieltest — o führe mich einst gesund zu ihnen zurück!“

An einer anderen Stelle stehen drei Soldaten um einen anderen Brief herum. Sie sind Landsleute aus einem Orte. Kunzen's Bruder hat geschrieben; das ist natürlich für die Anderen ebenso interessant. Hört nur, wie sie lachen und schwatzen, es muß viel Spaßiges und Angenehmes in dem Briefe stehen, — das Angenehmste aber sind die zehn Cigarren die der schlaue Bruder eingelegt hat in das starke Couvert, jede mit Papier umwickelt; denn seit vierzehn Tagen gab's schon keinen Tabak mehr. Auch Karoline, die stattliche Köchin, hat geschrieben, an ihren Schatz, den hübschen Tambour. Sie muß zieh'n, die Räthin hat ihr gekündigt, und „et paßt ihr nich mehr“; sie könne daher nichts schicken. Nur ein Rosenblatt hat sie eingelegt; es sieht etwas schwärzlich aus, — sie hat es selbst geküßt, auf beiden Seiten, so steht es unten in der Ecke des Briefes ausdrücklich angeführt. — Zärtliches Tambourherz, was verlangst Du noch mehr?

Doch war's nicht immer so. —

Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen. Zehntausend Preußen und doppelt so viele Oesterreicher deckten mit ihren blutigen Leibern die Felder zwischen Sadowa und Königgrätz, Tag für Tag in starken beschwerlichen Märschen auf schlechten Straßen marschirten die endlosen Colonnen der Sieger hinein in die dunklen Tannenwälder Böhmens, gegen Mähren und Brünn immer weiter nach Süden.

Seit acht Tagen nun schon waren wir ohne jede Kunde aus der Heimat, ohne ein Lebenszeichen von Haus und Familie, gerade in der beschwerlichsten, spannendsten Zeit und die Sorge um unsere Lieben drückte uns fast mehr noch als der Brodmangel, als Hunger und die Strapazen, sie lastete schwer auf allen Gemüthern. Ja, es waren böse, böse Tage damals, Singen und Jubeln war vorbei...

Wir hatten am zehnten Juli einen langen beschwerlichen Marsch gehabt. In der glühenden Sommerhitze waren wir von früh um vier Uhr bis wiederum gegen vier Uhr Nachmittags rastlos marschirt und lagen nun vor dem kleinen mährischen Gebirgsdorfe Rossetsch im Bivouak.

Wir hatten bereits abgekocht, die kärgliche monotone Kuhfleischsuppe, — unser tägliches Mahl, war verzehrt. Tabak gab es nicht und Tannenzapfen konnte man doch nicht rauchen, — so lagen wir denn still auf einer Schütte Stroh, plauderten zusammen oder schliefen. —

Die Gegend war entzückend. Wir bivouakirten an einem sanften Bergabhange zum Theil im finstern duftenden Tannenforst. Unter uns lag das kleine Dorf mit seinen Strohdächern und Obstbäumen im Scheine der rothen Abendsonne und hinter diesem stiegen die schwarz bewaldeten Berge steil und geheimnißvoll wieder empor, schimmerte der Edelhof mit

seinem Thurme. Die schmale Landstraße, die von Norden her durch das Dorf führt, tauchte aus dem dunklen Waldessaum hervor, wie ein heller schmaler Faden und überschritt einige Male das kleine rauschende Gebirgswasser, welches der Zwittowa zueilte — nicht mehr nach Norden, nach der Heimat, sondern hinab zur Donau und zum Schwarzen Meere.

Auf meinen Ellnbogen gestützt, schaute ich sehnsuchtsvoll in den milden Sommerabend und meine Gedanken wanderten nach Haus: — Ob sie Deinetwegen wol sehr in Sorgen sind? Ob Elise wol an Dich denkt — ob sie Deine Briefe bekommen hat und nun weiß, daß Dich Blei und Eisen gnädig bisher verschonten? — So träumte ich und saß in meinen Gedanken daheim bei den alten Eltern und an mich lehnte sich die Braut mit schmeichelndem Kosen und um meine Knie spielten die kleinen Geschwister — ach, ich träumte so süß, so natürlich — gleich dem Durstenden in der Sahara, der das köstliche Wasser schlürfet im wahnsinnigen Entzücken — so lag ich und sann! — Da, mit einem Male — wache ich oder äfft mich der Traum? O, nimmer werde ich den Augenblick vergessen. Getragen von den lispelnden Abendlüften aus weiter Ferne höre ich plötzlich leise das so lange, lange entbehrte Signal der Feldpost! — Ich springe empor — wir Alle springen auf! — „War das Wirklichkeit, war es Trug?" — „Nein! Hört — ganz deutlich und jetzt schon wieder" — „Hurrah die Feldpost!"

„Die Feldpost, die Post!" jubelte es durch die Reihen; vergessen waren mit einem Male Hunger und Strapazen, Sorgen und Leiden — man umarmte sich, man lief den Berg hinab, Officiere und Soldaten, mit strahlenden Gesichtern, — „die Feldpost! Briefe aus der Heimat!" — riefen Alle athemlos durch einander, der General wie der Musketier. Und siehe aus dem dunklen Tannenforste tauchen jetzt zwei kleine Wagen und kommen die Landstraße daher.

„Schier dreißig Jahre bist Du alt,
Hast manchen Sturm erlebt"

bläst der Postillon, — das alte herrliche Mantellied, er bläst uns Allen mitten in's Herz hinein! — O, wie das klang im glühenden Abendroth, von dem Echo des Berges wiedertönend!

Und nun kamen sie im raschen Trabe heran, — nun winkten sie uns zu, — „acht lange Tage nicht gesehen!" Und wieder blies der Postillon, als wüßte er wie wohl es uns that und hinter der Feldpost, hinein in's Dorf, ergoß sich die Menschenwoge — unwiderstehlich. Schneller war wol nie das Felleisen geleert und vertheilt, — athemloser vor Freude und Erwartung sind wohl selten Siegel erbrochen worden wie heute — das war ein glücklicher Abend in Rossetsch dort in Mähren!

Ach, was die zärtlichen Herzen daheim doch Alles in so ein kleines Couvert einschlossen, das ein halbes Pfund nicht überschreiten durfte! Grüße, Gebete, Chocolade und Küsse, Umarmungen und Insectenpulver, Rosenblätter, Photographien und Charpie und wer weiß was noch sonst für Liebesgaben. Vielfältig in der That, und beschwerlich war der Dienst für die ebenso geplagten wie stets sehnlichst erwarteten Postbeamten und

daß er auch nicht ganz ohne Gefahr war, beweise hier zum Schluß noch eine kleine Erzählung.

Am 21. Juli fuhr von Stampfen aus ein kleines Slowakenfuhrwerk die preßburger Chaussee entlang, beladen mit der Briefpost der achten Division, die in den Dörfern Maast und Bisternitz cantonnirte. Es war am Tage vor dem Gefecht bei Blumenau.

Außer dem slowakischen Fuhrmanne befanden sich noch ein Secretair und ein Postillon, Namens Freier auf dem Wagen.

Die genannten Dörfer grenzen sehr nahe an einander und so kam es wohl, daß die beiden Preußen den Glauben hegten, Bisternitz läge noch etwas weiter vorwärts, und munter zum Dorfe und über die Vorposten hinausfuhren, ohne es zu merken.

Plötzlich aber erblicken sie vor sich mit Staunen einzelne Reiterpatrouillen, Ulanen, die ihnen entgegen traben. — Der Postillon schöpft Verdacht, die Ulanen kommen ihm sonderbar vor, sie haben keine Fähnchen an den Lanzen, er fällt dem Slowaken in die Zügel, deutet mit der Hand dort hinüber und sagt erschrocken: „Halloh — was sind das da für Reiter?" „Ulan sein", erwiedert Jener phlegmatisch, ohne die Pferde anzuhalten. „Was für Ulanen?" „Kaiserlich Ulan!" ruft da auf einmal der Bauer aufspringend und haut auf die Pferde los, daß sie sich hoch aufbäumen.

Aber in demselben Augenblicke hat auch schon der Postillon mit Geistesgegenwart den Säbel gezogen (die Feldpostillone sind bewaffnet) schwingt ihn drohend über dem Slowaken und der Secretair fällt demselben in die Arme. Während der Slowak sich losreißt, vom Wagen springt und pfeilschnell davon läuft, gelingt es den beiden Anderen die Pferde zu wenden, ehe die Reiter heran sind und im sausenden Galopp, was die Pferde laufen können, geht es nun zurück nach Bisternitz.

Die Ulanen mit eingelegter Lanze sprengen mit verhängten Zügeln ihnen nach, sie nähern sich ihnen von Minute zu Minute sichtlich mehr und schon glauben sich die beiden Unvorsichtigen verloren; da fällt plötzlich dicht neben ihnen am Wege ein Schuß und da und dort noch einer, — einer der feindlichen Reiter überschlägt sich, die anderen stutzen, machen Kehrt und ziehen sich zurück; — rechts und links aber in den Kornfeldern und Gräben tauchen die preußischen Füsiliere hervor — die Feldpost hat die Vorposten glücklich wieder erreicht, schützend nehmen diese sie auf — sie ist gerettet.

Vier Jahre sind's nun bald seit jenen verhängnißvollen schweren und unvergeßlichen Tagen; aber noch heute, wenn der Postillon in's Horn stößt, denke ich an den Abend dort bei Rossetsch, sehe ich wieder das Abendroth, die Berge und den dunklen Tannenforst, aus welchem leise und zauberhaft entzückend das „Schier dreißig Jahre" zu meinem lauschenden Ohre herüber klang. 'S ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen Heute und Damals, — zwischen der Fahrpost und der Feldpost, — zwischen dem Krieg und dem Frieden! H. van Dewall.

---

# Die Pariser Clubs und ihre Heroen.

Der Titel dieser kleinen Skizze klingt einigermaßen prätensiös, weil er unwillkürlich die Erinnerung an die wirklichen Clubs der großen französischen Revolution hervorruft und zum Vergleiche herausfordert. Was man aber jetzt in Frankreich von diesem Artikel — wenn ich mich so ausdrücken darf — besitzt, ist weit entfernt, auch nur annähernd an jene politischen Versammlungen heranzureichen, sowol was Gehalt, als was Einfluß betrifft, in denen die Errungenschaften von 1789 gleichsam zu politischem Chylus verarbeitet wurden, damit das Volk aller Classen ihrer leichter theilhaft zu werden vermöge. Selbst Das, was wir im Jahre 1848 diesseits und jenseits des Rheins als politische Clubs haben fungiren sehen, läßt sich mit den „réunions publiques" und „réunions électorales" nicht vergleichen, mit denen am 19. Januar 1867 Napoleon III. dem französischen Volke unter dem Namen des „Versammlungsrechtes" ein heiß ersehntes Angebinde gemacht hat.

Es ist wahr, das neue Gesetz ließ nahezu achtzehn Monate auf sich warten; es ist ferner wahr, daß es weit entfernt ist, ein Muster von liberaler Abfassung zu sein — aber wenn man bedenkt, daß bis dahin Frankreich, einem Gefangenen gleich, nicht nur an Händen und Füßen gekettet, sondern auch durch einen tüchtigen Knebel im Munde gequält wurde, so wird man zugestehen müssen, daß die neue Gesetzgebung ein um so größerer Fortschritt war, als sie gleichzeitig dem geschwätzigsten Volke der Welt eine ziemlich unbeschränkte Redefreiheit zu Gebote stellte.

Freilich blieben die Verwaltungsschikereien darum nicht ausgeschlossen. Präfecten und Polizeibeamte hatten das Recht, angemeldete Versammlungen, wenn es ihnen angemessen schien, ohne Angabe von Gründen zu vertagen resp. auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben; Politik und Religion blieben, wenn es nicht gerade Wahlzeit war, immer von der Behandlung in den öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen; Redner und Publicum endlich mußten sich allezeit die Gegenwart eines Polizeibeamten gefallen lassen, der, wenn es ihm gut dünkte, die Versammlung auflösen konnte und auch oft genug auflöste . . . aber alles Das hinderte nicht, daß unter dem Firmenschilde geschichtlicher und socialer Fragen nach Schmugglerweise die verpönte Politik und Religion doch in jene Versammlungen eingeschwärzt wurde und was den lästigen Polizeicommissar anbetraf, so nahm man oft genug zu dem legalen Mittel der Einberufung einer „Privat-Versammlung" bequemste Zuflucht. Eine solche Privatversammlung, die von omnibus rebus et quibusdam aliis handeln kann, durfte vorgeschriebenermaßen nur in der Privatwohnung des Einladenden stattfinden und jeder Anwesende mußte im Besitz einer direct an ihn adressirten Einladungskarte sein. Patriotische Bürger wußten sich auch hier zu helfen; sie mietheten große Säle, Scheuern, Schuppen und schlugen ihr Domicil darin auf, in dem sie ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl hineinstellten. Die Einladungskarten aber, die man gleich zu Tausenden drucken ließ, wurden durch gute Freunde vertheilt und als auch dies zu umständlich schien, gab man sie einfach bei den Weinwirthen des Viertels in Depôt, die ihre Kunden damit regalirten, diesen die Sorge überließen, den Namen auszufüllen und somit Krethi und Plethi, die Vertreter der geheimen Polizei natürlich einbegriffen, in den Stand setzten, sich an solchen oratorischen Gelagen zu betheiligen.

Während nun die eigentlichen Clubs, wie man sie früher gekannt, mit

einem auf mindestens vier Wochen gewählten Bureau, mit ständigem Versammlungslocal und ständigem Publicum, das gleichsam erst aufgenommen werden mußte, gesetzlich verpönt blieben, stellte sich in der Praxis die Sache nicht viel anders dar. Bei der Beschränktheit der Zahl aller verfügbaren Locale kam es bald dahin, daß gewisse Säle, wie die Salle Molière, die Redoute, die folies Belleville u. A. von einem bestimmteu Publicum frequentirt wurden, das sich zum ausschließlichen Publicum der öffentlichen Versammlungen heranbildete und gleichsam eine stille Gemeinde darstellte, deren einzelne Mitglieder stets unter sich Fühlung behielten. Noch mehr, die Präsidenten und Beisitzer, ja die Redner aller dieser Versammlungen schienen bestimmt, mit geringen Abwechselungen und Variationen, immer dieselben Namenverbindungen ergeben zu sollen. So glichen diese Männer alsbald Patriciern der populairen Parlamentinos, die stets im Vordergrunde standen und die nebst ihren Zuhörern große Aehnlichkeit mit jenen Theatercomparsen besaßen, die bei feierlichen Aufzügen die Bühne überschwemmen, in Schlangenlinien vorüberziehen und deren erste Glieder den Hintergrund füllen, wenn die letzten dicht an der Rampe stehen.

In den ersten Wochen und Monaten des Gebrauchs der neu erworbenen Freiheit schien sich eine practische Strömung derselben bemächtigen zu wollen. Genossenschaftswesen, Lohnfragen und das unerschöpfliche Thema der Frauenerziehung bildeten die Vorwürfe der Redner, die sich um die Gunst der Arbeiterbevölkerung bewarben, auf welche letztere man ja im freisinnigen und Oppositionslager vermittelst des Versammlungsrechtes einen dreifach größeren Einfluß zu erringen hoffte. Damals trat der bekannte Deutsch-Franzose J. E. Horn ganz besonders in den Vordergrund und dieser Mann, als Nationalökonom von Fach, schien in der That berufen, in legitimer Weise auf diese Versammlungen einzuwirken. Leider glaubte das Publicum, geleitet von den zahlreichen Neidern, die dem gelehrten, kaum erst zum Franzosen nationalisirten Manne nicht fehlten, hinter diesem Hervortreten jenes Schriftstellers eine bestimmte Absicht vermuthen zu müssen: die Absicht, mit Hülfe der Versammlungspopularität Deputirter der Stadt Paris für den gesetzgebenden Körper zu werden. Ob mit Recht oder Unrecht — man merkte die Absicht und war verstimmt. Herr Horn nahm dies wahr und glaubte, seiner sinkenden Popularität am Besten dadurch aufhelfen zu können, wenn er die volkswirthschaftliche Note, die er angeschlagen, etwas forcire; wenn er, anstatt sein Publicum zu sich heraufzuziehen, zu ihm herabstiege, wenn er den rationellen national-ökonomischen Principien, die er bisher vertreten, Valet gebe und sich als „Gleicher unter Gleichen", d. h. als Socialist — ich weiß nicht genau, welcher Secte, ob als Mutualist oder Collectivist — entpuppte.

Kaum aber hatte Herr Horn diese Concession gemacht, als sich urplötzlich eine Bande, ich will dies nicht im schlechtesten Sinn gesagt haben, eine Anzahl schier „catilinarischer Existenzen" über die „réunions publiques" ergossen, durch welche jenes socialistische Gepräge einen bei weitem verschärfteren Charakter erhielt. Damals konnte man allabendlich die seltsamsten Theorien mit einem Feuereifer und einer Phraseologie in jenen Vereinigungen gepredigt hören, die durch Wildheit und Ungebundenheit des Ausdrucks ersetzten, was ihnen an wirklicher Originalität abging. Damals ließ aber auch die Regierung alle diese Redner ruhig gewähren; jagte sie doch dem guten Bourgeois eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken und der frondirende pariser Epicier, dem in den achtzehn Jahren ungestörter Straßen-

ruhe, die ihm das kaiserliche Regime gebracht, das Gefühl des Gruselns vor Emeuten und Barrikadenkämpfen vollends verloren gegangen war, kam nun aus dem Gruseln gar nicht mehr heraus.

In der That war es keine Kleinigkeit für den ehrsamen Spießer, der schon Rentier geworden oder eben im Begriff war, diesen Traum aller Franzosen aus den Mittelclassen der Gesellschaft in Erfüllung gehen zu sehen, in Wahrheit war es für diesen Mann nichts Kleines, wenn er plötzlich im artistisch zugespitzten Bericht des Siècle oder der Patrie las, wie man im Grand Salon von Lachapelle das Eigenthum abgeschafft, wie eine Versammlung in Clichy sich gegen das Erbrecht erklärte, wie die Männer von der Redoute die Familie aufgelöst wissen wollten, wie Andere die Emancipation der Frauen durch die freie Liebe geheiligt verlangten, wie Frauen selbst, Madame Paula Minck an der Spitze, für Aehnliches eintraten, wie man gemüthlich in der Salle Molière Gott oder das „höchste Wesen" wegdecretirte und was dergleichen grobe Späße mehr waren.

Indessen nun die Einen sich an diesen Auswüchsen erschreckten, die im Grunde doch nicht viel zu bedeuten hatten, weil sie nur von einer geringen Minorität formulirt und getragen wurden, sahen Weisere ein viel bedenklicheres Symptom in der immer radicaler hervortretenden Intoleranz der Leiter und der Mitglieder dieser Versammlungen. Der absolut-negirende Standpunkt gegen die bestehenden Einrichtungen von Staat und Gesellschaft mußte von jedem Redner, der zu Wort gelangen wollte, von vornherein anerkannt und getheilt werden. Jeder Versuch, eine abweichende Meinung zu Gehör zu bringen, wurde mit einem Terrorismus erstickt, der das Schlimmste befürchten läßt, für den Tag, da die Männer dieser Kreise Das erlangt haben möchten, was sie so heiß ersehnen: Macht, Gewalt und Glanz.

Der Franzose hat ein vortreffliches Sprichwort, das alle diese Bestrebungen kurz kennzeichnet: „ôte-toi de là que je m'y mette." Und in Wahrheit dreht sich auch Alles nur um diese Frage, so daß dieser Socialisten Ach und Weh, wie das der Weiber, aus einem Punkte zu curiren ist.

Heute allerdings ist auch in jenen Versammlungen schon, wenn nicht ein anderer Geist, so doch ein anderer Ton vorherrschend geworden und die letzte Wahlperiode namentlich hat dazu beigetragen, daß die socialistischen Chimären vor wirklich politischen Problemen einigermaßen das Feld räumen mußten. Selbst die Wortführer, Präsidenten, Beisitzer und Redner haben sich einigermaßen geändert und von den Heroen der ersten Periode sind nur sehr wenige mit in die zweite Epoche hinübergenommen worden.

Herr Horn, der bald einsah, daß er zuviel gelernt hatte, um es seinen Concurrenten an politisch-wirthschaftlichem Nonsens gleichthun zu können, verschwand plötzlich vom Schauplatz und benutzte die Gelegenheit, die sich ihm darbot, in seinem ersten Vaterlande, Ungarn, eine ehrenvollere und gehaltreichere Laufbahn einzuschlagen. Wenn Jemand, so muß er die Männer dieser Volksversammlungen von Herzensgrund verachten gelernt haben. Einer seiner ehemaligen Hauptmitbewerber um die Volksgunst, Herr Ducasse, ist heute fast verschollen. Roth wie sein Bart, seine Wangen, seine Nase, sein Kinn, waren auch seine Meinungen, obwohl er Anfangs als Theaterkritiker eines legitimistischen Blattes in Bordeaux debutirt und dann sich nach Genf begeben hatte, um dort dem Studium der reformirten Theologie obzuliegen. Hier wurde er mit James Fazy bekannt und durch diesen Redacteur der „Nation Suisse". Die äußerst heftige Sprache seiner Polemik war aber

nicht ganz nach dem Geschmack des Genfer Publicums und so kehrte er nach dem Sturz der radicalen Partei der Stadt Calvin's den Rücken, um in einem streng katholischen Pensionat von Paris Lehrer zu werden. Aber diese Stellung hinderte ihn nicht, sich urplötzlich zu einem der beliebtesten Redner der Volksversammlungen zu entwickeln. Er sprach, wie er in Genf geschrieben, mit unbeschreiblicher Heftigkeit und donnerte besonders gegen die sogenannte „honnete“ Opposition, die in der Kammer durch Männer wie Favre, Picard und Simon vertreten war. Letztere Tactik hielt ihm die Regierung Anfangs zugute und ließ ihn unangefochten. Dennoch, als er's später zu arg trieb, kam er auf einige Monate nach Mazas; natürlich durch richterliche Verurtheilung. Dies und die Indifferenz seiner sogenannten „Freunde“, die im Grunde über seine Erfolge außer sich waren, kühlte seinen Radicalismus bedeutend ab. Da er nun aber ruhiger geworden, so gab dies wieder seinen Neidern Gelegenheit, ihn zu „verleumden“; er erlitt den stillen Ostracismus und trat ab. Dennoch war er — nach Horn — einer der wissenschaftlich gebildetsten dieser Redner, wenn auch sein äußeres Auftreten seine Kenntnisse, namentlich in orientalischen Sprachen, kaum vermuthen läßt. Geräth er in Hitze, so spricht er leicht und gut; es fehlt ihm selbst nicht an glücklichen Einfällen, die freilich meist bei kaltem Blute vorbereitet sind, da er sie seinen Intimen sogar vorher mitzutheilen liebt, was indeß dem Beifall des Publicums nicht Abbruch thut. Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß der schlimmste Feind des Herrn Ducasse weniger seine Neider als — die Absynthflaschen seien. In der That, hat er ein Glas getrunken, so pflegt er nicht selten die Hoffnung auszusprechen, die Civilisation werde noch so weit kommen, die Guillotine durch ein weniger Zeit raubendes Mittel zu ersetzen. Aber dieser Blutdurst ist nicht weit her und es giebt Leute, die es beschwören wollen, daß er niemals auch nur einer Fliege etwas zu Leide gethan.

Ernster wie Ducasse nimmt es mit seinen Todesdrohungen der Jacob Böhme des modernen Socialismus, Herr Gaillard (Vater), ein Schuster seines Zeichens, der einst ein Patent auf eine besondere Art Schuhsohlen theuer verkauft hat, das Geld dafür aber bald zu verthun wußte. Wer nicht wie Herr Gaillard Vater denkt, ist ein Verräther und alle Verräther müssen geköpft werden. Ergo . . . ist das nicht logisch? Herr Gaillard ist freilich ohne alle Bildung, dafür entbehrt er aber keineswegs eines scharfen natürlichen Verstandes. Er haßt, wie jene römischen Kaiser, das diem perdidi; und jeder Tag ist für ihn verloren, an dem er nicht mit der Polizei in Händel geräth. Wenn er spricht, so hält er sich meist mehr an Persönlichkeiten, als an Principienfragen; aber er hat es von seinem alten Gewerbe noch in der Gewohnheit, mitunter den Nagel auf den Kopf zu treffen. Herr Gaillard père ist außer mit einer rothen Mütze, die ihn nie verläßt und wegen der er, wie er behauptet, einst nach Cayenne hat geschickt werden sollen, noch mit einem Sohne behaftet, Herrn Gaillard Sohn, dem lyrischen Heulmeyer der pariser Clubs. Er ist es, der alle Märtyrer der Freiheit in Pacht genommen, um sie an ihren Gedenktagen in unscandirbare Verse einzuschlachten, die er regelmäßig an ihren Gräbern laut zum Besten giebt. Sonst ist er ein unschuldiger Narr.

Eine der merkwürdigsten Figuren zur Seite des genannten Nachstrebenden von Hans Sachs ist der Mann der Arena, der Ringer per excellence, wenn auch nur als „amateur“, Herr Falcet, der in dieser letzten Zeit regelmäßig als Beisitzer oder Präsident der öffentlichen Versammlungen fungirte.

Als Redner ist er ungeschickt und führte so häufig die Auflösung von Versammlungen herbei. Dies gab Veranlassung zu einer Untersuchung gegen ihn — nicht etwa von Gerichtswegen, sondern von Seiten seiner Parteigenossen, namentlich von Seiten der Dioskuren Briosne und Lefrançois, die der Ansicht zu huldigen schienen, er handle als Agent provocateur. Diese Untersuchung ist aber plötzlich niedergeschlagen worden und Herr Falcet söhnte sich mit den socialistischen Orestes und Pylades aus; so daß Niemand in die Mysterien dieser Enquête, die in offener Versammlung beantragt und beschlossen worden war, einzudringen vermag. Um aber die eine Zeitlang häufig gewordenen polizeilichen Auflösungen zu umgehen, erfand man einen eigenen Phrasenschatz, der vom Publicum alsbald begriffen und stets mit donnerndem Beifall begrüßt wurde, sobald man seine Zuflucht zu ihm nahm. Da die Polizeicommissare Weisung hatten, stets Verwarnungen zu ertheilen, wenn man die Republik als das zu erstrebende Ziel hinstellte, so sagten die Redner die Augen zum Himmel aufschlagend: „Wenn wir erreicht haben, was Ihr Alle wißt und was ich nicht nennen mag!" Galt es, für die gleichfalls mit Verwarnung bedrohte politische Eidweigerung Propaganda zu machen, so hob der Redner die Hand wie zum Eidschwur empor und bekämpfte: „Was wir Alle nicht wollen!" Galt es, ungestraft des Staatsstreichs Erwähnung zu thun, so sprach man von der „Bluttat, die nach Rache schreit" und was dergleichen Kniffe mehr waren.

Ernster und bei weitem nachhaltiger wirkend als alle die Genannten ist Millière, der Intimus Rochefort's, der Gerant von dessen neuer „Laterne", die er die „Marseillaise" nennt und täglich erscheinen läßt; ein Mann, der seiner Ueberzeugung eine Lebensanstellung als Kassenbeamter der Versicherungsanstalt Aigle zum Opfer gebracht. Herr Millière hat sich vom unwissenden Bauernknaben selbst durch eigenen Fleiß emporgearbeitet und sich namentlich erkleckliche Kenntnisse in Astronomie und Naturwissenschaften erworben, die er, wie alle Autodidakten, gern an die große Glocke hängt. Als Mensch ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts, ist er als Versammlungsleiter ebenso leicht heftig als parteiisch und als Redner ein seltsames Gemisch von Mysticismus und Alltäglichkeit. Er hat sich ein eigenes communistisches System zusammengebaut zur Organisirung der Gesellschaft als Familie: „Jeder Mensch arbeite nach seinen Kräften und genieße nach seinen natürlichen Bedürfnissen." Dies ist die Quintessenz seiner socialistischen Weisheit, durch deren Anwendung und radicale Durchführung, denn er ist nicht der Mann vor irgend einer Consequenz zurückzuschrecken, er die Frage des Pauperismus endgültig zu lösen hofft.

Ist Millière ein Mann von wirklicher Bedeutung und nicht zu verkennendem Werth, so ist seine Umgebung nicht immer der Art, den Ernst seines Strebens unverkürzt zum Ausdruck kommen zu lassen. Die Versammlungen, denen er präsidirt, entbehren selten der komischen Figuren. Ich spreche hier nicht von dem braven Anonymus, der in einer Gefühlsaufwallung gegen den Druck des Capitals auf Arbeit und Arbeiter die classische Phrase erschallen ließ: „Bürger, also drückt uns das Capital! Wenn der arme Arbeiter des Abends müde, matt und elend nach Hause kommt, was findet er da auf stinkendem Strohlager? Sein Weib und seine sieben hungernden, armen, kleinen Waisen, die nach Brod schreien!" Ich spreche hier nicht von diesen grotesken Ausartungen der melodramatischen Klagen, die den Franzosen sonst so gut zu Gesicht stehen, sondern vielmehr von den eigentlich lustigen Personen

der Clubs, die bei einer unverkennbaren Dosis Pfiffigkeit dennoch auf den unbefangenen Beobachter den stärksten Lachreiz ausüben.

Da ist zunächst Herr Jules Allix, ein Matador der Versammlungen, der sogar jüngst als socialistischer Wahlcandidat auftrat, ohne je den Muth gehabt zu haben, ein eigenes socialistisches Programm aufzustellen. Er ist, wie alle metierlosen Franzosen, Advocat; ein Charakter, der gewöhnlich ebenso gehaltlos für Männer dieser Bohème zu sein pflegt, wie in Deutschland der Titel: Doctor der Philosophie. Als Advocat ohne Clienten und Processe warf sich Herr Allix auf die Buchmacherei. So trat er in einem dicken Bande als Erfinder einer neuen spiritischen Correspondenz auf, indem er sein Werk über die „Escargots sympathiques", die sympathischen Schnecken veröffentlichte. Er behauptete nämlich gefunden zu haben, daß Schneckerich und Schnecke, nachdem sie eine Zeitlang als Mann und Frau mit einander gelebt, durch ein magnetisches Fludium verbunden blieben, selbst wenn sie meilenweit von einander entfernt wären. Zwei Liebende also, die mit einander correspondiren wollten, hätten sich nur zweier sympathischen Schnecken zu bemächtigen. Ginge nun der Eine, der Geliebte, außer Landes, z. B. nach Berlin, während die Geliebte in Paris zurückbliebe und seien Beide übereingekommen, um eine bestimmte Stunde, z. B. um Mittag, mit einander zu correspondiren, so habe man nur die Schnecke in Berlin und in Paris um jene Zeit vor sich auf den Tisch zu setzen. Nun streckt das Krustenthier die Fühler aus. Bewegt man dann etwa den Fühler oben rechts in einem Halbkreise — dies geschieht vom Geliebten in Berlin — so macht augenblicklich zur selben Secunde die Schnecke der Liebenden in Paris dieselbe Bewegung mit demselben Fühler oben rechts. Man begreift, daß man auf diese Weise Buchstaben und Wörter bilden — mit einem Worte correspondiren kann.

Herr Allix wollte auf diese seine Erfindung ein Patent nehmen, denn alle diese Socialisten lieben es sehr, ihre Eigenthumsrechte zu sichern, so Herr Gaillard père für seine Schuhsohlen; so Herr Cantegrel für einen Gassparer; so Herr Allix für seine sympathischen Schnecken — aber die Regierung fand sich nicht veranlaßt, ihm ein „breveté s. g. d. g." zu ertheilen und so wurde die merkwürdige Entdeckung Gemeingut.

Für diesen Mißerfolg suchte sich Herr Allix in den Versammlungen zu trösten, in deren jeder er mindestens drei oder vier Mal an einem Abend das Wort ergreift. Er liebt es, die Frauenfragen und namentlich die freie Liebe zum Thema seiner etwas nackten Beredsamkeit zu machen und pflegt, wenn er die Ehe vom physischen Standpunkte aus beleuchtet und zergliedert, sich Damengesellschaft in die Clubs mitzubringen. Um sich aber auch pecuniär einigermaßen zu erholen, ersann er folgendes Mittel: Bei Gelegenheit der letzten pariser Nachwahlen miethete er eines der größeren Locale für Wahlversammlungen — einen ehemaligen Ballsaal, der später einem fallit gewordenen Café-Concert-Unternehmen gedient hatte — um einen Spottpreis. Nachdem er so Meister der Lage war, schrieb er an alle die verschiedenen Wahlcandidaten des Viertels, und es gab derer nahezu ein Dutzend, daß den und den Abend in jenem Locale eine Wahlversammlung stattfinden werde; die meisten seiner Mitbewerber würden sich einfinden, um den Wählern Rede zu stehen, es sei mithin in seinem, des Candidaten, Interesse, sich ebenfalls einzufinden. Da alle zwölf Candidaten auf gleiche Weise benachrichtigt wurden, so sagten sie auch regelmäßig alle zu und die Blätter verkündeten dann, daß die Herren Glais-Bizoin, Allou, Simonin und die anderen Herren X. Y. Z. am Abend um

acht Uhr im Saale der Folies Belleville erscheinen würden, um ihre Programme zu entwickeln und zu vertheidigen.

Auf solche Einladung strömte denn nun das Publicum des Wahlbezirkes hinzu, dem der speculative Unternehmer dann immer die einzelnen Wahlcandidaten gleichsam als Acteurs vorführte. Nach beendigter Sitzung aber fand und findet stets am Ausgange eine Sammlung statt zur Deckung der Saalmiethe und der Beleuchtung. Die Zwei-, Drei- und Fünf-Sousstücke regneten dann in die bereit gehaltenen Kassen — und Herr Allix hatte ein so vortreffliches Geschäft gemacht, daß ein Freund und Bruder vom gleichen Kaliber, Herr Paulet, durch den Erfolg berauscht, dieselbe Speculation in einem andern Wahlkreise der Hauptstadt, und zwar im Saale der Redoute, in gleicher Weise in Scene setzte, ohne sich schlechter dabei zu stehen.

Diesen Männern gegenüber, welche das komische Element vertreten und deren Liste leicht vergrößert werden könnte, stehen wirklich ernstere Geister, wie Tolain, der, ein sehr begabter Schüler Proudhon's, in Arbeiterfragen als Autorität gelten darf. Wie alle begabteren Männer der Partei, der ja die hervorragenderen Geister ein Greuel sind und die das nivellirende Princip der Gleichheit auch auf das geistige Gebiet auszudehnen liebt, ist Tolain heftig angefeindet worden, weil er einmal als Führer einer Polendeputation dem Kaiser gesagt: „Sire, Sie sind das Schwert Frankreichs." Die Wahrheit ist, daß Tolain, in der Politik ein Skeptiker, nur für die Lösung der socialen Fragen thätig ist und deshalb in den Mitteln nicht eben wählerisch scheint, die ihm diese Zwecke zuführen. Da aber Tolain im Grunde fast der Einzige der Partei ist, der alle Arbeiterfragen der Gegenwart von Grund auf kennt, so haben ihm seine Gegner noch nicht nachhaltig zu schaden vermocht.

Schlimmer erging es Vermorel, dem Redacteur des „Courrier français" und jetzt der „Réforme." Man hat ihn wiederholt bezüchtigt, mit Rouher geheime Verbindungen unterhalten zu haben. Eine Zeitlang war auch wirklich sein Einfluß dahin — aber in den jüngsten Tagen scheint er sich wieder aufraffen zu wollen*). Vermorel ist kein sehr beredter, aber ein überaus klarer Volksmann, den die massenhaft gegen ihn geschleuderten Anklagen ziemlich kalt lassen; wobei er, als gewandter Duellist, im Nothfalle aber stets seinen Mann zu stehen weiß. Trotz alledem ist er keine sympathische Erscheinung und bei ihm, wie bei so Vielen, drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß er mehr einer zwingenden Nothwendigkeit, vielleicht selbst einem journalistischen Platzbedürfnisse, denn einer treibenden Ueberzeugung gehorchte, als er sich den socialistischen Ideen zugewendet. Wie dem aber auch sein möge, Vermorel ist, ohne viel Pedanterie, im Privatleben ein Puritaner und da man dies nicht von allzu vielen seiner Genossen sagen kann, so ist dies schon ein Unterscheidungsmerkmal von Gewicht. In neuester Zeit hat der Sohn des bekannten Philhellenen Flourens, Herr Gustav Flourens, sich als den energischsten und einflußreichsten aller dieser Helden des Versammlungsrechts gezeigt. Herr G. Flourens hat etwas Soldatisches in seinem Auftreten und in der That war er auch schon mehrfach als Garibaldi im Kleinen, namentlich während des letzten kretischen Aufstandes thätig. Ihm dürfte sicherlich der einflußreichste Platz zufallen, sollte einmal ein Tag des Kampfes die Bürger aus den Clubs auf die Barrikaden rufen.

*) Gerade eben jetzt hat Rochefort in der Kammer diesen Anklagen gegen Vermorel Worte geliehen. Ein demokratisches Ehrengericht, aus 18 Mitgliedern bestehend, führt die Untersuchung, die Vermorel in Folge dessen selbst beantragt hat.

Um diese Planeten der Volksversammlungen kreisen noch eine große Anzahl kleinerer Sterne, die, eingehend zu erwähnen, wohl zu weit führen würde. Da ist der jugendlich-kühne, aber auch gleichzeitig von Eitelkeit zerfressene Lombard, der wohl noch eine größere Rolle spielen dürfte und dessen Aplomb, namentlich den Uebergriffen der Polizei gegenüber, selbst dann nicht aufhörte, als er — wie dies jetzt der Fall — in Folge verschiedener Verurtheilungen, neun Monate Gefängnißhaft vor sich sah. Da ist die rüstige Arbeitergestalt Boulogne's, der Naivetät mit natürlichem Humor verbindet, der aber unerträglich wird, sobald er in den sentimental-pathetischen Ton verfällt, der den Franzosen von geringerer Bildung so sehr an's Herz gewachsen scheint. Da ist Humbert, der Hauptprophet der „Egalité", der namentlich Jules Favre für seine alten Sünden und Abstimmungen aus der Zeit der Republik von 1848 mit der Gewissenhaftigkeit eines Großinquisitors in peinliche Verhöre nimmt und ihn ihrethalben heimsucht; da ist Peyrouton, ein wirklich gebildeter Advocat, der seine Zeit zwischen den Clubs und den Bällen der Halbwelt theilt 2c. 2c.

Da sind noch so viele, die ihre Rolle gut und mittelmäßig spielen, daß ihre Nomenclatur den deutschen Leser nothwendig ermüden und langweilen müßte.

Die Physiognomie aller dieser Clubs aber hat sich seit einem Jahre vielfach geändert. Die Locale sind dieselben, schmucklos, unbequem, kalt, schlecht beleuchtet; die Menschen sind dieselben, einfach, überzeugungstreu, naiv, voll heiligen Eifers — aber Ton und Inhalt der Vorträge und Reden zeigen einen ganz andern Charakter. Die Sturm- und Drangperiode scheint vorüber und die Zeit ruhigern Prüfens und Erwägens gekommen. Auch die Intoleranz fängt an, sich zu verlieren. Noch vor einem halben Jahre, als der Hauptredacteur des „Constitutionnel", der witzige Robert Mitchell, in einer solchen Versammlung erschien und die Menge ansprach: „Bürger, ich bin nicht Eurer Ansicht über die Theilung aller Einkünfte. Ich habe gewettet, Ihr würdet das Recht der freien Meinungsäußerung auch in Eurem Gegner ehren und mich ausreden lassen", da unterbrach ihn ein solcher Sturm, daß der letzte Satz ihm halb in der Kehle stecken blieb. Als er aber muthig fortfuhr: „Bürger, ich erkläre mich bereit, auf Eure Theorien einzugehen, wenn Ihr dasselbe thut und dieselben practisch verwirklicht. Ich verdiene täglich fünfundzwanzig Franken. Um leben zu können braucht jeder Arbeiter in Paris mindestens drei Franken. Ich bin bereit Tag für Tag zweiundzwanzig Franken von meinem Verdienst in eine gemeinsame Kasse zu legen und mich mit drei Franken zu begnügen, wenn Jeder von Euch, der mehr als drei Franken per Tag verdient, dasselbe thut, um so durch gemeinsame Beisteuer den weniger Begünstigten unter uns die gleiche Summe von drei Franken zu sichern!" — als Mitchell dies gesprochen, da hätte er das Wort, das ihm entfahren, viel lieber im Busen bewahren mögen und er konnte froh sein, daß er durch eine Hinterthür mit heiler Haut davonkam. Heut zu Tage freilich würde ein Mann wie Mitchell schon eher ungestraft solche Vorschläge machen können; nur auf Anerkennung und Zustimmung dürfte er nicht rechnen, denn von diesen Leuten, die vom alten „fabula de te narratur" nichts wissen wollen, gilt eben auch nichts, als die Umkehrung des alten Reimwortes: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anders!" und einem spätern Dichter wird es aufbehalten bleiben, das entsprechende Gedicht für die so nothwendig gewordene, umgekehrte Anwendung der Fabel zu ersinnen. Arthur Levysohn.

# Unsre chinesischen Gäste.

(Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung.")

Wenn man während der letzten Monate durch die meist nicht sehr überfüllten Straßen der „dritten Weltstadt" promenirte, so konnte man in ihnen, besonders aber „Unter den Linden" regelmäßig wiederkehrende Zusammenläufe des Straßenpublicums von Berlin beobachten. Lawinenartig entstehend, waren es offenbar harmlos gemeinte Zusammenrottungen Neugieriger, entweder vor einzelnen Kaufläden, oder auch lange Züge, nicht blos aus Gamins, vielmehr überwiegend gebildet von ganz „anständigen" Leuten, welche irgend einem Kernpunkte kometengleich nachströmten. Warf man sich einem solchen Zuge entgegen, so bemerkte man an ihrer Spitze einige kleine, sonderbar aussehende und fastnachtartig costümirte Männlein, die man sofort als Chinesen erkannte. Denn sah man auch etwa noch nie einen echten Sohn des himmlischen Reiches in natura, hat doch der Chinese sich schon seit Jahrhunderten in unser europäisches Bewußtsein, unsere Theater, unsere Maskeraden, unsere Romane und Reisebeschreibungen, ja sogar bis auf den Theetisch in unser häusliches Leben so sehr eingebürgert, daß der Typus als bekannt vorausgesetzt werden darf. Allein es ist ein Ding, einen Chinesen aus den Carricaturen oder von den Porzellanbildern her zu kennen, und ein anderes, ihn mitten in Berlin auf der Straße bei hellem Tageslicht zu sehen. Der erste Eindruck, der sich für uns mit dem Gedanken an einen Chinesen verbindet ist ein komischer; es war dies daher die erste Gelegenheit für den Berliner Pfahlbürger sich zu überzeugen, daß der Chinese kein komischer, sondern im Gegentheil ein ganz ernsthafter Mensch sei. In London, in Paris, in St. Petersburg ist man an diese Realität inmitten der zahlreich anderen, gleichfalls theatralisch costümirten fremden Völkerschaften schon längst gewöhnt; sogar in Wien, wo doch wenigstens so und so viel Türken, Griechen und Armenier als stehende Staffage sporadisch umherschwanken. Aber für Berlin, tief im Binnenlande gelegen und bis vor Kurzem kaum von den leisesten Wellen des Weltverkehrs berührt, war ein solcher Anblick neu und mit der Freude eines Kindes gab der Berliner sich dem Staunen hin. Aber er blieb dabei nicht stehen; er übte vielmehr die vollste Gastfreundschaft aus im Gefühle seines jungen Weltstadtbewußtseins und da der richtige Berliner von Natur nicht blöde ist, so dauerte es nicht lange, bis er mit den Chinesen in das freundschaftlichste Verhältniß trat. Wo er ihnen zunächst zu stehen kam, gab er ihnen brüderlich die Hand, begrüßte sie mit „Juten Morgen, oller Junge", promenirte mit ihnen Arm in Arm die Linden hinab, in eifrigem Gespräch, wobei der Chinese den Berliner und der Berliner den Chinesen nicht verstand. Diese Sprachverschiedenheit hinderte jedoch nicht eine vollständige Cordialität, um so weniger, als all' diese Chinesen — und zwar von den beiden Fürsten angefangen, bis zu dem letzten der Bedienten — von solch unvergleichlich geschmeidiger und feinhöflicher Liebenswürdigkeit im Entgegenkommen, in der Mimik, in allen Manieren und in den zierlichen Umgangsformen sind, daß die genannten Eigenschaften, verbunden mit einem

eigenartigen starken Gefühl der Würde, jedem Versuch von Uebergriffen der Rohheit vorbeugten, während gebildetere Naturen in der Nähe dieser naiven und doch so routinirten Fremdlinge das behagliche Gefühl des Verständnisses hatten, selbst wenn man sich nur pantomimisch mit einander unterhalten konnte. All' dies gilt jedoch nur von den Berlinern, welche nur „Berlinisch" verstehen, damit aber bei den Fremden aller Himmelsstriche stets gleich gut auskommen. Wer dagegen Französisch und Englisch sprach — und besonders Französisch ist gerade in Berlin sehr verbreitet — der vermochte mit zweien der jüngeren Chinesen — „Fung" und „Lian" — sich wirklich zu unterhalten und mit dem dritten — „Kway" — kamen die Russen ganz gut aus, da dieser Tartar nicht nur Inhaber „vom weißen Opalknopf" ist, sondern auch im russischen Kolleg zu Peking erzogen wurde.

Freilich, die beiden Hauptwürdenträger des „Sohnes des Himmels", der factisch über ein Drittel der gesammten Menschheit herrscht, die beiden beigeordneten eingeborenen Minister, bekam man auf den Straßen Berlins nicht viel zu sehen; sie hatten sich vorbehalten, das Entzücken der exclusiven hohen und höchsten Kreise zu sein, in welche sie fast alle Tage ausgebeten waren. Zugleich besuchten sie gern unsere distinguirteren Concerte und Theater, um dort ihrerseits sehr entzückt zu sein, jedoch weniger, wie es schien, von Musik, Spiel und Decoration, als von all' den schönen Damen auf der Bühne, am Clavier, in den Logen und auf den Sperrsitzen, welchen gegenüber sie eine wahre Virtuosität der Galanterie in Mimik und Gesten entfalteten. Diese beiden „Excellenzen" (Tajen) sind: Chi-Tajen und Sun-Tajen. — Chi-Tajen ist ein Mandschu-Tartar, also aus höchster Aristokratie der regierenden Dynastie, geb. 1819. Zuerst im Hofmarschallamt, dann durch den Prinzen Kung als Secretair im Ministerium des Auswärtigen placirt, 1865 in der Mandschurei berühmter Held gegen die Rebellen, mit der Pfauenfeder geschmückt, ist dieser Sohn des blauen Blutes ein untersetzter, doch in allen Bewegungen äußerst geschmeidiger, meist aber würdevoll ernster Herr voll scharfen Blickes, der, ginge er in europäischer Kleidung, eher für einen etwas starkzügigen Russen oder Polen würde gehalten werden, oder noch besser für einen russischen Tartaren. Er trägt sich in kostbar schweren dunkelfarbigen Seidenstoffen und huscht dahin in Topanken, die einen äußerst kleinen Fuß verrathen, aber zwei Zoll dicke schwarze Filzsohlen haben. Seine Excellenz Chih soll eine außerordentlich ausgebreitete Kenntniß sowol der chinesischen Zustände wie aller geheimen Beziehungen innerer und äußerer Politik besitzen und sich in allem Auslande nur mit dem Studium der Politik und Cultur der fremden Völker beschäftigen, obgleich er kein Wort außer dem berühmten Mandarindialect von Nanking versteht, der lingua della Crusca China's.

Die zweite Excellenz (Tajen), Sun-Tajen, oder im Familienkreise: Sun-Chin-Tssung genannt, ist ein echter und eingeborner Chinese, geb. 1823 zu Schonschong, studirte die Rechte, focht heldenhaft gegen die Taipings und organisirte 1859 die Volkswehr gegen den berühmten Rebellen Miao-Pilin. All das brachte ihn zu dem hohen Posten eines kaiserlichen Censors, eines Amtes, das in China nicht etwa, wie früher überall und jetzt noch hier und dort in Europa dazu da ist, die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu fälschen, sondern im Gegentheil, um ihr Ausdruck zu geben und den Kaiser zur Vernunft zu ermahnen, läßt er sich Rechtsverletzungen zu Schulden kommen. 1867 erhielt Sun-Tajen die Pfauenfeder und wurde zum zweiten

der Minister ernannt, der die Burlingame'sche Mission nach Amerika und Europa zu begleiten hatte, während Chi-Tajen der erste der dem eigentlichen Bevollmächtigten beigeordneten Minister ist. Sun-Tajen sieht sehr intelligent, aber mehr mild als scharf beobachtend aus und trägt europäische Brillen.

Diese beiden hohen Würdenträger des „Vetters der Sonne" sind begleitet von dreien ihrer Landsleute, dreien „Yeh" oder Dollmetschern, nämlich von dem der englischen Sprache: Tung-Yeh, geb. 1847 zu Peking, Generalssohn evangelischer Confession, der auch schon etwas Deutsch spricht und in vielen Familienkreisen gern gesehen war; vom russischen Dolmetscher: Kway-Yeh, einem Tartaren, geb. 1846 zu Peking; und vom französischen Dolmetscher: Lian-Yeh, gleichfalls Tartar, geb. 1847 zu Peking, der zudem sehr wissenschaftlich gebildet sein soll, und zwar europäisch wissenschaftlich. Diesen beiden „Tajen" und dreien „Yeh" — also den „Excellenzen" und den „Dolmetschern" — reiht sich noch der Schriftführer: Koug-Ting-Young an, geboren 1837 zu Peking und Mitglied der historischen Akademie, genannt „Faug-leu-Kaung", ein Protégé des chinesischen Plon-Plon, des Prinzen Kung, und jetzt der Würde eines Bürgermeisters theilhaft. Dieser Schriftführer, oder Young, spricht so wenig als die beiden „Tajen" einen Laut irgend einer fremden Sprache, soll aber ein großer chinesischer Gelehrter sein.

Noch sind der chinesische Arzt zu zählen, und ein Dutzend chinesischer Diener. Das wären also derart etwa zwanzig Söhne des himmlischen Reiches, wol die ersten Originalexemplare ihrer Race, welche je den unheiligen Boden der Streusandbüchse des vormals heiligen römischen Reichs teutscher Nation betraten.

Aber diese zwanzig echten Chinesen sind in Wirklichkeit keineswegs selber die „chinesische Gesandtschaft", sondern ihr blos als nationale Statisten beigegeben, damit sie Proben aus dem Reiche vorweisen könne, das in Europa und Amerika zu vertreten sie bevollmächtigt ist. Die wirkliche „chinesische Gesandtschaft", die Vollmachtträgerin und politische wie internationale Tendenzvertreterin besteht aus einem Nordamerikaner als Chef, einem Irländer und einem Franzosen, als dessen Secretairen.

Der Chef der Gesandtschaft ist Seine Excellenz Anson Burlingame, kaiserlich chinesischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, geb. 1822 zu New-Berlin im Staate Newyork, einer der Nachkommen der ersten Gründer und Unabhängigkeitskämpfer der jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Schon als Kind nach Ohio gebracht, unter Indianerstämmen erzogen, kühner Viehtreiber und Jäger, dann in Michigan Unterhändler mit den Indianern, studirte er später an der Universität von Michigan, und wurde von der Harward Universität 1845 zum Doctor der Rechte promovirt. Zu Boston Advocat, kam Burlingame zuletzt als Vertreter der Stadt Boston in den Congreß zu Washington. Sehr protegirt von Lincoln wollte der Präsident ihn 1861 als Gesandten nach Wien senden, doch Burlingame hatte sich für diesen Posten durch seine Parteinahme für Italien unmöglich gemacht. So nahm er denn im Herbst selben Jahres den Gesandtschaftsposten nach Peking an. Dort beschäftigte sich der geniale und practische Amerikaner mit gründlichen Studien der Beziehungen China's zur übrigen Welt und der Regierung zu den fremden Nationen. Seine Reformvorschläge fanden ungetheilten Beifall bei seinen Collegen, dem englischen Gesandten Sir Frederick Bruce und dem russischen Gesandten,

M. Wangaly, wie auch beim französischen, M. Bertherny. So entwarf Burlingame seine sogenannte „Cooperationspolitik", um C.ina aus der bisherigen Isolirtheit und feindlichen Stellung gegenüber den civilisirten Nationen zu befreien. Diese Idee fand auch bei der chinesischen Regierung lebhaften Anklang. Da der jetzige Kaiser von China noch minderjährig ist, so ist Regent des Reiches dessen Onkel, der vielgenannte Prinz Kung, ein europäisch gebildeter Kopf. Als nun Burlingame 1867 seinem Posten entsagte, um nach seinem Heimatslande zurückzukehren, gab ihm zu Ehren der Prinzregent Kung ein Abschiedsdiner im Ministerium des Aeußern. Bei diesem Feste trug der Regent China's dem amerikanischen Staatsmanne die Gesandtschaft China's an, um factisch die projectiv angerathenen Bündnisse mit den Großmächten Amerika's und Europa's durchzuführen. Burlingame zögerte Anfangs, auf diesen so großartigen und ehrenhaften als unerwarteten Vorschlag einzugehen. Jedoch seine Collegen drängten ihn zur Entscheidung. Der Prinzregent ernannte Burlingame durch kaiserlichen Befehl vom 21. Nov. 1867 zum Mandarin ersten Ranges. Er zog indeß den unserer Civilisation entsprechendern Titel eines Gesandten vor, und indem er in politischer wie finanzieller Hinsicht unumschränkteste Vollmacht erhielt, auch die Zusicherung einer Remuneration von 40,000 Pfund Sterling nach vollendeter Mission, erwählte er sich das gesammte Gesandtschaftspersonal, sowol die ihm beigegebenen chinesischen Excellenzen, Dolmetscher und Dienerschaft, wie seine eigenen beiden Legationssecretaire. Letztere sind Mr. Brown und M. de Champs. J. Macleary Brown, geb. 1836 zu Belfast in Irland, seit 1861 Dolmetsch der britischen Gesandtschaft in Peking und ihr erster Legationssecretair, ist ein vollendeter Kenner des Chinesischen. Er befindet sich nicht in Berlin, sondern ward von Amerika aus mit Depeschen nach China geschickt und wird erst in St. Petersburg wieder zur Gesandtschaft stoßen.

Emile de Champs geb. 1835 zu Paris, Advocatensohn und Doctor der Sorbonne, war seit 1863 in Shangai, wo er gründlich chinesisch studirte, im Jahre 1868 zum Director des Zollamtes zu Keu-keang gemacht und endlich auf kaiserlichen Befehl zum zweiten Legationssecretair der Gesandtschaft Burlingame's, auf Wunsch des Letztern ernannt ward.

Anson Burlingame wendete sich mit seiner Mission zuerst nach Nordamerika, wo er mit seinen Chinesen enthusiastisch empfangen wurde und den Vertrag der Neutralität der chinesischen Gewässer, die Abschaffung der früheren Hindernisse des Grundbesitzes in China, die Gleichstellung aller Chinesen mit Amerikanern und Europäern, die Aufhebung aller Confessionsverfolgung und den Vertrag betreffs der Kulis durchsetzte.

Hierauf in England, schloß Burlingame das Bündniß mit Lord Clarendon, daß England ferner nur mit der Centralregierung von Peking und nicht mit anderen Parteien unterhandle, und seine Militairmacht in China zum Schutze von Person und Eigenthum jeglicher Nationalität verwende.

In den ersten Tagen des Jahres 1869 in Paris angekommen, wurde Burlingame mit ganzem Gefolge officiell durch Napoleon III. empfangen, und er richtete an den Kaiser von Frankreich unter Anderm folgende Worte: „Es ist das erste Mal, daß China eine Gesandtschaft zu den Völkern des Abendlandes schickt. Diese Mission ist der Ausdruck des aufrichtigen Wunsches, welchen China hegt, in die Familie der Nationen einzutreten und seine Fragen dem erleuchteten Urtheil der Menschheit (au jugement éclairé de l'humanité) zu unterwerfen, wie sie die Ihrigen demselben unterwerfen,

und endlich zu participiren an den Vortheilen und Wohlthaten, welche das internationale Recht ihm sichert und dessen Verpflichtungen zu übernehmen man von ihm verlangt . . ."

Und weiter: „Die richtige Politik besteht darin, die Thätigkeit einer ehrenhaften und loyalen Diplomatie an die Stelle eines selbstsüchtigen und habgierigen Eigensinns, einer rohen Geltendmachung der Gewalt zu setzen."

Das ist in wenig Worten das Programm der Mission. Ja, was in all' den Jahrhunderten den Portugiesen, den Holländern, den Russen, den Franzosen und Engländern trotz all' der jahrelangen mörderischen Kriege und Invasionen nicht gelang, diese Riesenauster China zu sprengen und diese uralte isolirte Civilisation in Solidarität mit der der übrigen Welttheile zu setzen, das gelang den friedlichen Worten und practischen Vorschlägen eines einfachen amerikanischen Staatsmannes. Ein ganzes Drittel der bewohnten Erde, bisher abgekehrt von der übrigen Menschheit alter und neuer Welt und für sich eine Art amphibischen Daseins führend, erstickend an Bevölkerungsüberzahl und enormen, durch Ausfuhr und Einfuhr noch nicht liquid gewordenen Schätzen des Bodens wie des absonderlichen Industriefleißes, ist nun den beiden Welten erschlossen und unter Garantie der Großmächte des Auslandes gestellt, ein Welthandel ist eingeleitet, der vielleicht für die Gegenwart und Zukunft von nicht weniger großer Bedeutung werden kann, als derjenige für die Vergangenheit vor Jahrhunderten war, der durch Entdeckung Amerika's eingeleitet ward.

Was aber hat Preußen, hat Norddeutschland mit dieser großartigen Perspective zu schaffen? Was suchte diese chinesische Gesandtschaft vom Standpunkte ihrer tiefern Tendenz aus in Berlin? Oder glauben die Flaneure „Unter den Linden", der jugendliche Kaiser des himmlischen Reiches habe seine Excellenzen und Dolmetscher blos geschickt, damit die Berliner auch einmal echte Chinesen zu sehen bekommen möchten, oder weil die zwangfüßigen Damen von Peking so überaus neugierig sind, durch ihre Landsleute Bericht zu erhalten, wie denn die schönen Berlinerinnen eigentlich in Wirklichkeit sich ausnehmen? Nun, lassen wir den Leutchen gegenseitig ihr naives Vergnügen, indeß der wol von Wenigen beachtete Mr. Anson Burlingame, in Begleitung seines amerikanischen Collegen George Bancroft, statt „Unter den Linden" viel mehr in der „Wilhelmsstraße" gesehen wurde, und der Brief des Grafen Bismarck, erst vor Kurzem in allen deutschen Journalen als Antwort auf die Zuschrift Burlingame's abgedruckt, den Beweis lieferte, daß man sich in unseren maßgebenden Kreisen wol bewußt ist, was das Erscheinen dieser ersten Europa betretenden chinesischen Gesandtschaft in Berlin eigentlich zu bedeuten hatte. Es ist das erste großartige Symptom der ungeheuren internationalen Tragweite des Jahres 1866. Deutschland ist endlich nach Jahrhunderten wieder einmal wirklich Weltmacht, und die gesammte Menschheit aller fünf Welttheile vermag fortan keine ihrer großen Entwicklungsphasen durchzumachen, ohne nicht von nun an stets auch den Blick auf Deutschland zu richten, und diesen Factor mitzuzählen in den Combinationen der Großmachtpolitik. Mit sechsunddreißig deutschen Fürsten hätte das ferne riesige China, trotzdem es schon so zahlreich auch deutsche Elemente beherbergt, niemals unterhandelt; aber mit den übrigen Weltmächten im Bunde ist der Norddeutsche Bundesstaat ein unumgehbar wichtiges Glied der ganzen Kette der Allianzen geworden, das eigentliche Verbindungsglied in der Zusammensetzung derselben, die Seemacht der Zukunft,

die weit über Europa hinaus in keiner Berechnung mehr ausgelassen werden kann. Die Zeit ist endlich da, wo Deutschland nicht mehr blos wissenschaftlich doctrinären Einfluß auf die Welt ausübt, sondern sich auch practisch betheiligt an allen großen Fragen und seinen landsmannschaftlichen Arbeitskräften im Auslande Schutz und Vertretung verleihen kann, als den Söhnen eines Volkes, das von nun ab wieder in der Weltgeschichte sein Wort mitzusprechen hat. Norddeutsche Zoll-, Post- und Telegraphenbeamte sind bereits nach Schanghai abgegangen.

Die chinesische Gesandtschaft hat bekanntlich am 1. Februar nach mehrmonatlichem Aufenthalte das gastfreundliche Berlin verlassen, wo sie — nur so nebenbei bemerkt — auf depensiverem Fuße gelebt, als wol noch irgend eine Gesandtschaft vor ihr. Sie bewohnten das „Grand Hôtel de Rome" und ihre Rechnung, nach 10½wöchigem Aufenthalte betrug über 20,000 Thaler. Die beiden Excellenzen, Chi-Tajen und Sun-Tajen aßen nur, was ihre eigenen Köche ihnen bereiteten. Für diese zwei Köche war eine eigene Küche eingerichtet worden; sie kochten beständig eine Art von dünnem Reis, welchen alle Chinesen, von den Excellenzen bis zu den Dienern herab den ganzen Tag lang und zu jeder Stunde genossen, ohne sich übrigens den Appetit dadurch zu verderben. Zum Frühstück, Mittag und Abend aßen dann die übrigen Chinesen, mit Ausnahme der beiden Excellenzen, auf ihren Zimmern, — niemals an der Table d'hôte — was eben im Hôtel vorhanden war, jedoch von Fleisch nur Schwein, Hammel und Geflügel, nie Kalb- oder Rindfleisch, wobei sie sich der Messer und Gabeln bedienten. Die beiden Tajen hielten an der nationalen Sitte der Elfenbeinstäbchen fest, und aßen keine europäischen Speisen, die sie wol manchmal kosteten, aber immer herzlich schlecht fanden. Sie ließen sich von ihren beiden Köchen Fasanen, Rebhühner, Poularden, Rehfleisch braten und Gemüse bereiten. Das Geflügel wurde nicht gerupft, sondern ihm vollständig die Haut abgezogen, dann ward es in Speck eingehüllt, gebraten und später noch reichlich mit Provenceröl, als Sauce, übergossen. Die Gemüse, z. B. Rüben, wurden auf bewunderungswürdige Weise wahrhaft artistisch fein geschnitten, wie feinster türkischer Tabak, und dann in Schweinefett oder Oel geschmort. Besonders gern aßen alle Chinesen Maccaroni, sie tranken reichlich Wein, die Tajen nur Champagner. Von großen Privatausgaben, etwa in den Läden, war wenig zu merken; am Wenigsten von solchen für Schmuck- und Luxusgegenstände. Dagegen kauften die beiden Tajen viel Agriculturwerkzeuge und Maschinen, die sofort direct nach China abgingen. Chi-Tajen kaufte sich einen wundervollen Pelz für 600 Thlr., und besonders Fung-Yeh, der intelligenteste der drei „Yeh" viel englische und französische Bücher und Prachtwerke. Von der Spree begab die Gesandtschaft sich direct an die Newa, wird jedoch auf der Heimkehr Berlin noch einmal berühren.

Mr. Burlingame spricht außer seiner Muttersprache sehr fließend Französisch und Mrs. Burlingame auch etwas Spanisch; aber Keiner von Beiden spricht Deutsch.

---

# Ein deutsches Heim im fremden Lande.

Geschichte holsteinischer Auswandrer in Nordamerika.

Von A. Feddersen.

## I.

Vor der Wohnung des Tagelöhners Claus Dehn hatte sich früh am Morgen schon ein Häufchen kleiner Dorfkinder versammelt. Einige derselben postirten sich vor den offenen Fenstern, einige drängten sich sogar durch die angelehnte Thür ins Haus. Drinnen in der Stube wurden von der alten Großmutter und Gretchen, der ältesten Tochter, hunderterlei bunt umherliegende Dinge allmählich in zwei umfangreiche hölzerne Kisten gepackt. Die Kinder riefen und fragten, wiesen dabei auf Dies und Das, hoben manche der Sachen auf, um sie genauer zu betrachten, ohne jedoch dadurch die Geduld der beiden Frauen zu ermüden. Ja, einige der kleinsten Kinder, die von etwas älteren Geschwistern an der Hand geführt wurden, erhielten bunte Läppchen und kleine Streichholzkästchen und diese kostbaren Geschenke hochemporhaltend verlangten sie ungeduldig hinausgeführt zu werden, um daheim zu zeigen, was sie bekommen.

Endlich waren die Kisten gepackt, die Deckel mühsam zugemacht und nun setzten sich die Kinder jubelnd oben darauf, unter ihnen Trina, Gretchen's kleine Schwester. Sie rief einem eben erst angelangten kleinen Mädchen, das halb scheu und doch voll Neugierde in der Thür stehen blieb, zu, doch auch herein zu kommen und sprach voll Wichtigkeit:

„Ja, Maria, morgen reisen wir nach Amerika und nun haben wir gepackt. O, wir haben so viel zu thun!"

„Und Trina's neues Kattunkleid ist auch mit eingepackt", rief ein anderes kleines barfüßiges Mädchen, vergnügt auf die eine Kiste klopfend, „und der Kragen auch, den Pastor's Mamsell ihr noch geschenkt hat."

„Ja, und Claus Dehn ist zu Lahann gegangen, der soll die Kisten wegfahren!" schrie ein weißhaariger kleiner Junge zum Fenster herein.

„Und sieh mal, wie schön!" sagte Trina, auf die Kisten weisend, „die Buchstaben hat Georg da gemacht und ich habe den kleinen Farbetopf gehalten und sieh, ich kann nun gern darüber hinwischen und es färbt nichts ab, denn die Buchstaben sind schon ganz trocken."

„Ja, ganz trocken", bestätigten mehrere der Kinder und strichen eifrig über die großen schwarzen Lettern hin. Andere buchstabirten laut und langsam: „Claus Dehn, New-York."

„Hast Du denn nicht Angst vor dem Wasser?" fragte Marie, das kleine blasse schwächliche Nachbarskind mitleidig anschauend.

„Nein, ich will so gern nach Amerika", erwiederte Trina, „da ist

es ja viel besser als hier in Holstein, weißt Du das nicht? Da werden wir reiche Leute, sagt Vater, und brauchen nicht mehr zu arbeiten."

Nun kam Claus Dehn mit dem Nachbar. Er trieb die Kinder scheltend hinaus; doch drängten sie sich jetzt dicht an die Fenster und schauten still zu, wie die Kisten verschlossen, hinausgetragen und auf den draußen stehenden Wagen gehoben wurden. Als dieser nun abfuhr, folgten die Kleinen eifrig schwatzend und kehrten nicht um, ehe das Ende des Dorfes erreicht war und riefen Jedem, der ihnen begegnete zu: „Das sind Claus Dehns Kisten, Claus Dehns wollen ja nach Amerika; morgen reisen sie nach Amerika!"

„Ihr geht jetzt nach Pastor's", sagte die Großmutter zu Gretchen und strich Trina's Haar glatt. „Lauft aber nicht zu schnell, das Kind kann's nicht vertragen."

Das junge Mädchen sah sich noch freundlich nach der in der Hausthür stehen bleibenden alten Frau um und ging dann mit Trina und dem vierzehnjährigen Bruder Georg, dem nahen Kirchdorf zu.

Trina ermüdete schnell vom Gehen im tiefen Sande des Fahrweges und mußte oft stille stehen, um aufzuathmen. Georg, der zwar vor Ungeduld brannte, bald an Ort und Stelle zu sein, klagte doch nicht über solche Störungen. Treu hielt er der Schwester Hand, während Gretchen aus deren kleinen schlechten Schuhen den feinen Sand und die spitzen Steinchen schüttelte und bemerkte dann tröstend: „In Amerika soll Trina Schuhe haben, die so blank sind wie ein Spiegel, nicht Gretchen?"

Und dann lachte Trina fröhlich auf und ging darnach allemal ein wenig schneller.

Bei den ersten Häusern des Dorfes angelangt sagte Georg aber: „Nun gehe ich meinen Weg und bei der alten Ehlers komme ich wieder zu Euch."

Damit bog er in das erste Seitengäßchen, während die Schwestern in das nahe Pastorat gingen.

Hier hatte Gretchen vier Jahre gedient und fast eine zweite Heimat gefunden und mit schwerem Herzen nahm sie Abschied von dem Prediger und seiner Frau. Die Kinder umringten das Mädchen weinend und wollten deren Hände gar nicht loslassen, als sie hörten, daß dies ein Abschied für immer sei und Gretchen mußte ihnen versprechen, doch ja gleich von ihrer neuen Heimat aus ihnen zu schreiben.

Jetzt gingen die Mädchen nach dem Hause der alten Frau Ehlers, die einen kleinen Kramladen hielt und mit Claus Dehn entfernt verwandt war. Georg kam ihnen schon entgegengelaufen und rief: „Paul ist nicht zu Hause, aber Johann ist drinnen, er ist auf Urlaub hier."

Gretchen stutzte, als sie dies vernahm und blieb wie unentschlossen stehen. Doch schon war sie bemerkt worden. Durch das kleine Eckfenster des Hauses schaute ein altes behäbiges, von einer saubern großen Haube umgebenes Frauenantlitz und eine eifrig winkende Hand ward sichtbar.

„Was stehst Du da denn zu warten, Gretchen? so komm doch

herein!" rief die Alte, ihr entgegentrippelnd. „Nein, was soll man noch erleben!" fuhr sie überlaut fort, indem sie dem Mädchen einen kleinen freundlichen Ellenbogenstoß versetzte, „Ihr wollt nach Amerika? seid Ihr auch wol recht klug? Und davon hab' ich Nichts gehört, Gretchen, und wir sind doch Etwas in der Verwandtschaft! Und Großmutter will auch mit, so alt sie ist? und morgen schon reist Ihr? Nun, komm' doch in's Haus. Du siehst ja ganz verweint aus; Du bist wol bei Pastor's gewesen, was? So, setz' Dich, Gretchen."

Damit drückte sie das Mädchen auf einen Stuhl nieder und setzte sich neben sie und fing wieder zu fragen an, ohne zum Antworten Zeit zu lassen.

„Woher habt Ihr denn in aller Welt das viele Geld für die Reise? und wie kann Trina, das kleine elendige Ding, lebendig über's Wasser kommen? So antworte doch, Gretchen! Euer Georg ist immer so wild, von dem kann man nichts Rechtes zu wissen bekommen."

„Das Geld", begann Gretchen, „haben wir von Vaters Mutterschwester geerbt. Es war nicht viel, aber wir können damit über's Wasser kommen und noch ein Stück in's Land hinein, meint Vater."

„Nun, nun", sagte Frau Ehlers nachdenklich, „es mag auch gut genug sein; es gehen ja viel ehrliche Leute dahin. Aber das muß ich Johann doch erzählen." Damit klopfte sie an das kleine Fenster in der Thür des Ladens und rief: „Johann, Johann, so komm doch 'mal her!"

Ein junger, halb soldatisch gekleideter Mann mit lichtblondem Haar und Schnurrbart, ein kaltes Cigarrenendchen zwischen den Lippen haltend, trat auf diesen Ruf in's Stübchen. Sein rundes, ehrliches Gesicht war hochgeröthet und aus den Augen schienen eben Thränen weggewischt zu sein.

„Hast Du wol so Etwas gehört?" rief seine Mutter, „Claus Dehn und alle seine Leute und die alte Großmutter wollen auswandern."

„Auswandern ist Mode geworden, Mutter", erwiederte Johann kurz und in fast mürrischem Ton und zündete, ohne das Mädchen zu begrüßen oder anzublicken, mit einem Streichhölzchen seine Cigarre an.

„Und daß Du Lust dazu hast, wundert mich auch, Gretchen", rief die Alte; „Du sagtest immer, Du könntest nicht so weit vom Dorfe weg."

„Was thut man nicht, um zu Brod zu kommen", murmelte Johann; „die Mädchen gehen nach Amerika, um einen Mann zu kriegen; das weiß ja alle Welt."

„Nun, an einem Mann wird's Gretchen nicht fehlen", rief die Alte, des Mädchens Hand klopfend: „sie hat rothe Backen und blanke Augen und kann mit ihren Händen Beides, Grobes und Feines, thun."

Gretchen saß stumm und mit niedergeschlagenen Augen da und kämpfte mit den Thränen, die ihr heute so leicht kamen.

Johann warf seine Cigarre von sich und ging wieder hinaus, die Thür heftig hinter sich zuschlagend.

Die Alte schwatzte noch ein Weilchen und fragte noch Viel; aber

Gretchen antwortete zerstreut und einsilbig und stand endlich auf, um zu gehen.

„Nun, so vergiß uns auch nicht", sagte Frau Ehlers, des Mädchens Hand schüttelnd. „Johann, wo bist Du? Gretchen will gehen! Na, er ist wol nicht da, Du sprichst ihn noch vielleicht unterwegs. Hier hast Du zwei Pfund getrocknete Pflaumen für das Kind, die sind gut auf der Reise. Grüß' Großmutter auch von mir, hörst Du, Gretchen?" Die Alte weinte ein paar Thränen und sah, in der Thür stehend, den drei Geschwistern nach, bis sie um die Straßenecke bogen.

Gretchen traf Johann nicht unterwegs. Paul aber, dessen junger Bruder, der Georg's bester Freund war, kam ihnen entgegen. Die Knaben hatten einander noch Vieles zu sagen; sie beschenkten sich mit Stammbuchblättern und nahmen lachend von einander Abschied.

„Nun, seid Ihr da?" rief die Großmutter ihnen entgegen. „Jetzt will ich denn auch meinen letzten Gang thun und dann hat es in Gottes Namen hier ein Ende."

Der Kirchhof lag einsam inmitten der Felder und dorthin ging die alte Frau beim Schein der Abendsonne. Langsam wandelte sie zwischen den Gräbern einher, unter deren Hügel so Viele schliefen, die sie in ihrem langen Leben gekannt und geliebt. Dann stand sie stille neben dem Grabe ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes, der Mutter ihrer drei Enkel. Die Rosenbüsche, welche man hier gepflanzt, waren wie überschneit mit vollen, weißen Rosen und auch das Grab war mit abgefallenen Blättern weiß zugedeckt. Mit zitternden Händen pflückte die alte Frau einen ganzen Strauß Rosen und sagte leise für sich: „Zum letzten Mal, zum letzten Mal, meine Tochter."

Der Sohn des Küsters kam, quer über die Gräber laufend, laut singend daher. Er mußte das Abendgeläute besorgen. Als nun die Töne der Betglocke von der reinen stillen Abendluft getragen an das Ohr der alten Frau drangen, horchte sie ihnen mit schwerer, trauriger Empfindung und sagte wieder für sich: ‚Ach, zum letzten, letzten Mal!"

Dann schaute sie, langsam heimkehrend, im Vorübergehen alle Gräber mit den halbversunkenen Leichensteinen an, deren Inschrift übermoost und die frischen Grabeshügel, auf denen verwelkte Todtenkränze lagen. Einen letzten Blick noch warf sie auf die liebe kleine Kirche; durch die Fenster fiel ein scheidender Sonnenstrahl auf das vergoldete Schnitzwerk und die Engelköpfchen am Altarblatt. Die Spitze des alten Thurmes umjagten zwitschernd einige lustige Schwalben, die hier ihre Nester hatten. Wenn der Sommer hin war, mußten auch sie in die Ferne ziehen; aber sie durften doch immer wieder heimkehren zu ihren Bauplätzen im alten Thurme.

Die Alte wandte den Kopf und trocknete sich die Augen; dann schloß sie leise die knarrende Kirchhofspforte und schritt wieder dem Dorfe zu. Doch oft mußte sie unterwegs rasten, denn aus manchem Hause, an dem sie vorüberschritt, kamen Bekannte, um ihr die Hand zu reichen und ihr glückliche Reise zu wünschen.

Claus Dehn, der Schwiegersohn, war jetzt auch daheim, nachdem er sich den größten Theil des Tages im Wirthshause aufgehalten und dort geraucht und getrunken hatte. Sein sonst stets mürrisches Gesicht war jetzt aufgehellt und als er gewahrte, wie wehmüthig die Großmutter und Gretchen dreinschauten, rief er: „Nun, seht nicht so sauer aus, was lassen wir denn, als Armuth und Arbeit? Seht doch die jämmerliche Kathe hier an, ist sie besser als ein Viehstall? In Amerika soll's schon anders gehen: da haben wir leichte Arbeit und verdienen dabei viel, wozu den Euer Gejammer?"

Die Dorfkinder, welche den ganzen Tag das Haus nicht verlassen, wurden jetzt auch heimgeholt, folgten aber mit Widerstreben und riefen: „Morgen früh kommen wir gleich wieder; wir müssen doch sehen, wenn Ihr nach Amerika reist!"

Gretchen stand mit den Geschwistern vor dem Hause und schaute der kleinen Schaar nach, die durcheinanderschwatzend und den Staub der Straße aufwirbelnd davon stob.

„Wie haben sie doch allenthalben herumrumort!" sagte Trina altklug zur Schwester. „Die Kleinsten kratzten immer den Staub auf in der Stube und in der Küche, da, wo der Schrank und der Koffer gestanden haben; sie meinten, daß sie da 'was Schönes finden könnten; ich sagte ihnen oft genug, da wäre nichts, aber sie wollten nicht hören, und als Sara einen alten Knopf fand, meinte sie, der wäre von Gold, mehr Verstand hat sie nicht 'mal und ist fast eben so groß als ich. Und die Jungens kletterten immer rein durch die Fenster und ich sagte ihnen noch viele Male, daß sie es nicht dürften, aber sie wollten nicht hören und Georg that es auch, Gretchen. Durfte er das wol?"

Georg lachte über sein Schwesterchen, das indeß trotzdem beharrlich fragte: „Durfte er das, Gretchen?", Gretchen, die aber mit ihren Gedanken wo anders war, sagte: „Ja wol, mein Trinchen." Und nun lachte Georg noch mehr und Trina sah gekränkt aus.

Endlich ward es stille drinnen und draußen und die Dämmerung breitete sich über das Dorf. Die Auswanderer verließen ihre verödete Wohnung und gingen zum Nachbar, der ihnen für die letzte Nacht ein Obdach geboten und es war ihnen, als seien sie jetzt schon ohne Heimat.

---

## II.

Vier Monate waren seit der Abreise Claus Dehns verstrichen, als der Briefträger einen mit verschiedenen Postzeichen bedeckten Brief in's Pastorat trug.

„Von Amerika, von Gretchen!" riefen jubelnd die Kinder „Nun lies ihn uns auch gleich vor, Vater, bitte, bitte!"

Und der Vater las:

„Wir sind schon drei Monate in Amerika gewesen und ich habe Ihnen doch noch nicht einen Brief geschrieben, welches nicht recht von

mir ist. Ich hoffe, daß dieser Brief Sie bei guter Gesundheit antrifft und Herrn Pastor auch und die Kinder. Wir sind bei guter Gesundheit.

Wir haben eine gute Reise gehabt, denn das Schiff ist in drei Wochen hierhergesegelt. Aber auf dem Schiffe war es sonst nicht gut für uns, denn wir hatten zu wenig Platz und schlechte Kost. Vater und einige Andere waren sehr böse über die Kost, aber der Koch machte Alle still mit Schelten. Liebe Freunde, es gab viel gottlose Leute im Zwischendeck und vor ihren schändlichen Reden hatte man immer keine Ruhe. Großmutter tröstete mich aber stets und auch hielten wir uns still für uns. Ein ehrbarer Mensch war doch da, ein Tischler, der that uns oft Gutes, denn er hatte viel Sachen bei sich, als: Wurst, Butter, Heringe, Aepfel und Schinken und gab uns von Allem. Ich war am schlimmsten krank, aber Trina ging es gut, sie war beinahe gesünder als zu Hause.

Der Tischler war ein Preuße; sie sagten Alle, er hätte Geld und er hatte unter den Leuten großes Ansehen.

New-York ist eine schöne, sehr große Stadt und man sieht da Leute aus aller Welt Enden. Es ist da so voll von Menschen auf den Straßen, als wenn es immer Jahrmarkt wäre, welches mich und Großmutter ganz ängstlich machte. Trina war dreist genug, sie wurde nur böse, wenn die Leute sie immer drängten und auf ihr neues Kleid traten.

Der Tischler war schon früher in New-York gewesen und er verschaffte uns ein deutsches Wirthshaus. Wir blieben aber nicht lange in der Stadt, wir reisten mit dem Eisenbahnzuge, der hier Emigrantenzug genannt wird, der fuhr nicht sehr schnell und stieß sehr und hielt oft an. Der Tischler war mit uns und hatte auch Brod und Käse für uns mitgenommen. Wir kamen durch viele Städte, einige klein, einige groß und schön, und über viele Brücken. Und so fuhren wir wieder lange Zeit, wo wir nichts sahen als Wald und steile Berge, was recht wild aussah und am Wege Stakete, die sie hier *Fenzen* nennen. Zwischenein sah man wol ein kleines Haus von Baumstämmen gemacht, das sie hier *Loghaus* nennen, mitten im Walde liegen, ein kleines Feld darum und im Felde Maiskorn und Kürbis, die sie hier aber immer *Pumpkins* nennen. Viele schwarze Dinger saßen hier und da im Grunde, der Tischler sagte, es wären abgebrannte Baumstümpfe; sie sahen aus wie alte halbversunkene Kreuze auf einem Kirchhofe. Hinter den kleinen Fenstern waren Gardinen und im Garten standen Rosen. Vor der Thür lagen die Hühner im Sande. Die Kühe liefen unter den Bäumen im hohen Grase, mit Glocken um den Hals, aber alles Vieh ging lose herum und Keiner hütete es. Zuweilen sahen wir auch Kinder vor dem Hause, die waren alle barfuß und wenn sie uns gewahr wurden schlugen sie in die Hände und lachten und sprangen auf und nieder. Einmal sahen wir auch eine kleine hölzerne Kirche mit einem Kirchhof dabei. Es war gerade Sonntagmorgen und ein so schöner Tag. Einige Leute, mit Gesangbüchern in der Hand, sahen wir auf dem Wege, der zur Kirche ging und die Thür stand offen. Da mußten Großmutter und ich doch so weinen.

Wir kamen auch zu schrecklich hohen Bergen, dann stürzte das Wasser herunter, zuweilen über abgebrochene, halb verbrannte große Baumstämme hin. Zuweilen fuhren die Wagen durch unterirdische Gänge, dann weinte Trina und Großmutter konnte sie nicht zufrieden stellen. Großmutter sagte auf der ganzen Reise nicht viel und sah elendig aus; sie konnte nicht viel essen und sie konnte den Lärm von den Wagen nicht vertragen.

Zuletzt kamen wir in eine Stadt, die hieß Chicago. Im Wirthshause sprachen wir einen Holsteiner aus unserer Gegend, der heißt Schmidt und ging vor zwei Jahren nach Amerika. Er wollte haben, daß wir in Chicago bleiben sollten; er verdient gut; seine Frau wäscht für Andere und seine Tochter dient bei Englischen. So blieben wir und der Tischler verschaffte uns eine Stube und ging überall mit mir und sagte mir Bescheid. Wir kochen nun in der Stube; es wird aber so heiß davon und das kann Trina nicht vertragen. Es ist hier schrecklich heiß.

Ich wasche und nähe für Andere; Großmutter kocht das Essen; Trina schält die Kartoffeln. Georg ist bei einem englischen Farmer, so nennen sie hier die Bauern. Er verdient jeden Monat sechs Dollars und die Kost, und das Geld bringt er Großmutter. Vater ist Handlanger beim Häuserbauen.

Der Tischler ist nun von Chicago weggereist, er ging nach Milwaukee. Er wollte mich zu seiner Frau haben, aber ich mochte ihn doch nicht nehmen. Vater war deshalb böse auf mich, aber ich konnte es nicht thun und Großmutter sagte, ich sollte mich nicht bereden lassen, wenn ich es nicht thun könnte; so schwieg Vater still.

Ich habe nun unsere ganze Reise beschrieben und muß jetzt noch sagen, daß ich und Großmutter uns sehr nach Hause sehnen und daß wir immer davon sprechen, wenn wir allein sind. Trina ist noch so ziemlich gesund; Georg ist ganz munter. Die alte Mamsell beim Kirchspielvogt zu Hause hatte ihm ja etwas Englisch gelehrt, aber das half ihm hier nichts, denn Niemand konnte ihn verstehen. Vater ist hier nicht zufrieden, er hat sich Alles besser vorgestellt als es ist.

Ich muß auch noch erzählen, daß die Deutschen hier ganz sonderbar Deutsch sprechen; viele Wörter sagen sie auf Englisch, so können wir sie oft gar nicht verstehen und dann lachen sie uns aus.

Grüßen Sie nun alle meine Bekannten von mir, auch die alte Witwe Ehlers und sagen Sie ihr, es ginge uns gut. Ich wünsche Ihnen Allen gute Gesundheit und bitte Frau Pastorin und die Kinder, mir auch einen Brief zu schreiben. Ihre getreue Freundin

Margarethe Dehn."

Als der Prediger Abends spazieren ging, begegnete er der alten Ehlers. Diese war über den Gruß aus Amerika hocherfreut, ließ sich aber nicht Zeit zu weitern Fragen, denn sie mußte die eben gehörte frohe Botschaft sogleich ihrem Johann erzählen, dessen Dienstzeit jetzt aus war, und der für einige Zeit daheim blieb.

„Ja, wo ist denn der Brief?“ fragte Johann.

„Ei, bei Pastor's, wo sonst?“

„Nun, wir sind doch ihre Verwandte und sollten ihn billig auch lesen“, sagte Johann.

„Das sind wir, Johann, verwandt sind wir. Ja, daß ich um den Brief nicht gleich bat!“

„Warum that Mutter das auch nicht? Soll es heißen, fremde Leute wissen von ihnen und die eigenen Verwandten nicht?“ rief Johann, der seine Alte gar wol kannte.

„Du hast Recht und ich geh morgen zu Pastor's“, sagte Frau Ehlers entschlossen.

Freundlich ward die Bitte der alten Krämerwittwe, den Brief aus Amerika doch auch lesen zu dürfen, von der Pastorin gewährt und erfreut trug Frau Ehlers ihren Schatz nach Hause, wo Johann sie mit Ungeduld erwartete.

Trotz des fortwährenden Mahnens der Mutter, las er indeß den Brief nicht vor, sondern durchflog ihn mit großer Hast still für sich. Hochaufathmend und mit einem befriedigten Lächeln legte er ihn, nachdem er ihn gelesen, auf den Tisch und wollte rasch hinaus, als der Mutter scheltende Worte ihn zur Besinnung brachten. Er kehrte wieder um und las jetzt Gretchen's Schreiben langsam und deutlich und mit sichtlichem Behagen der Alten vor. Diese lachte und weinte wechselsweise und rief am Schlusse des Briefes: „Ja, die kann schreiben; was Johann? Ach, die alte Großmutter dauert mich aber und Trina, das arme kleine Ding.“

„In Amerika ist es gut, Mutter“, rief Johann, seiner Mutter Worte überhörend; „ich hätte auch Lust dahin zu gehen.“

„Du willst von mir gehen?“ rief die Alte, entsetzt in die Höhe schauend.

„Mutter und Paul sollen mit“, sagte Johann munter.

„In das fremde Land, worin auch Schwarze und Heiden leben?“ schrie die Mutter, die Hände zusammenschlagend. „Nein, dazu beredest Du mich nicht. Wir haben hier unser Brod und dürfen nicht in der Fremde darnach laufen. Mit Dehn und seinen Leuten war das eine andere Sache. Und ich glaube auch noch nicht, daß sie da fortkommen; denn daß sieht man, daß man da so gut arbeiten muß wie hier und Claus Dehn mag nun einmal nicht arbeiten und will doch gern gut leben, und Georg wird ihm darin ähnlich, das hab' ich bemerkt. Gretchen ist wol ein fixes Mädchen, aber, du lieber Gott, was kann sie viel thun, wenn die alte Großmutter und das kranke Kind ihr zur Last liegen?“

---

## III.

Es war jetzt Herbst, der prachtvolle Herbst Nordamerika's „mit seiner melancholischen Erhabenheit, glorreich im Dahinwelken". Leichter Nachtfrost hatte das frische üppige Sommergrün verwandelt, es schien wie mit warmem Zauberpinsel übermalt: in allen Schattirungen, vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Roth prangte das Laub; nur hier und da ragte aus dem wie in Flammen aufgegangenen Walde eine vom Frost verschonte Eiche mit glänzend grünem Laub hervor. Ranken wilder Reben hingen mit goldgelben Blättern und dunkelblauen Trauben von den Bäumen herab. Bunte Vögel, die von kühler Morgen- und Abendluft an ihre weiten Reisen gemahnt wurden, jagten zwitschernd durch den wunderbar klaren Aether und täglich sah man schon große Schaaren wilder Gänse, den Führer an der Spitze ihres langen Zuges, mit lautem eintönigen Geschrei dahinziehen, dem wärmern Süden zu. Im Felde stand der Mais mit den vollen reifen Kolben. Auf dem leichtbereiften Boden sah man zwischen den vom Frost zerstörten Ranken große rothe Kürbisse, gelbe Zucker- und dunkelgrüne Wassermelonen. Und auf der ganzen reichen Landschaft lag in den Tagesstunden ein so warmer Sonnenschein, daß mitten im Herbst Frühlingsahnung mit Wehmuth und Wonne in's Herz schlich.

Doch unsere armen Auswanderer in der großen Stadt sahen in ihrem heißen Stübchen nichts von der Pracht des Herbstes Trina sprach wol von Aepfeln, wenn sie vom Fenster des dritten Stockwerks aus unten auf der Straße, Kinder Obst schmausen sah; dann klopfte sie sich die Brust und rief voll Sehnsucht: „O, das schmeckt mal gut, Großmutter."

„Es ist mir wie ein Stich durch's Herz, wenn das Kind so spricht", sagte die Alte leise zu Gretchen. „Auch daß sie keine Milch haben kann, ist mir ein großer Kummer. Trina sieht jetzt doch so jämmerlich aus und Milch wär' gerade das Rechte für sie."

Zu der Zeit, da Claus Dehn mit seiner Familie auswanderte, war die Heimstätte-Bill noch ein Gegenstand über dessen Für und Wider die Herren im Repräsentantenhause in vielen heißen Reden sich ergingen. Damals hatten Emigranten zwar das Recht 160 Acres uncultivirten Landes zu beanspruchen (to claim); doch mußte der „Claim" (so nannte man das beanspruchte Stück Land), sobald der Staat für gut fand, ihn mit andern Ländereien öffentlich zu verkaufen, mit dem gesetzlichen Preise von 1¼ Dollars per Acre vom Emigranten bezahlt werden. Oft vergingen indeß mehrere Jahre, ehe zum Verkauf geschritten ward, und so lange das nicht geschah, konnte Jener ruhig auf seinem Claim säen und ernten und brauchte überdies von dem Lande keine Abgaben zu entrichten. Solche Bedingungen waren für einen Auswanderer, der ein kleines Capital in Händen hatte, verlockend genug. Konnte er sich ein „Joch" Ochsen, eine Kuh, ein Schwein, etwas Acker- und Hausgeräth anschaffen, blieb dann noch so viel Geld übrig, um Lebensmittel

bis zur ersten Ernte sich zu kaufen, dann hatte er, wenn er ein tüchtiger Arbeiter, dazu gesund, genügsam und nüchtern war, den soliden Grundstein zu seinem künftigen Glück gelegt. War aber der Claim einmal „gemacht", dann mußte der Ansiedler auch sofort ein Haus darauf erbauen und dasselbe, wenigstens zeitweise, bewohnen. Dies war vom Staat gesetzmäßig vorgeschrieben, um zu verhindern, daß das Congreßland von Landspeculanten aufgekauft werde. Es wurde trotzdem viel gehandelt mit Claims; doch wußte man den Schein des Rechts zu wahren, indem man, wie es hieß, nur die „Improvements" verkaufte und sich so auch das Claimrecht vorbehielt. Der Staat Minnesota, damals noch ein Territorium, war mit seinem schönen gesunden Klima, seinem ergiebigen Boden, seinem Reichthum an Wald namentlich für Auswanderer aus Nordeuropa ein passendes Ziel. Claus Dehn's, müde des Lebens in dem damals noch ungesunden Chicago, ließen sich daher durch den Landsmann Schmidt auch leicht bereden, nach Minnesota zu gehen. Von dem während der Sommermonate erübrigten Gelde konnte man die Reisekosten bestreiten und noch eine ziemliche Summe übrig behalten und so rüstete man sich denn noch einmal für eine Reise. Auf der Eisenbahn gings fort in die weite Ferne, bis Dunleith, wo ein Dampfschiff sie aufnahm und sie jetzt den Mississippi, der auch hier noch immer breit und mächtig ist, zum ersten Mal sahen.

Im unteren Raum des flachgehenden großen Dampfbootes, umgeben von Ballen, Säcken und Reisekoffern, saßen Gretchen, Trina und die Großmutter auf ihren Kisten und sahen und hörten schweigend dem Getreibe und Geschwätz um sich her zu. Die romantischen Ufer des Stromes zogen an ihnen vorüber, bald felsig und schroff und wild, dann wieder anmuthig, mit breitem Vorlande, das eine Art feinblättriger zarter Weide bedeckte. Trina freute sich der bunten Häuser, die hier und da am Ufer neugegründete Städte anzeigten, der Blockhütten, in denen Holzschläger mit Weib und Kind einsam wohnten, und der Sandbänke im Strom, auf denen wildes Geflügel sich gelagert, das scheu vor dem heranbrausenden Dampfschiff auf- und davonflog.

Georg hatte unterdeß mit den beiden Negern, die in dem Speisesaal der Kajüte die Aufwartung bei Tische besorgen halfen, Bekanntschaft gemacht, und er erzählte nun der Großmutter, daß dieselben keine Heiden seien und gut englisch sprächen, ihn aber beharrlich „little Dutchman" nennten, obwol er ihnen wiederholt gesagt, daß er ein „German" sei.

„Und unser Schiff heißt War Eagle", flüsterte er dann, sich auf einen Sack neben Gretchen setzend; „und sieh, da oben am Schiff sitzt er, mit ausgebreiteten Flügeln, vergoldet und schön und seine Federn blitzen in der Sonne. Und in den Staatszimmern, da ist's eine Pracht, ihr könnt's nicht glauben. Der eine Neger ließ mich gestern Abend bei Licht mal eingucken. O, was für ein schöner Saal war da, rundherum mit Thüren, die nach den kleinen Schlafstuben gehen. Es sind Kronleuchter da und feine gestickte Decken auf der Diele und große Spiegel und die

Wände weiß und gold! Es ist da voll von feinen geputzten Leuten, die sitzen auf den Sophas, zu lesen und zu sprechen und die Kinder springen herum auf den gestickten Decken und spielen und lachen; die sind zu beneiden! Aber nun halten sie an und nehmen Holz ein und ich muß dabei sein!"

„Die Kinder sind glücklich", sagte die Großmutter, „sie können sich über Alles freuen. So sollten wir es auch machen."

Das am Ufer hochaufgestapelte Holz ward rasch auf das Dampfschiff geschafft und dem Verkäufer sein Papiergeld dafür eingehändigt. Ein paar Passagiere sprangen, ihre Reisetaschen in der Hand, an's Ufer. Von der neuangelegten Stadt, die aus etwa zwölf Häusern bestand, schallten Hammerschläge der Zimmerleute und das Geklapper einer Sägemühle lustig zu ihnen herüber. Jetzt tönte die Schiffsglocke und das Boot glitt dampfend weiter stromaufwärts.

So waren zwei Tage der Wasserreise vergangen, als Schmidt seinen Landsleuten verkündete, daß sie in wenig Augenblicken an Ort und Stelle sein würden. Die Großmutter und Gretchen rafften eilig ihre losen Habseligkeiten zusammen und mahnten auch Georg, sein Umherlaufen einzustellen. Dann schauten sie erwartungsvoll nach dem Minnesota-Ufer hinüber.

Und wieder ertönte die Schiffsglocke, das Boot legte an und rasch ward die leichte Brücke nach dem Ufer hinübergeschlagen. Schmidt und Dehn ergriffen eilig die Kisten und hießen auch Gretchen und Georg mit anfassen, denn sie hatten längst gelernt, schnell zu sein, wo keine Minute gezögert wird. Großmutter hielt mit der Rechten Trinchen's heiße Hand, mit der Linken die weite Schürze, in die sie allerlei Kleinigkeiten gepackt hatte und dann gings hinüber.

Vor sich sahen sie ein steiles rauhes Ufer, mit wildem, grobem Grase überwuchert, aus dem hier und da ein Klotz aus Sandstein hervorragte, im Hintergrunde erhoben sich steile, mit Wald bewachsene Berge, aus Sandstein bestehend, an deren Abhang, der ziemlich bis an den Strom sich hinabzog, die neue Stadt Minnieska lag, die bis jetzt freilich nur aus drei anständigen Häusern und drei Hütten bestand. Die Männer schafften rasch das Gepäck hinauf zur Stadt. Vor der Thür seines Hôtels, die Hände in den Hosentaschen und den Yankee Doodle pfeifend, erwartete sie hier in aller Ruhe der Wirth, mit welchem Schmidt in gebrochenem Englisch auch sofort seine Unterhandlungen begann.

Vier englische Meilen von der Stadt, in einem der fruchtbaren Mississippi Thäler, dem Whitewater-Valley (Weißwasser-Thal), wählte sich Claus Dehn ein Claim von 160 Acres. Im Thale waren nur noch wenige Ansiedler und die meisten derselben hatten höchstens ein Jahr hier gewohnt. Schmidt dahingegen „claimte" ein Stück Land in einem andern Thale, das der Indian-Creek, ein prachtvoller Forellenbach, bewässerte.

Eine norwegische Familie, deren Claim an den von Claus Dehn gewählten grenzte, hatte der Familie freundlich Quartier angeboten, bis

ein Blockhaus auf dem neuen Besitz errichtet sein würde. Auch bei dem Bau desselben versprachen der neue Nachbar und dessen unverheiratheter Bruder behülflich zu sein.

Auf einem niedrigen Karren, mit Ochsen bespannt, die ohne Zügel, nur durch den Zuruf ihres Führers, eines nahewohnenden Irländers, geleitet wurden, schaffte man die Kisten nach dem Hause des Norwegers. Für Trina ward auch ein Sitz auf dem Karren zurechtgemacht; die Andern gingen nebenher. Des Norwegers Wohnung war ein niedriges schlechtes Blockhaus und enthielt nur einen Raum, den ein einziges kleines Fenster mit vier Scheiben nothdürftig erhellte. Der eiserne Kochofen, dessen lange Röhre durch ein großes Loch in dem mit Birkenrinde gedeckten Dache hinausragte, stand mitten in der Stube, an dessen einem Ende vier Betten, wie Schiffskojen, je zwei übereinander, sich befanden.

„Es gehen viele fromme Schaafe in einen Stall", sagte die Großmutter tröstend zu Gretchen, indem sie mit dieser ein Lager, das aus ihrem eigenen mitgebrachten guten Bette und einigen wollenen Decken bestand, auf dem Fußboden zurechtmachte.

Stumm, aber mit freundlicher Miene half die Norwegerin den Fremden und gab Trinchen, nachdem sie gemelkt, so viel frische Milch, als diese nur trinken mochte. Großmutter und Trina erhielten für die Nacht den besten Platz und zu ihren Füßen legte sich Gretchen, völlig angekleidet. Die kleine Schwester konnte aber nicht einschlafen, bevor sie noch einmal zu ihr hingekrochen war, um ihr einige Bemerkungen zuzuflüstern.

„Die Frau raucht ja wie ein Mann, das thut doch Keine in Holstein. Und wie sieht es hier aus! Das Haus ist noch schlechter, als die Kathen in Holstein. Die Leute sind sonst gut genug, Gretchen, und es war ja ganz nett von der Frau, daß sie mir so viel Milch zu trinken gab."

Draußen plätscherte das Wasser des Whitewater und der Wind rauschte in den Eichen, die die schlechte Hütte umgaben; von einer nahen Schlucht her tönte durch die Stille der melancholische Ruf der Eule und das Bellen eines Fuchses. Alles klang dem horchenden Gretchen so fremd; aber der alte bekannte Mond, der einen Strahl durch das kleine Fenster ihr zusandte, beschien ja doch die Wildniß, die bis jetzt fast nur die Heimat des Indianers und des von ihm gejagten Wildes gewesen, und in die nun fremde Menschen mit Axt und Pflug sich drängten.

---

## IV.

Das neue Blockhaus war kleiner noch, als das der Norweger; es hatte auch nur ein Fensterlein und der Fußboden war nothdürftig mit rohen Bretern belegt, die man auf der fernen Sägemühle gekauft. Die Thür hing in ledernen Riemen und war ohne Schloß und Riegel.

Die Löcher zwischen den unbehauenen Balken waren mit Lehm zugeworfen der noch naß war und im Häuschen einen üblen Geruch verbreitete. Aber drinnen stand doch ein Ofen, wenn auch nur ein alter, abgenutzter, den Dehn für ein paar Dollars in Minnieska gekauft. Und als nach einer Weile auf einer der Kisten, die als Tisch diente, der Kaffee dampfte und die kleine Familie ihr Mahl einnahm, da überkam sie Alle ein ganz eigenes, behagliches Gefühl und Gretchen sagte zur Großmutter: „Es ist doch nett, selbst Etwas zu haben, ein eigen Dach über dem Kopf und ein Stück Land, wenn Beides auch noch wild ist." Und als das junge Mädchen Abends beim Sonnenuntergange vor die Thür des Blockhauses trat und die reiche Herbstlandschaft ringsum betrachtete, da sagte sie leise für sich: „In Amerika ist es doch schön."

„Wol ist's schön!" rief Georg herbeispringend, „und Hirsche und wilde Enten sind hier, und im Indian-Creek kann ich Forellen angeln."

Aber die frohe Stimmung im Blockhause sollte nicht lange währen. Claus Dehn, je mehr er einzusehen begann, daß er in Amerika härter noch zu arbeiten habe, als in der alten Heimat, ward von Tag zu Tag unzufriedener und ließ seiner übeln Laune gegen seine Umgebung freien Lauf. Er hätte in Minnieska Beschäftigung finden können, aber so lange noch ein paar Dollars des erübrigten Geldes da waren, schien ihm keine Arbeit genehm. Georg fand zwar sofort Beschäftigung bei nahewohnenden Nachbarn. Es waren dies zwei alte Schweden, die sich ein solides, warmes Gebäude aus sorgfältig behauenen Balken aufführten. Georg sollte ihnen dabei zur Hand gehen; dagegen machten sie sich anheischig, mit ihrem großen Pfluge zum Frühjahr für Dehn's einige Acker Landes aufzubrechen. Georg mißfiel aber den etwas wunderlichen stillen Leuten; er war ihnen nicht fleißig genug, auch fragte er zu viel, was sie belästigte. Sie schickten daher den Knaben eines Tages wieder fort, nachdem sie ihn mit drei Dollars abgelohnt. Er fand nun wol hin und wieder Arbeit, die zwar ziemlich bezahlt ward, doch wurde er von dem arbeitsscheuen Vater nicht streng zur Thätigkeit angehalten, und so kam es, daß er oft tagelang mit seines Vaters alter Büchse auf Entenjagd ging, oder im Whitewater fischte. Gretchen hatte dahingegen stets vollauf zu thun. Für den Laden in Minnieska nähte sie baumwollene Hemden und ihre Arbeit ward gut bezahlt; doch konnte dieser geringe Verdienst die kleine Familie nicht lange gegen Mangel schützen, der bald recht fühlbar zu werden begann. Allmälig wurden auch die so freundlich und warm gewesenen Tage des „Indian-Summer" (nordamerikanischer Nachsommer) kalt und stürmisch. Die Vögel, bis auf Spechte, Prairiehühner und Schneevögel zogen fort. Die rothen und gelben Blätter wurden braun und fielen endlich ab. Die Hirsche wanderten von dem Waldlande am Mississippi den wärmeren Bergschluchten zu und Abends sah Georg sie wol aus dem klaren Wasser des Whitewater trinken und konnte sich nicht satt sehen an den schönen, sorglosen Thieren, die von Menschennähe nichts ahnten und von früher her gewohnt sein mochten, hierher zur Tränke zu kommen. Landsmann

Schmidt kam einmal herüber, um zu sehen, wie es gehe. Er war ein fleißiger Mann und wunderte sich nicht wenig, Dehn so unthätig zu finden. Er schalt auch auf Georg, der mit der Büchse auf der Schulter dahergeschlendert kam und erst der Großmutter schüchtern vorgebrachte Entschuldigungen schlossen ihm den Mund. Dann aber erging er sich in selbstgefälligen Aeußerungen über sein und seiner Familie Wirken und Streben und erzählte, wie er nun durch Holzschlagen den Winter über ein gutes Stück Geld sich zu verdienen suchen werde, um dafür im Frühjahr ein Joch Ochsen kaufen zu können. Dehn schwieg zu Allem und rauchte mit mürrischer Miene aus seiner kleinen Thonpfeife weiter; Gretchens Backen brannten vor Schaam und Aerger; die Großmutter seufzte tief; Georg hatte sich davongeschlichen.

„Wenn ich Dir rathen soll, Dehn", sagte Schmidt sich zum Fortgehen anschickend, „so geh' Du auch zu Mr. Field. Auf seinem Holzlande läßt er dies Jahr eine große Masse Bordholz für die Steamboote schlagen. Er ist gerade in Minnieska und ich weiß, daß er noch einen Woodchopper braucht."

Dehn brummte etwas in den Bart und gab mit saurer Miene das Geleit bis vor die Hausthür.

So verhaßt ihm die Arbeit mit der ungewohnten amerikanischen Axt auch war, so ließ er sich doch bei Mr. Field als Holzhauer annehmen. Das Holzland des Amerikaners zog sich auf den Niederungen am Mississippi, den sogenannten „Bottoms" hin, und sobald Schnee und Eis das Befahren des weichen Bodens möglich machten, begann das Holzschlagen. Zwischen Bäumen, dem Strom möglichst nahe, standen hier und da Blockhäuser, die die Holzhauer während der Wintermonate bewohnten. Waren diese verheirathet, dann pflegten die Frauen, auch wol die Ledigen unter den Holzhauern zu „boarden", das heißt zu beköstigen und für sie zu waschen und zu nähen und verdienten damit oft viel Geld.

Das gefällte Holz ward, meistens auf Ochsenschlitten, nach dem Ufer des Mississippi an für die Dampfboote passende Landungsplätze gefahren und hier als Bordwood aufgeschichtet (ein „Bord" vier Fuß im Quadrat).

Schnee und Frost stellten sich dann auch bald ein und man machte sich zum Umzuge bereit. Ein Ochsenschlitten transportirte Dehn's Geräth, die Betten und den Ofen, nach dem Blockhause des Waldlandes. Zu ihrer Freude sah Gretchen, daß der Tausch der Wohnungen kein schlechter sei. Das Haus stand hier im dichten Forst gegen kalte Winde recht geschützt und die Wände desselben waren dick und ziemlich dicht. Es befanden sich hier auch zwei Räume; den einen bezogen Dehn's, in dem andern hatten drei andere Holzschläger sich einquartiert. Diese waren Irländer, junge lustige, leichtsinnige, aber gutmüthige Bursche, die an den Werktagen in über alle Maßen zerrissener Kleidung und riesigen Pelzkappen einhergingen und Joe, Jim und Pat hießen.

Sie halfen dem „dutch People" mit fast übertriebenem Eifer bei

ihrer Einrichtung in der neuen Wohnung, setzten vor Allem den Ofen an seinen neuen Platz, zwängten die Röhre durch das dafür bestimmte Loch, machten sofort ein lustiges Feuer an und luden sodann das blasse kleine Mädchen und die alte Frau durch Zeichen ein, sich dicht daneben zu setzen. Dabei fluchten, lachten und schwatzten sie ununterbrochen und verfehlten auch nicht ganz liebevolle Blicke auf Gretchen zu werfen, die sie für „a damned pretty girl" erklärten.

Großmutter und Trina waren von Kälte wie gelähmt und konnten sich erst nach Stunden etwas erholen; und als jetzt die Irländer erzählten, daß Einem hier Ohren, Füße und Nase leicht erfrieren könnten, da sah man wol, daß mit dem Winter Minnesota's nicht zu spaßen sei.

Mr. Field's Schlitten brachte jetzt von Minnieska her Lebensmittel, die die Holzschläger durch des Amerikaner's Vermittlung auf Credit erhalten konnten. Mit einem Freudengeheul begrüßten die drei Irländer den Schlitten, von dem sie zunächst hastig einen kleinen bauchigen Krug, der eine Gallone faßte und mit Whisky gefüllt war, herabholten, dann den Stöpsel, welcher aus einem ausgekernten Maiskolben bestand, herauszogen und, Einer nach dem Andern, einen tüchtigen Zug aus dem Kruge thaten. Sich schmunzelnd mit dem Rockärmel den Mund wischend, reichten sie dann Claus Dehn ihren Labetrunk und boten ihn sogar mit einladender Handbewegung Gretchen dar, die ihn indessen lachend verschmähte.

Joe, welcher versicherte, kochen und backen zu können „like a woman" ging sofort daran, das für sie bestimmte Faß Mehl zu öffnen und dann Biscuits (eine Art Semmel, beim Teige bedient man sich statt der Bierhefe des Sodapulvers) anzurühren. Der Ofen in seinem Quartier war kalt, aber der Gretchen's desto heißer und in wenig Augenblicken stand das etwas unappetitlich aussehende Gebäck im Backofen. Die Drei warteten mit Gier auf dessen Gahrwerden, denn sie hatten den Tag über nichts als Kautaback geschmeckt, und schon nach einem Weilchen zog es Joe, zum Theil verbrannt, zum Theil roh, wieder hervor. Zwar klagte er, daß seine Biscuits nicht recht gelungen wären, doch machte ein Schluck Whisky nach der Mahlzeit Alles gut.

„Well, Miß", sagte Jim, mit seinen Gefährten zum Fortgehen sich anschickend, „wenn Ihr so gut sein wolltet, uns Drei zu boarden und für uns zu waschen, dann würden wir Euch bezahlen, was Ihr verlangt. Joe ist am Ende doch ein zu schlechter Koch; seine Biscuits taugten nichts für einen Christenmagen, das versichere ich Euch."

Georg, der den Dollmetscher abgab, mußte den drei lachend dastehenden Irländern in Gretchen's Namen sagen, daß sie auf deren Vorschlag eingehe.

Während nun die Männer jeden Morgen mit der Axt tiefer in den Wald gingen, hatte Gretchen daheim vollauf zu thun. Die Großmutter, durch die große Kälte plötzlich mehr geschwächt, konnte ihr wenig helfen und mußte oft das Bett hüten, ja nach Weihnachten verließ sie

dasselbe gar nicht mehr. Auch Trina schien unter dem Einflusse des starken Frostes zu leiden und hockte stets fröstelnd am Ofen.

„Nein, es ist doch ein schwerer Anfang hier", sagte Gretchen oft zu Georg, „zu schwer beinahe. Ach, es dauert mich so, daß Großmutter hier hat herüberkommen müssen und es kommt mir beinahe wie eine Sünde vor, daß sie und Trinchen in einem so wilden Lande leben sollen. Sie können diese grausige Kälte nicht aushalten. Gegen solchen Wind wie der, der zuweilen von der Prairie her herangeheult kommt, schützen die Bäume und die schlechte Mauer nicht; und wenn die Sonne noch so grell dabei auf den Schnee scheint und der Himmel so blau ist wie hier im Winter, es ist doch zu fürchterlich."

„Wir müssen noch besser heizen", meinte Georg bekümmert dreinschauend.

„Ich kann, wenn dieser Wind geht, jede halbe Stunde den Ofen voll Holz packen und den Tag über es doch nur eben warm halten", sagte Gretchen, „aber wie des Nachts, wenn der Ofen kalt ist? Großmutter hat des Morgens oft eiskalte Füße; sie klagt nicht darüber, aber ich hab's doch bemerkt."

„Ich will des Nachts zuweilen aufstehen und Holz nachlegen", sagte Georg hastig; „ich will mir alle Mühe geben, um dann und wann wach zu werden." Eifrig fuhr er fort: „Es ist ja eine Kleinigkeit, des Nachts die Stube warm zu halten, Gretchen, wenn man so viel Brennholz hat, als wir!"

Großmutter und Trina leiden zu sehen war Gretchen's größter Kummer, und mit Angst blickte sie jetzt oft auf die Alte, wenn diese so still und mit geschlossenen Augen auf ihrem Bette lag, mit Sorge auch auf die kleine Schwester, die immer mehr abmagerte und nicht wie früher doch zuweilen heiter plaudern mochte. „Hätten wir nur erst süße Milch!" dachte Gretchen dann; „aber zum Sommer wird Alles gut, dann wollen wir eine Kuh kaufen." Und rastloser arbeitete sie, um nur schnell zu ihrer Näharbeit zu kommen, um nur recht viele Cents zusammenzubringen. Sie mit ihrem warmen jungen gesunden Blut spottete der Kälte und aller Entbehrungen und Mühsal, und es schien ihr keine Arbeit zu schwer. Sie mußte zu Anfang des Winters sogar oft das Brennholz selbst schlagen, da der Vater diese Arbeit nur zu gern seinen Kindern überließ. Später freilich wurde dies anders; denn als Pat einmal darüber zukam, wie das Mädchen das Beil handhabend neben dem Hause stand, rief er entrüstet: „O, meine Seele, dies ist zu arg! Was in aller Welt denkt der alte Bursche, daß er das Mädchen so hart arbeiten läßt? Seht hier, Miß Margret, so wahr mein Name Patrick O'Brien ist, Euer Feuerholz sollt Ihr nicht mehr schlagen!"

Und Pat hielt Wort; von jetzt an war stets Brennholz genug da und auch Georg, beschämt durch des Irländers Zuvorkommenheit, that seinen Theil, und brachte jedes Stück Holz der Schwester ins Haus.

Dehn vertrug sich mit den gutmüthigen, aber dickköpfigen Irländern schlecht, und nur um der Frauen willen hielten Jene daheim an sich und

ließen es bei gelegentlichen Schimpfreden draußen bewenden. Georg dagegen ward ihr erklärter Liebling, da er schnell die Axt zu handhaben, fertig Englisch sprechen, Tabak zu kauen und zu fluchen lernte. Gegen die alte sanfte Großmutter, die sie stets „the old lady" nannten, bezeigten die Irländer eine große Ehrfurcht und Höflichkeit. Trinchen war ihnen zu altklug und zu unfreundlich, als daß sie mit ihr sich hätten befassen mögen.

Die Großmutter merkte bald, daß Georg von den neuen Freunden manche Untugend annahm; er mußte nun bei ihr und Gretchen ein Verhör bestehen und die Folge davon war, daß der Junge sein Tabakskauen, sein Fluchen und Großprahlen einstellte. Gegen seine kleine Schwester zeigte er sich stets gleich liebevoll; jede freie Stunde daheim gehörte ihr; er schnitzte ihr Puppen aus Holz, spielte Karten mit ihr und las ihr aus den von daheim mitgebrachten alten Volkskalendern vor War der Bruder mit den Männern zum Holzschlagen gegangen, dann saß sie auf einem Bänkchen neben dem Ofen und schaute der emsig arbeitenden Schwester unablässig zu. Oder sie stand neben der Großmutter Bett und erzählte ihr in klagendem Tone, wie ihr die Irländer zuwider seien, wie sie bei Tische so große Bissen nähmen und Abends mit so viel Schnee an den Füßen hereinkämen; und wie sie immer an den Ofen oder auf das Brennholz spuckten. War die Kälte nicht zu groß, dann stand sie auch wol neben dem kleinen Fenster und sah auf die beschneiten Bäume und den hochaufgethürmten Schnee, auf dessen Oberfläche sie die Spuren kleiner Mäusefüße entdeckte; oder sie horchte den fernen Axtschlägen der Arbeiter und dem Hacken der Spechte, das ihr wie das Geklopfe kleiner Hämmer vorkam. Lustige Fenzmäuse (eine Art kleiner Eichhörnchen), die eilfertig und mit aufgehobenem rauhen Schwänzchen auf der kleinen Einzäunung nahe dem Fenster hin- und herrannten, blieben oft mitten im raschen Lauf stehen und guckten mit glänzenden Augen furchtlos zu dem kleinen kranken Mädchen hinein, das sich aber nicht mehr freuen konnte, wie gesunde Kinder es zu thun pflegen, und nur selten das magere Gesichtchen zu einem Lächeln verzog.

„Ich weiß nicht", sagte Georg zu Gretchen, „mich dünkt, Trina sieht recht krank aus, es ist gar kein Leben mehr in ihr und Großmutter sagt ja auch nie Etwas, als wenn es hochnöthig ist."

„Du!" rief Georg mit bangem Tone, seiner Schwester Hand leise berührend, „antworte doch!"

„Sie werden Beide nicht lange mehr leben, Georg", sagte Gretchen lautaufweinend. „Schmidt's Frau meint auch, Leute, die alt und dabei nicht gesund sind, wenn sie von drüben hierherkommen, halten's nicht lange aus. Das Leben hier ist für sie so ganz anders und dann die scharfe Witterung"

„Nein, sprich nicht so!" rief Georg erschrocken, „wir können sie hier nicht entbehren, sie müssen leben bleiben. Was weiß die Schmidt'sche denn auch davon? Laß es nur erst Sommer werden, dann geht's besser, glaub' mir das, Gretchen!"

Doch stand er, trotz seiner hoffnungsvollen Worte, bekümmert und sinnend da und schlich dann still fort. Seitdem war er gegen die kleine Schwester noch liebreicher und gegen die Großmutter ehrerbietiger als sonst, so daß es sogar dem Vater auffiel. Dieser mußte es endlich auch wahrnehmen, daß die Alte und sein Trinchen schwächer wurden und heimlich verwünschte er seine Auswanderungsgelüste, gegen die die Großmutter daheim immer umsonst gepredigt.

Es verging ein Tag wie der andere auf den Bottoms. Der Vater, wenn er Abends müde von der Arbeit heimgekehrt war, aß sein Abendbrot, rauchte ein Pfeifchen und ging dann sofort zu Bette. Georg und die Irländer dahingegen saßen noch manchmal Abends ein Weilchen schwatzend neben Gretchen. War sie endlich allein, dann flogen ihre Gedanken nur zu oft über Land und Meer zurück in die alte Heimat und weilten besonders gern in dem kleinen Hause, neben dem so viele Obstbäume standen, daß sie es fast ganz versteckten. Sie sah im Geiste eine alte dicke freundliche Frau in dem saubern Stübchen oder im kleinen Laden beschäftigt; sie sah aber öfterer noch sonst Jemanden, der dort im Häuschen auch aus- und einging, der seiner alten Mutter ein so guter Sohn war, dem selbst die alten Weiber des Dorfes nichts Uebles nachzureden wußten.

„Und er ist doch lustig dabei, so gut wie die Anderen und keine Schlafmütze“, dachte Gretchen und rührte flinker noch ihre Nadel.

Störte sie dann in ihren Gedanken ein Seufzer vom Bette der Großmutter her, dann schaute sie fast wie befremdet in die Höhe und auf ihre ärmliche Umgebung, und seufzte dann auch und machte sich Vorwürfe, daß sie in sich glücklich zu sein wagte, während die Großmutter litt. Diese sprach, seit sie schwächer ward, selten von der alten Heimat, verlangte auch nicht den Brief wieder zu lesen, der im Anfang des Winters von Deutschland gekommen war und manches Neue aus dem Dorfe mittheilte; doch wünschte sie, daß Gretchen denselben sofort beantworte und Alles erzähle, was ihnen begegnet, seit sie Chicago verlassen. Gretchen benutzte zum Schreiben einige der einsamen Winterabende und es machte diese Arbeit ihr viel Vergnügen. Und wie sie nun zum Schlusse des Briefes gelangte, da war ihr, als müsse sie nun noch etwas ganz Besonderes sagen, noch ihr Herz ein Wort reden lassen; aber sie begnügte sich damit, zu schreiben: „Grüßen Sie auch die alte Wittwe Ehlers von uns, und sagen Sie ihr, es ginge uns so ziemlich gut; Großmutter und Trina wären aber nur flau, was uns vielen Kummer machte.“

## V.

So verlebten die deutschen Auswanderer einen Theil des Winters in ihrem Blockhaus, Dehn meist mißvergnügt, Großmutter und Trina hinkränkelnd von Tag zu Tag, Gretchen ihrer Pflicht treuwartend! Georg liebevoll für die Kranken sorgend und von ganzem Herzen an der älteren Schwestern hangend.

An einem Sonntagmorgen wanderte Georg mit der Flinte nach dem Claim hinaus.

In den Bergen kamen ihm die beiden Norweger mit ihren Gewehren und auf großen Schneeschuhen entgegen.

Georg sah die Schneeschuhe zum ersten Male und bewunderte laut die große Schnelligkeit, mit der die kleinen handfesten Norweger auf der beeisten Oberfläche des Schnees und namentlich bergab liefen. Diese Fertigkeit brachten sie aus ihrer kalten Heimat mit, und auf Minnesota's schneereichen Gefilden leistete sie ihnen gute Dienste.

Die Leute erzählten Georg, daß in den Bergen jetzt viele Hirsche seien und man die Indianer immerfort mit den Büchsen knallen höre. Sie selbst gingen zu den Schweden hinüber, um mit diesen gemeinschaftlich einige Tage hindurch der Jagd obzuliegen.

Als Georg sich von ihnen wieder verabschiedete, schritt er noch rascher als zuvor weiter und sprach dabei laut und aufgeregt mit sich selbst.

„Ja, solche Schneeschuhe muß ich auch haben! Die Norweger helfen mir, sie zu machen; sie sind nicht so eigensinnig und selbstklug als die beiden alten Schweden. So komme ich ja wahrhaftig nicht vom Fleck. Ach, könnt' ich einen Hirsch schießen! Was ist ein Hirsch für ein nützliches Thier! Das Fell kann man brauchen zu allerlei und das Fleisch kann man kochen; da könnten Großmutter und Trina frische Suppe trinken, und das würde ihnen gut thun, Hirschsuppe ist gewiß kräftig.“ Georg lief noch rascher. „Könnte ich nur einen einzigen Hirsch schießen! Das Fell sollen Großmutter und Trina des Nachts bei den Füßen haben, da bleiben sie bestimmt doch warm. Ich weiß sicher, der Whitewater ist bei unserem Claim nicht zugefroren, weil das Wasser dort so viel Fall hat, und da kommen die Hirsche gewiß noch immer zur Tränke.“

Das kleine Blockhaus war ganz eingeschneit. Die Bäume ringsum standen wie erstarrt und die lautlose Stille hier ward nur durch das Plätschern des nahen Wassers unterbrochen.

Georg überzeugte sich bald, daß seit dem letzten Schnee häufig Hirsche hierhergekommen waren, aber er entdeckte zu seinem Erstaunen zugleich die Spuren von Schneeschuhen, welche ganz anders gemacht zu sein schienen, als die der Norweger. Sein Gewehr hatte er geladen und, entschlossen, hier auf einen Hirsch zu warten, und sei es auch stundenlang, stellte er sich hinter ein Gestrüpp, das ihn vollkommen verbarg.

Er hatte indeß nicht lange zu warten, als schon zwei große Hirsche mit stolzgetragenem Geweih zum Wasser kamen und ruhig zu trinken begannen. Jetzt war der Augenblick gekommen, Georg zielte, aber gleich nachdem sein Schuß gefallen war, ertönte dicht neben ihm ein zweiter. Der eine der Hirsche stürzte tödtlich getroffen zu Boden, während sein Gefährte das Weite suchte.

Wer war der unsichtbare Jäger und wessen Schuß hatte den Hirsch getroffen? Georg sprang aus seinem Versteck hervor, prallte aber zurück, als, wie plötzlich aus dem Boden gewachsen, ein Indianer vor ihm stand. Dieser winkte und gesticulirte mit den Händen, ohne indeß, wie es schien, Miene zu machen, den todten Hirsch zu beanspruchen. Von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Knaben werfend, begann er dann sein Gewehr wieder zu laden, als aber Georg, ganz erschrocken — denn er hatte noch zuvor keinen Indianer in der Nähe gesehen — stehen blieb, schritt der Wilde auf den Hirsch zu und rief: „Mucheman's Tshardshur (des weißen Mannes Hirsch)!“ Dann wies er kopfschüttelnd auf seine Flinte und murmelte: „Indian Massako not shot, Mucheman's Massako shot (des Indianers Flinte schoß nicht, des Weißen Flinte schoß).“

Georg erholte sich schnell von seinem Schrecken und begriff jetzt zu seiner Freude, daß er in der That den Hirsch geschossen und der Wilde auf denselben keine Ansprüche zu machen gedenke. Voll Neugierde betrachtete er sich nun den Indianer, der seinerseits ihn wieder von Kopf bis zu Fuß genau in Augenschein nahm.

Der Wilde war ein nicht mehr junger Mann, wie alle Indianer schlank und fein gebaut. An den Füßen, die schmal und klein waren, trug er Moccasins aus gegerbtem Hirschfell; die Beinkleider waren gleichfalls aus Hirschfell und an den Nähten mit Lederfransen besetzt. Ueber ein Hemd aus buntem baumwollenen Stoff hatte er eine wollene Decke geworfen, die mit einem Gurt um den Leib befestigt war und an die sich eine in Kapuzenform genähte, mit bunten Federn geschmückte Kopfbedeckung schloß. Das markirte Gesicht des Wilden war ausdrucksvoll und von dunkelbraunen klugen Augen belebt. Das grobe schwarze Haar hatte er in zwei Zöpfe geflochten, die unter der herabgeglittenen Kapuze sichtbar wurden. Außer Gewehr, Pulverhorn und einem Paar sonderbarer Schneeschuhe trug er noch seinen Tomahawk und eine Indianerpfeife bei sich, deren Kopf aus einem rothen Thon gemacht wird, den sich die Indianer in den Red Pipestone-Brüchen in Blue Earth County, Minnesota, holen. Georg, der jetzt seine Neugierde befriedigt hatte, dachte nun daran, seine Jagdbeute heimzuschaffen, aber wie? Der Hirsch war viel zu schwer, als daß er ihn hätte tragen oder schleppen können. Der Indianer, welcher seine Gedanken errathen zu haben schien, wies auf das Blockhaus hin und sagte: „Mucheman's Tipi?“

Georg schüttelte mit dem Kopfe; er hatte von den Norwegern, die mit den Indianern viel verkehrten, einige indianische Wörter gelernt und wußte, daß Mucheman Weißer und Tipi der Name der Indianerzelte und Wohnungen überhaupt sei. Er wies nach den Bottoms hinüber,

worauf der Indianer ein leises Pfeifen vernehmen ließ, dann aber sofort seinen Tomahawk ergriff und nachdem er eine Secunde wie suchend umhergeblickt, behende einen astreichen kleinen Baum umhieb, diesen schnell herbeischleppte und dann auf den Hirsch wies. Georg begriff, was dies heißen solle und faßte sogleich die Beine des Hirsches; der Indianer aber schnürte diese zuvor mit dünnen Zweigen, die er rasch von einer am Stromufer wachsenden Weide geschnitten, zusammen und half sodann das schwere Thier auf das Geäst des Baumes legen. Georg faßte das abgehauene Ende des Baumes und versuchte zu ziehen; es ging auch, wo ebener hartgefrorener Schnee lag, ziemlich gut, war aber unbequem genug. Der Indianer schaute ihm mit ernster Miene zu, wie er sein Gefährt langsam fortbewegte, eilte ihm dann aber kopfschüttelnd nach und faßte auch mit an und das half!

Plötzlich blieb der Wilde stehen und sagte, auf eine nicht ferne dichte Baumgruppe am Ufer des Whitewater deutend: „Mucheman seen Indian Tipi?“

„No, no!“ entgegnete Georg, der vor Begierde brannte eine indianische Behausung zu sehen.

„Come, come!“ sagte sein rother Freund, „Indian plenty Habanaka, plenty Meshuta (der Indianer hat genug Maiskorn, genug Kaffee)!“

Sie bogen nun mit ihrem improvisirten Schlitten vom Wege ab und gelangten in wenigen Minuten zu vier Indianerzelten, aus deren Spitzen mächtiger Rauch emporwirbelte.

Sechs bis sieben halbnackte, braune kleine Gesellen mit blitzenden Augen und schneeweißen Zähnen balgten sich vor den Zelten in dem zertretenen schmutzigen Schnee umher und erhoben, wie sie die Ankömmlinge gewahrten, ein lautes Geschrei. Sofort öffneten sich die Thüren der Leinwandzelte, und bald war Georg umgeben von sechzehn bis siebzehn braunen Menschen, großen und kleinen, Frauen und Männern, die alle „Tshardshus, Tshardshus!“ riefen.

Georg sank das Herz, denn er war jetzt fest davon überzeugt, daß der Indianer ihn hierhergeführt, um ihm seine Beute noch zu nehmen. Aber er hatte sich geirrt. „Mucheman's Tshardshus!“ sagte der Wilde kurz und scheuchte die drängenden und am lautesten schreienden kleinen Rothhäute mit emporgehobenem Tomahawk fort. Die Alten gingen sogleich wieder murrend in die warmen Zelte zurück und schlossen die Oeffnung hinter sich. Nur ein Tipi stand noch offen und eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm blieb in dem Eingange desselben stehen. Hierher führte der Indianer seinen Schützling. In der Mitte des Zeltes war ein loderndes Feuer, das in dem dunstigen Raum eine unerträgliche Hitze verbreitete. An einem schräg in die Erde hineingesetzten spitzen eisernen Stock briet am Feuer eine Moschusratte. Eine Masse Felle von Waschbären, Füchsen, Hirschen, Bibern und Moschusratten lagen und hingen umher und verbreiteten einen unausstehlichen Geruch. Auf einer schmutzigen Büffelhaut lag

schlafend ein hagerer steinalter Indianer. Dies Büffelfell war das einzige, was im Besitze des Indianers sich befand, denn Büffel findet man in Minnesota nicht. Der Alte war der Vater des Wilden. Ein kleines Mädchen hockte dicht neben dem Feuer, eifrig damit beschäftigt, volle gelbe Maiskolben zu rösten.

Damals fanden sich in Minnesota noch drei verschiedene Indianerstämme, deren Anzahl zusammen auf 40,000 sich belaufen mochte. Der Chippewastamm hatte Reservationen in den großen nördlichen Wäldern und Prairien zwischen dem Lake Superier und den Quellen des Mississippi; die Winnebagos lebten um den Blue Earth-Fluß, südlich in ihren angewiesenen Bezirken; und der Dakotah- oder Sioux-Stamm, zu denen unsere Indianer gehörten, hielt sich in dem nordwestlichen Theil Minnesota's auf. Doch zogen die Wilden, zeitweise, gern in die Nähe des Mississippi, für den sie eine große Vorliebe zu haben scheinen.

Diese drei Stämme sind von einem unversöhnlichen Haß gegeneinander erfüllt, der sich von Generation zu Generation forterbte und wol erst mit ihnen aussterben wird. Die Männer, schöner als die Frauen, sind vollkommene Haustyrannen. Sie jagen und fischen und liegen, heimgekehrt, im Tipi rauchend auf den Fellen. Die Frauen müssen alle harte Arbeit verrichten, selbst die Canoes machen und das Brennholz schaffen und wenn sie von Ort zu Ort ziehen, um neue Jagdgründe zu suchen, müssen die Weiber gleich ihren kleinen mageren Pferden die Habseligkeiten und die kleinen Kinder fortschaffen.

Die Nahrung der Wilden ist einfach. Sie kochen und rösten das Fleisch des von ihnen erlegten Wildes, backen ihre Fische und rösten Maiskornkolben und wilde süße Kartoffeln, die die Weiber in den Niederungen sammeln. Solche, die in die Nähe der Ansiedlungen kommen, haben den Kaffee kennen und lieben gelernt, so auch das Brot und die Kartoffeln, die sie sich bei den Weißen erbetteln, kaufen oder auch wol stehlen.

Außer den Provisionen, die die Regierung den Indianern jährlich vertragsmäßig liefert, erhalten diese noch Kleidungsstücke (wollene Decken), und dann zahlt die Regierung an sie bestimmte Summen Geldes. In der Nähe der den Wilden angewiesenen Landstriche sind Agenturen (Indian agencies) errichtet; hier wohnen die von der Regierung angestellten Beamten, sowie die Dollmetscher und Missionaire.

In Folge der von den Wilden während des Krieges an den Weißen verübten Greuelthaten, zu denen aber die Betrügereien der Agenten die erste Veranlassung gegeben haben sollen, hat bei den Einwohnern Minnesota's der frühere Widerwille gegen die Indianer sich bis zum tödtlichen Haß gesteigert. Sie sind seitdem zurückgedrängt und leben nun größtentheils im heutigen Dakotah. Ihnen blieb Nichts, als die Erinnerung an ihre alten Wohnplätze; an die ihnen heiligen Orte, wo die Gebeine ihrer Väter ruhen, an den mächtigen Mississippi, den „Vater der Ströme", an dessen Ufer sie so gern ihre Tipi aufgeschlagen, über dessen Wasser ihr Canoe so oft hingeglitten.

Der Indianer breitete für seinen jungen Freund einige Felle in der Nähe des Feuers aus und brachte ihm gerösteten Mais und ein Stück kalten gekochten Hirschfleisches. Die Indianerin setzte ihr Kind neben ihn und holte dann aus einem eisernen Topfe ein Stück rohen Specks. Der Mann entriß es ihr indeß eilig, hielt es dem Gast in der Hand hin und rief fröhlich: „Kokus, Kokus, Norwegian Kokus!" („Speck, Speck, Norweg-Speck!") Georg, dem der Anblick so großer Unreinlichkeit ringsum den Appetit vollständig nahm, schüttelte ablehnend mit dem Kopfe und mit sichtlich gekränkter Miene warf der Indianer den Speck wieder in den Topf zurück.

Als Georg nun Miene machte, fortzugehen, ergriff der Wilde sein Gewehr und bedeutete Jenem, daß er folgen werde.

„Ich wollte, daß ich den rothen Menschen etwas geben könnte, sie sind doch recht gut", dachte Georg für sich, und — da fiel ihm etwas ein — rasch knüpfte er sein neues buntes Halstuch los und schlang es um den braunen Nacken des kleinen Mädchens, das noch immer emsig mit dem Rösten des Mais beschäftigt war. Aber in demselben Augenblick hatte der Vater das Tuch ihr auch schon entrissen und um seinen eigenen Hals gebunden, und ohne sich nach dem bitterlich weinenden Kinde auch nur umzusehen folgte er dann dem darüber innerlich empörten Knaben.

„Poor Papoose!" (Armes Kind!) sagte dieser, um zu versuchen, den Wilden zu rühren: aber der zeigte lachend die weißen Zähne und warf, die Hand an das Tuch legend, mit eitler Miene den Kopf zurück.

Georg ergriff nun wieder den Baumstamm, um seinen Hirsch weiter zu schaffen, der Wilde legte auch Hand mit an und die draußen spielenden kleinen Sioux sandten den Scheidenden ihr lautes Geschrei nach, dessen Echo von den Schluchzen ringsum wiederhallte.

Nach Verlauf einer Stunde langten die beiden Jäger wohlbehalten auf den Bottoms an. In dem Blockhause entstand große Freude über den schönen Hirsch. Joe, Jim und Pat waren ganz außer sich und umtanzten ihn mit seltsamen Luftsprüngen. Als sie aber den Indianer gewahrten, drückten sie unverhohlen ihren Widerwillen aus und fragten Georg, warum er den mitgebracht und wollten auch nicht darauf hören, als der Knabe dessen Betragen gegen ihn rühmte.

Die norwegische Familie verkehrte gern und oft mit den Indianern, deren Tipis manchmal dicht neben ihrem Blockhause aufgeschlagen waren. Eine indianische Frau hatte bei der Entbindung der Norwegerin einmal die Wehemutter sein müssen und dem kleinen weißen Kinde die erste Nahrung aus der eigenen Brust gereicht; sie legte auch später für dies Kind stets eine besondere Vorliebe an den Tag. Die Kinder spielten mit den kleinen Rothhäuten und verständigten sich bald mit ihnen, anfangs durch Zeichen, bald aber durch indianische, norwegische und englische Wörter. Ehe noch die Norweger sich hier ansiedelten, hatte in dem Blockhause ein alter Franzose, eine Art von Missionair, gewohnt. Er war von der Regierung beauftragt, die hier herumziehenden, der

Jagd und dem Fischfang obliegenden Sioux zur Annahme civilisirter Gebräuche und zu geregelter Thätigkeit anzuhalten. Auf der naheliegenden sogenannten Sandprairie, am Ufer des Zumbro, war ein Indianerdorf entstanden, und die Wilden fingen sogar an, ihren eigenen Mais zu ziehen. Aber als der alte Franzose starb, brachen die ruhelosen Sioux ihre Hütten wieder ab und suchten neue Jagdgründe. Man sah jetzt noch die Trümmer ihrer Wohnungen und ihren Begräbnißplatz, den hohe Stangen mit weißen Flaggen dem Vorübergehenden schon von Weitem bezeichneten.

„Alle Indianer sind falsch und auch diebisch!“ rief Joe fast zornig. „Beim heiligen Patrick! Ihr kennt sie nicht. Dieser Bursche möchte hier eines Tages heimlich wiederkommen und stehlen, was er nur packen kann!“

Georg, ganz empört über das Betragen der Irländer, entgegnete einige heftige Worte und der Indianer, welcher mehr Englisch verstand, als die Anwesenden glaubten, sah beobachtend bald ihn, bald die Irländer an und wandte dann den Rücken, um zu gehen.

Gretchen, die, in der Thür stehend, Alles gehört, war mittlerweile ins Haus zurückgelaufen, hatte schnell ein eben gebackenes Brod vom Tische genommen, in einem Augenblick den davongehenden Indianer erreicht und das Brod in seine Hände gelegt. Die vorhin finstere Miene des Wilden hellte sich wieder auf und freundlich das hübsche Mädchen anblickend, sagte er: „Mucheman's Squaw (Frau) good!“ Dann schritt er weiter.

Gretchen kehrte sich nicht an die mürrischen Gesichter der Irländer und Georg war ganz zufrieden mit der Art, wie die Schwester seinem neuen Freunde sich dankbar bewiesen hatte.

Bald war indessen vollkommene Eintracht wieder hergestellt und mit Eifer machten die Irländer, Georg und selbst Dehn sich daran, den Hirsch abzuziehen und zu zerlegen. Von dem kleinen Fenster aus schaute Trinchen, auf Gretchen's Schooß sitzend, ihnen zu, selbst die Großmutter in ihrem Bette war in Erwartung der frischen Suppe etwas aufgeregt.

Georg aber mußte mit seiner Arbeit oft innehalten, um wieder und wieder voll Stolz den großen Augenblick zu schildern, in dem der Hirsch, von seinem Schuß getroffen, gefallen war, und um sich in lobenden Betrachtungen über Fell und Fleisch seiner Beute auszudrücken.

---

## VI.

Der Winter ging zu Ende. Mildere Lüfte brachten die fortgezogenen Vögel wieder, und wo eben der Schnee weggethaut war, sproßten Kräuter und Blumen. Große Schaaren wilder Tauben kamen vom Süden, in den Schluchten hörte man den ganzen Tag das Rufen und Lachen der Prairiehühner, von allen Sümpfen her das vielstimmige Quaken der Frösche, und am Abend und in den Nächten rief schon der Kukuk der amerikanischen Kinder: der „Whip-poor-Will“.

Von allen reichen Gaben des erwachenden Frühlings sah und hörte aber die kleine Trina nichts mehr. Wenige Tage heftiger Leiden reichten hin, um ihre geringe Lebenskraft zu zerstören. Eine so zarte kleine Pflanze, von fremdem Boden hierhergetragen, konnte in solch' rauhem Winter nicht gedeihen.

Georg brachte ihr noch wenige Stunden vor ihrem schmerzlosen Ende eine Handvoll wilder Krokus, die er am Abhange des Berges, an sandigem, warmen Plätzchen gepflückt. Von dem nahen Tode nichts ahnend, griff das kleine Mädchen darnach und sagte leise und keuchend: „Wenn ich gesund bin, will ich selbst pflücken." Noch ehe die Sonne unterging, stand ihr Herz still; aber in der erkalteten Hand hielt sie noch die Blumen. Alle beweinten den Tod des Kindes, sogar die drei Hausgenossen; aber der Großmutter schon nahendes Ende beschleunigte er. Auf dem Claim, nicht fern vom Hause, unter einer schönen Eiche, ward Trinchen begraben. „Dort will ich auch liegen", sagte die Großmutter zu Gretchen. Nur kurze Zeit nachdem man vom Bottomlande zurückgekehrt war in's eigene Blockhaus, schloß auch die alte Frau für immer ihre Augen. Eine kurze Weile vor ihrem Ende kam noch ein leichter Augenblick, da sagte sie zu Gretchen: „Ja, mein Kind, das ist der Tod und kein warmer Sommer und keine theure Medicin kann mir mehr helfen. Weine nicht zu viel um mich und um das Kind, Du warst ja treu gegen die beiden Schwachen. Ich sage Dir und Du weißt es ja auch, wir hätten nicht hierher sollen. Ach, so alte Leute gehören ja mit Leib und Seele in ihre Heimat hin und man sollte sie sitzen lassen auf ihrem gewohnten Platz, von wo aus sie ruhig und satt dem Treiben der Welt um sich her zusehen und darauf warten, bis der Tod sie ruft und man den müden Leib auf den Kirchhof trägt."

Gretchen holte auf der Großmutter Bitte das Gesangbuch und die Alte sagte leise: „Nr. 530, mein Kind. Den Gesang hab' ich auch Deiner Mutter in ihrer Sterbestunde vorgelesen."

Das Mädchen bezwang ihren Schmerz und las mit leiser bebender Stimme:

„Wenn mir die Augen brechen,
Ich nicht empfinden kann,
Nicht hören, nicht mehr sprechen:
Dann nimm mich gnädig an!

Wenn Sinne, wenn Gedanken,
Wie ein verlöschend Licht,
Hieher und dahin wanken:
Ach, dann verlaß mich nicht!

Es fliehe Furcht und Kummer!
Die Seele stärke sich!
Leicht wie des Müden Schlummer,
Sanft sei mein Tod durch Dich!"

Gretchen schwieg: sie konnte vor Weinen nicht zu Ende lesen. Die Großmutter hatte die Augen geschlossen. Im Geiste sah sie den Kirchhof der alten geliebten Heimat; die weißen Rosen auf ihrer Tochter

Grabe, und den scheidenden Sonnenstrahl, der auf den Cherubsköpfen des Altarblattes ruhte. Sie hörte die Glocke des alten Kirchthurms läuten, zuerst in vollen lauten Tönen, dann aber klangen sie leiser und leiser und verhallten endlich in weiter Ferne. So schlief die alte Frau ein, um nicht wieder zu erwachen.

Als nun Alles vorüber war und Gretchen wußte, daß die Ausbrüche ihres langverhaltenen Schmerzes die Todesruhe nicht würden stören können, da gab sie sich demselben so rückhaltslos hin, daß es ihren jungen Bruder entsetzte. Aber so viel er sie bat, sich zu beruhigen, sie sagte nur: „Ich muß, ich muß weinen, ich bin allein und verlassen in diesem fremden Lande!"

Der Vater aber, den der innere Schmerz und die Reue nur noch härter zu machen schien, sagte rauh: „Du wirst zum Weinen nicht lange Zeit haben, denn in diesem verwünschten Lande heißt es nur: arbeiten, immer arbeiten. Wenn ich das Geld hätte, weiß Gott, morgenden Tages ginge ich nach Deutschland zurück!"

## VII.

Gretchen hatte den Winter über stets gehofft, sie werde den Sommer mit den Ihren auf dem Claim bleiben können. Jetzt aber sah sie, daß daran nicht zu denken sei, denn von dem den Winter über verdienten Gelde war nur wenig erübrigt, es reichte nicht hin, sich auch nur auf's Nothdürftigste einzurichten. Sie war daher gezwungen, dem Vater, der nichts selbst bedenken zu wollen schien, zu sagen, daß sie und Georg sich Arbeit suchen müßten.

„Ja, geht nur", erwiederte dieser mit Bitterkeit, „laßt mich allein! Ich wollte nur, daß mein Trinchen noch lebte, die wär' nie von mir gegangen. Aber Du bist stets eigenwillig gewesen; hättest Du damals den Preußen genommen, wir wären Alle wohlberathen und Großmutter und Trinchen lägen auch nicht in der Erde, denn die hat nur das elendige Leben hier dahin gebracht."

Gretchen traten bei diesen herzlosen und unvernünftigen Worten des Vaters die Thränen in die Augen, aber sie entgegnete kein Wort darauf. Die Selbstsucht und Lieblosigkeit, die bei dem Vater immer mehr hervortraten, je unbehaglicher ihm die neue selbstgewählte Heimat ward, vermochten doch nicht, die in ihrem treuen, liebevollen Herzen wohnende kindliche Ehrfurcht gegen ihn zu ertödten.

„Ich will Vater nie verlassen, in Krankheit und in Alter nicht", sagte sie sich fassend; „aber jetzt müssen wir erst verdienen, es geht nicht länger auf dem Claim. Vater und Georg finden leicht Arbeit in Minnieska, da soll viel gebaut werden, und — —"

„Willst Du mir sagen, was ich zu thun und zu lassen habe?" brauste der Vater auf. „Geh' Du Deinen Weg, und laß mich für mich selbst sorgen. Ich halte Dich nicht, ich will Dich nicht; für mich bist Du nur eine Last, denn am Ende soll ich doch Alles allein verdienen, was wir

brauchen, — Deine paar Cents, die Du mit Nähen verdienst, verschlapen nichts."

So redete er sich selbst in einen lächerlichen Zorn hinein, und Gretchen gab es auf, mit ihm über ihre Zukunft sich zu besprechen. Georg, auf den die letzte traurige Zeit einen tiefen Eindruck gemacht, berieth sich dahingegen vernünftig und ernst, wie ein Erwachsener, mit seiner Schwester. Es gelang ihm auch bald, auf einer nahen Farm, wo man eben die Frühjahrsarbeit begann, Beschäftigung zu finden, und er nahm sich fest vor, seiner Schwester keine Schande zu machen.

Gretchen bekam einen Dienst im Hôtel von Minnieska, dem der nahende Sommer viel Verkehr brachte.

„Du könntest auch leicht verheirathet werden, wenn Du nur Lust hättest", sagte Georg zu seiner Schwester, als sie am letzten Abend allein im Blockhause beisammen saßen. „Pat, Joe und Jim wollen Dich alle Drei bitterlich gern haben, aber sie meinen, daß Du ihnen zu stolz bist."

Gretchen lachte hell auf; es war dies ihr erstes Lachen seit der Großmutter Tod, und es that ihr gut, sie fühlte, daß sie noch jung, noch dem Leben angehöre.

„Ja, für Die bin ich zu stolz", sagte sie. „Das wäre mir auch ein schönes Glück! was Die an den sechs Tagen verdienen, geht am siebenten Heidi!"

„Und so lumpig, wie sie sich halten", meinte Georg, gleichfalls lachend. „Joe konnte diesen Winter sich nie in die Rockärmel hineinfinden, so voll Löcher war sein Zeug."

„Und am Sonntage sind sie aufgeputzt mit weißen Vorhemden und Sammetwesten", spottete Gretchen; „das sind mir die Rechten!"

Die Leute, zu denen Gretchen kam, waren Amerikaner, und so mußte sie jetzt Englisch lernen. Es ging damit auch besser, als sie erwartete; binnen wenig Wochen konnte sie sich ihrer Umgebung verständlich machen. Sie wurde gut behandelt, denn man weiß in Amerika tüchtige, treue Dienstboten besser zu schätzen als sonst irgendwo, eben, weil sie dort so selten sind. Claus Dehn fand in Minnieska gleichfalls Beschäftigung. Hatte er sich einige Dollars verdient, dann hielt es ihn aber nicht länger bei der Arbeit; er trieb sich, bis dasselbe verthan war, bei Bekannten herum, die ihn auch gern behielten, so lange sein Whisky und Tabak ausreichten, und fing erst, wenn die Taschen wieder leer waren, auf's Neue verdrossen zu arbeiten an.

Dies war für Gretchen ein großer Kummer; sie wagte aber nicht, ihrem Vater deshalb Vorwürfe zu machen, auch ging er ihr, sobald er Geld hatte, stets möglichst aus dem Wege.

Der Mai war gekommen, und schon sah man den Mississippi herauf und hinunter täglich die Dampfboote, gleich schwimmenden weißen Palästen, ziehen. Sie brachten auch Emigranten nach dem kleinen Minnieska, aber meistens waren dies Norweger und Schweden.

Gretchen hatte im Laufe des Winters aus Deutschland wieder einen Brief erhalten und diesen Brief trug sie, wie ein Heiligthum in

ein Stück Papier gewickelt, stets bei sich. Darin aber stand unter Anderem: „Die Leute sagen, daß die alte Frau Ehlers mit ihren beiden Söhnen zum Frühjahr auch mit auswandern wolle, in welche Gegend weiß ich indeß nicht."

„Aber ich weiß es!" dachte Gretchen froh erregt, „wohin könnte er gehen, als hierher?"

Sie hatte ein ganz kleines Zimmer, dessen Fenster auf den Mississippi hinausschaute. Wenn sie Nachts das Geräusch eines nahenden Dampfbootes und den Klang der Schiffsglocke vernahm, dann fuhr sie auf und lauschte und blickte durch's Fenster, wo durch die Dunkelheit die bunten Signallampen des Dampfbootes zu ihr hinüberleuchteten

Gretchen wartete und wartete, aber der Mai verging und Niemand kam.

Heute war es Sonntag, den Georg wie gewöhnlich bei seiner Schwester zubrachte. Jim, Pat und Joe waren auch zur Stadt gekommen, um sich Kautabak, Whisky und neue Schuhe zu kaufen. Sie stolzirten umher in wohlgestärkten gelben Leinenröcken, den Hut im Nacken und sprachen fröhlich und lärmig, wie es stets ihre Weise war. Als jetzt ein Dampfboot herankam, um anzulegen, stürzten sie sammt Georg zur Landung hinunter, um zu sehen, was es brächte. Denn in den neuangelegten Städten am Strom ist die Ankunft eines Dampfbootes im Anfang des Sommers stets ein nicht unbedeutendes Ereigniß, das die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzt.

Es war diesmal ein großes prachtvolles Dampfboot, die „Northern Belle", und es sah schön aus, wie es so stolz dahergebraust kam, am waldigen romantischen Ufer entlang, mit den vielen Passagieren unter seinen von leichten Säulen getragenen Corridoren. Die „Northern Belle" selbst war als wunderschöne Jungfrau, am Wasser sitzend, am Radkasten zu schauen, leider in etwas zu grellen Farben. Einige deutsche junge Virtuosen mit Blasinstrumenten waren auch unter den Passagieren und wol zum ersten Male vernahmen diese Ufer Weber's wunderherrliches: „Im Wald, im frischen grünen Wald!"

„Die Musik dieser Dutchmen gefällt mir nicht", bemerkte der Hôtelbesitzer, Mr. Johnson, der gleichfalls mit zuschauend am Ufer stand. „Ich darf sagen, die von der Fiedel eines Niggers paßt besser für des Yankee's Geschmack."

Die Glocke ertönte, das Boot legte an und die hinübergeworfene Brücke betrat zuerst ein junger, breitschulteriger Mann mit blondem Schnurrbart und einer deutschen Soldatenmütze auf dem Kopfe, der eine kleine dicke Frau sorgsam an der Hand hinüberführte. Ihnen folgte mit Reisetasche und Korb ein stämmiger vierzehnjähriger Bursche. Rasch wurden dann von den Schiffsleuten mehrere große Kisten herübergeschleppt und ohne besondere Umstände auf das Ufer hingestoßen, was bei der alten Frau ein unwilliges Kopfschütteln hervorrief. Dann stieß das Boot wieder ab und die „Northern Belle" dampfte weiter.

Georg stand da mit einem Gesichte, als sähe er Gespenster. Er

wandte kein Auge von den drei Neuangekommenen, die noch mit ihrem Gepäck beschäftigt waren. Endlich konnte er sich nicht länger halten, sprang auf Jene zu und rief:

„Was, Medbersch, seid Ihr in Amerika? seid Ihr's, Paul und Johann? wie kann's nur möglich sein?"

Nun gab es ein Grüßen und Händeschütteln, ein fröhliches Durcheinanderreden.

„Gottlob und Dank, daß wir Euch gleich treffen!" rief Frau Ehlers. „Das ist doch ein wahrer Trost für mich. O, was für eine Reise haben wir gehabt, Kinder, Kinder! so schlechte Kost und so schlechtes Logis! Aber wo ist Gretchen, und wie ist's mit Großmutter und mit Trina? Da kommt Claus Dehn. Guten Tag auch, Claus. Na, wie geht es? Ja, was sagst Du davon, daß wir nun auch noch hergekommen sind?"

„Ich sag', Ihr hättet lieber bleiben sollen, wo Ihr wart", erwiderte Dehn mit süßsaurer Miene; „es ist Nichts mit dem Amerika. Na, kommt nur herauf! Das da oben soll eine Stadt vorstellen, was sagt Ihr dazu? Aber eine gute Tavern ist da, und Gretchen dient beim Hôtelkeeper."

„Tavern? Hôtelkeeper?" fragte die alte Ehlers unmuthig, „was sind das für Dinger?"

„Wirthshaus und Wirth", erklärte Georg ganz ernsthaft.

„Ja, warum sprecht Ihr nicht deutsch?" sagte Frau Ehlers, „so kann man Euch nicht verstehen; aber Gretchen schrieb schon davon, daß die Deutschen hier eine sonderbare Sprache hätten; habt Ihr die denn auch schon gelernt? Na, wo habt Ihr Großmutter, wenn Gretchen dient?" fragte die Alte weiter, mühsam das steile Ufer hinanklimmend, „und wo ist die kleine Trina?"

„Todt, Beide todt", erwiderte Claus Dehn finster.

Entsetzen malte sich in dem Gesichte der alten Frau. „Beide? das muß hier ja eine mörderliche Luft sein. Ach, mein Herr und Heiland, wäre ich doch nie hergekommen!

„Sie waren ja Beide schwach, wie wir reisten", sagte Georg traurig, „und es gehörte nicht viel dazu. Medbersch ist gesund und stark, das ist ganz etwas Anderes.

„Ja, Du hast gut sprechen", stöhnte die Alte. „Aber Du weißt nicht, was wir nun schon ausgestanden haben; es ist genug, um die Stärkste herunter zu bringen!"

„Was wird Gretchen sagen?" dachte Georg. Und es war ihm, als sei mit den drei Menschen, die in ihren guten deutschen Kleidern und mit den treuherzigen Gesichtern da am Mississippi-Ufer vor ihm herschritten, ein ganzes Stück Heimat herübergekommen.

Der Amerikaner führte seine Gäste in den unteren Raum seines Hauses, der eine Art Schenkstube vorstellte und auch als Speisezimmer diente. Den Kopf durch die Thür der nebenanliegenden Küche steckend, rief er: „Dinner ready, girls?" und gleich darauf trat ein sauber gekleidetes Mädchen herein, um den Tisch zu decken.

„Gott, da ist ja Gretchen!“ rief Frau Ehlers und lief, so schnell ihre Körperfülle es ihr erlaubte, auf das Mädchen zu.

Dieses stand wie mit Blut übergossen da und schaute bald auf die Alte, bald auf Johann, der gleichfalls aufgestanden war, ohne aber näher zu treten.

„So seid Ihr wirklich da?“ flüsterte Gretchen, mit Augen voller Thränen die alte Frau anblickend. Dann reichte sie den so sehnlich Erwarteten ihre Hand und fügte tiefaufathmend hinzu: „Gott sei Lob und Dank dafür!“

Der Wirthin mahnende Stimme trieb sie schnell an ihre Arbeit; leise sagte sie nur: „Wir sprechen uns bald“, und Frau Ehlers sah sich gezwungen, vorerst in Geduld sich zu ergeben. Wohlgefällig aber schaute sie Gretchen zu, wie diese gewandt alle ihre Geschäfte verrichtete. Und als das warme Maisbrod, die heißen Biscuits, der gebratene Schinken, die Spiegeleier und der Kaffee auf dem Tische erschienen, da lachte ihr das Herz im Leibe, denn auf der Reise war ihr der Gaumen nicht verwöhnt worden. Johann aber wandte auch kein Auge von Gretchen ab; ihm däuchte, sie sei in Amerika noch viel hübscher geworden und sie, die ohne aufzusehen fühlte, daß zwei Augen unablässig auf ihr ruhten, wurde immer verwirrter, aber auch von immer seligeren Hoffnungen erfüllt. Als das Mittagsessen eingenommen und alle Arbeit beseitigt war, ging Gretchen mit der alten Ehlers in ihr Stübchen. Hier erzählte sie dieser, was ihr das Wichtigste war, von ihren lieben Verstorbenen. Die beiden Frauen weinten miteinander. Die Alte aber, bei der sich der Schmerz zwar stets sehr wortreich äußerte, doch nie lange währte, rief, sich heftig die Thränen trocknend: „Sie sind wohlbewahrt, Gretchen, gräme Dich nicht so sehr darum. Großmutter wär' das Leben hier doch nur eine Last gewesen. Aber was sagst Du davon, daß wir ausgewandert sind, was sagst Du doch? Daß Du's nur weißt, Johann wollte mit aller Gewalt hierher; er meinte, hier könnte er mit seinem bischen Geld und seinen Händen noch Etwas anfangen, zu Hause aber nützte das so viel als gar nichts. Was sollte ich dagegen sagen? es war ja wahr genug. Und so mußte ich mich wohl fügen und meinen Segen dazu geben. Aber es ist kein Spaß für eine alte Frau, eine solche Reise zu machen. So elende Kost, so elendes Logis, Herr Du meines Lebens! Und solche Hitze und solcher Dunst auf dem Schiffe und so viel schmutzige grobe Leute im Zwischendeck!“

„Hattet Ihr doch keinen Sturm?“

„Sturm? jawohl, immer Sturm, immer Sturm! das Schiff schaukelte auf und nieder, daß es mir meine Gedärme durcheinander warf!“

„Nein, Mutter, wir hatten immer schönes Wetter“, rief lachend Johann, der am offenen Fenster mit Paul und Georg vorbeigehend seiner Mutter Worte vernahm und dann stehen blieb. „Du kannst aber nicht glauben, Gretchen, wie Mutter allerwärts voll Angst und Sorge gewesen ist, wie sie schrie, wenn auf dem Schiffe der Boden unter ihr ein klein wenig zu wiegen anfing. Und wie hat sie sich mit dem Koch

herumgescholten, wenn er ihr zum Schüsselabwaschen kein heißes Wasser geben wollte!"

Gretchen sah lachend und erröthend in die Höhe und zum ersten Male blickte sie Johann voll in's Gesicht. Wie gut und treu sah er aus, wie überkam sie bei seinem Anblick das Gefühl, als sei sie jetzt wol aufgehoben, als stehe sie in dem fremden Lande nicht mehr verlassen da.

„Sieh' doch", rief plötzlich Paul, „was ist das für ein alter Kerl! der sieht ja gerade aus wie ein Tater!"

„Das ist Tarmahhah, das ist ein Indianer, ein Wilder", erklärte Georg. „Ich kenne ihn wol; sein Sohn heißt Chuk-cha-di-ne-ha, und den kenne ich auch gut; ich habe 'mal in seinem Zelte, was Tipi heißt, gegessen."

„Ein wilder Heide", rief Frau Ehlers, erschrocken durch's Fenster schauend. „Ach, Du lieber Gott, was soll nun aus uns werden? solche Leute sind ja wohl Menschenfresser!"

Gretchen beruhigte die Alte nur schwer; sie wollte sich indeß nicht überreden lassen, ihr in's Gastzimmer, wohin ihre Arbeit sie rief, zu folgen, weil der alte Indianer da auch hineingegangen war. Johann aber und die beiden Knaben gingen voll Neugier in's Haus, um sich den alten Tarmahhah genauer anzuschauen. Er sah auch seltsam genug aus in seinem schmutzigen Soldatenrock mit den gelben Aufschlägen, aus dessen halbzerrissenem Aermel der braune hagere Arm hervorstak, mit dem alten verbogenen Cylinderhut, der ehemals einem Dandy gehört haben mochte. Um das runzelvolle Gesicht hing das grobe graue Haar in wirren Strängen herab. Er sah mit glanzlosen Augen und kindischem Ausdruck die Eintretenden an, während er dabei in seiner Tasche nach Etwas herumsuchte.

„Leute erzählen, daß dieser alte Bursche hundert und vier Jahre alt ist", sagte Mr. Johnson. „Einmal ist er ein großer Häuptling unter den Sioux gewesen und 1812 kämpfte er mit den Amerikanern gegen die Engländer."

„Erzählt nicht solche Geschichten, Sir!" rief Pat, sich vordrängend, um den Alten genauer in's Auge zu fassen. „Wie, dieser alte kindische Narr wär' ein Chief gewesen?"

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Patrik O'Brien", fuhr der Amerikaner fort. „Ich hörte es von Mr. Welsch in Wabascha, der ja dort die Zeitung herausgiebt. Im Black-Hawk Kriege war er auch auf der Seite der Amerikaner, und es heißt, er war so tapfer als irgend ein weißer General. Jetzt ist freilich Tarmahhah nur ein kindischer miserabler, alter Tropf."

„Wonach sucht er?" fragte Pat neugierig.

„Nach seinen Papieren. Eins davon ist eine Commission, welche ihm 1816 von Gouverneur Clark in Missouri gegeben wurde. Der alte Bursche ist sehr stolz darauf, er zeigt sie stets den Fremden und dafür pflegt er ein Glas Whisky oder fünf Cents zu bekommen."

Der alte Indianer suchte noch immer in seinen Taschen, hielt aber damit oft inne, um Mr. Johnson's Worten zu lauschen, ohne indeß durch

irgend Etwas zu verrathen, daß er sie verstehe. Endlich holte er ein zusammengefaltetes, vergilbtes Papier, das fast zerlesen und hier und da zusammengenäht war, aus seiner Tasche heraus, und gab es an Pat, der ihm zunächst stand, indem er murmelte: „Tarwahhah, great chief, Sioux chief!"

Das Schreiben wanderte von Hand zu Hand und ward endlich von Mr. Johnson laut und pathetisch vorgelesen. Hierauf erhielt der alte Indianer einen heißen Whiskypunsch und einige Cents und steckte dann befriedigt sein Papier wieder zu sich.

Jetzt erschien noch ein zweiter Indianer. Es war dies Chuk-cha-di-ne-ha, Tarwahhah's jüngster Sohn. Er grüßte Georg, den er wiedererkannte, freundlich und schritt dann auf seinen alten Vater zu, der, sobald er seiner ansichtig ward, aufstand und mit ihm hinausging.

Georg und Paul folgten ihnen und sahen, wie sie nach dem Mississippi hinabschritten, ein dort liegendes Canoe bestiegen und durch ein paar rasche Ruderschläge bald bis auf die Mitte des Stromes gelangten.

„Sieh, wie der Tater rudert!" schrie Paul, „er versteht es, und dann in solchem nichtsnutzigen Boot. Nun sind sie schon um die Ecke herum, bei der Insel da, und nun sieht man sie gar nicht mehr."

Jetzt erst kam die alte Mutter Ehlers aus ihrem Versteck hervor, aber sie lamentirte noch ein Weilchen darüber, daß sie in ein Land gekommen, in welchem es Heiden und Schwarze gäbe. Noch am Abende desselben Tages gingen Johann, Claus Dehn und die beiden Knaben nach dem Whitewater Thale, um sich das Land dort zu besehen!

Jim, Pat und John, die hier auf einer Farm arbeiteten, schlenderten hinterdrein und Einer raunte dem Andern zu; „Ich will verdammt sein, wenn der Bursche, der Dutchman dort, nicht eines Tages unsere Margret heirathet!"

„Du, was sind das doch für feine Herren?" fragte Paul, zurückblickend.

„O, das sind nur Irische!" gab Georg lachend zur Antwort. „Die Siegelringe, die sie tragen, sind gar nicht von Gold. Sie haben Nichts, sonst sie aber gute Kerle."

Und nun erzählte Georg von seinem Winterleben, vom Holzschlagen, und endlich voll Stolz von seinem Abenteuer mit dem Indianer, seinem Glück auf der Hirschjagd und Paul hörte ihm stumm zu, und sah ihn mit wahrer Bewunderung an.

---

## VIII.

Der Sommer verging; der Winter kam und ging auch vorüber. Gretchen arbeitete noch immer im Hôtel und ersparte Dollar nach Dollar. In der Sommerzeit war sie jeden Sonntag Nachmittag nach dem Claim hinausgewandert. Das kleine Blockhaus stand verödet da und hohes Gras und großblättrige Pflanzen wuchsen zu Fenster und Thür hinan. Gretchen setzte sich dann in den Schatten der Eiche, unter

der Großmutter und Trina begraben lagen. Georg hatte das Grab sorglich eingefenzt und die Geschwister waren übereingekommen, später ein kleines eisernes Kreuz hierher setzen zu lassen. Gretchen machte beim Zuhausegehen stets einen kleinen Umweg, um auf dem Claim vorzusprechen, welchen Johann nicht weit von dem ihres Vaters erworben hatte. Der Alten, die sich einsam fühlte, war dies eine große Freude und sie ließ Gretchen nicht gehen, ohne ihr Essen und Trinken aufzunöthigen, ihr ganzes Herz vor ihr auszuschütten und endlich ihr ein kleines Stück Weges das Geleite zu geben.

Georg hatte den Sommer über bei Farmern gearbeitet und den Winter mit Johann und Paul zusammen für Mr. Field Holz geschlagen. Die alte Ehlers kochte für die Drei, was ihr aber herzlich sauer ward. Wenn sie Abends mit ihrem Johann einmal allein war, bekam er genug zu hören.

„Nein, Johann, so halte ich's nicht lange aus, und einen zweiten Winter ziehe ich nicht mit Euch nach den Bottoms, wie ihr's nennt. Nicht allein, daß mir alten Frau die Arbeit zu schwer wird, aber da muß man auch den ganzen Tag über allein sein, und sieht und hört nichts von der lieben Welt. Und dann habe ich immer die Angst in mir, daß diese rothen Heiden mir 'mal auf den Hals kommen, und ich vergebe es Paul nie und nimmer, daß er mit dem Windbeutel von Georg nach ihren Höhlen gelaufen ist, worin sie wohnen."

„Es sind keine Höhlen, es sind Zelte, Mutter" entgegnete Johann lächelnd.

„Das ist ganz einerlei, Johann", sagte die Alte etwas ärgerlich, „darauf kommt es gar nicht an. Ich sage nur so viel, ich halte alles dies nicht aus, und ihr könnt es noch erleben, daß Ihr mich begrabt, wie sie die alte Großmutter bei Dehns und das arme Kind begruben."

„Mutter sieht ja noch drall aus wie ein junges Mädchen", bemerkte Johann schmunzelnd, „Mutter sieht gar nicht nach Sterben aus."

„Ich drall, Du dummer Junge!" rief die alte Frau, halb verdrießlich, halb geschmeichelt; „was wollt' ich wol Kraft sammeln bei so viel Aerger und Angst und so viel Arbeit. Ich kann Dir sagen, daß all' mein Zeug mir zu weit wird, was meinst Du davon?"

„Das kann nicht angehen", erwiederte Johann ernsthaft, „Mutter darf kein Fleisch verlieren; da müssen wir Rath schaffen. Weiß Mutter was? wir wollen ein Dienstmädchen nehmen."

„Ein Dienstmädchen! Du bist wol nicht klug, Johann. Die feinen Dinger mit den großen Hoops, wie sie hier die Crinolinen nennen, würden Einem ja allerwärts im Wege stehen, und dann der hohe Lohn! Warum nimmst Du nicht eine Frau, Johann? Nachbar Schmidt sagte noch neulich, ein Farmer müsse heirathen, sonst ginge auf der Farm Alles verkehrt. Dein Haus ist fertig, Dein Stall ist fertig, Du sollst nur einigen Hausrath kaufen und Du hast Alles, um eine Wirthschaft anzufangen, besser als irgend Einer hier herum. So viel will ich Dir wol sagen, ich kann mit den Hausarbeiten diesen Sommer nicht fertig wer-

den, das Backen und Kochen bei diesen Oefen und in solcher Hitze bringt mich ganz herum und wenn Du Deine alte Mutter, die nur Dir zu Liebe in dies abscheuliche Land gegangen ist, nicht unter die Erde bringen willst, so sieh Dich nach einer ordentlichen Frau um. Ich denke, es wird Dir leicht, eine zu finden", fügte sie schlau lächelnd hinzu, „und ich wundere mich nur, daß Du nicht lange daran gegangen bist; was mag sie nur von Dir denken?"

„Wer?" rief Johann auffahrend und wie ein junges Mädchen erröthend.

„Ja, wer?" ich soll's Dir wol noch in den Mund legen?" sagte Frau Ehlers und nickte mit dem Kopfe; „aber den Gefallen will ich Dir denn doch nicht thun, nun habe ich genug gesagt."

Damit stand sie auf und ging hinaus. Im Frühjahr zogen Ehlers auf ihre Farm und jetzt begann eine neue Thätigkeit. Johann kaufte ein Joch Ochsen mehr und einen großen Brechpflug, den zu ziehen aber vier Joch Ochsen erforderlich waren. Zwei Joch Ochsen stellten die Norweger und Schweden, denen später dann wieder von Johann geholfen werden sollte.

Den ganzen Tag scholl nun das laute Rufen der beiden Buben, die einander beim Pflugfahren ablösten und eine Furche nach der andern warf die scharfe Pflugschar um und im Geiste sah Johann schon ein reiches Weizenfeld, wo jetzt nur die schwarze fette Erde seinen Augen sich zeigte.

Dann wurden auch zwei Kühe gekauft, über die besonders die Mutter sich freute, und die eine bekam eine Glocke um den Hals, eine „Mountain-Bell", deren Klang weithin hörbar war. An einem Sonntage ging Johann, und mit ihm Georg, sein Dollmetscher — denn er selbst war der englischen Sprache noch nicht ganz mächtig — mit dem Dampfboote nach Winona, einer nicht unbedeutenden Stadt, auch am Mississippi gelegen. Als sie am nächsten Tage zurückkehrten, brachten sie zu Frau Ehlers großer Befriedigung viele gute Sachen mit. Da war schön angemalter und lackirter Hausrath: Bettstellen, Tisch und Stühle, ein kleiner Schrank und ein runder Spiegel, blanke blecherne Milchschüsseln, Milcheimer, Butterfaß und viele andere Dinge.

„Und hier ist noch ein Rocking-Chair; was sagt Meddersch dazu?" rief Georg, einen Schaukelstuhl herantragend.

„Meine Zeit des Lebens!" rief die Alte, ihre Hände zusammenschlagend, „das ist doch wol keine amerikanische Wiege? Was soll das neumodische Ding in unserm Hause, Johann? Wir brauchen auch ja noch gar keine Wiege."

„Nein, das ist auch ein Stuhl und keine Wiege", rief Georg lachend, setzte sich hinein und schaukelte lustig „Alle Yankees hier haben solche, und darin soll Meddersch ihren Mittagsschlaf halten."

Die Alte schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Nein, nein, der steht mir nicht fest genug auf den Beinen." Dann griff sie nach dem Spiegel und betrachtete sich selbst, den Kopf hin- und herdrehend, darin.

„Na, sein eigen Gesicht hat man nun auch in einem Jahr nicht gesehen", sagte sie halb für sich, „es kommt Einem ordentlich curios vor."

Sie konnte doch auch nicht der Versuchung widerstehen, zu probiren, wie es sich in dem Schaukelstuhl sitze. „Ich muß das doch", sagte sie, „weil Johann ihn ja einmal für mich gekauft hat." Und der neue Lehnstuhl gefiel ihr gut, sie versuchte es sogar, sich ganz leise darin zu schaukeln; doch blieb es nur bei einem Versuch, denn sie behauptete stets, es werde das Wiegen sie seekrank machen.

„Und nun ist denn ja Alles in Ordnung", sagte die Alte, „nun fehlt nichts als die Frau, und warte nur nicht zu lange, ehe Du sie bringst; laß mich hier nicht mehr allein sitzen. Ich muß den ganzen Tag einen Menschen um mich haben und ein freundliches Gesicht sehen."

„Das soll Mutter auch, Sonntag gehe ich sie zu freien", sagte Johann entschlossen. Frau Ehlers Gesicht glänzte vor Freude und fast gerührt sagte sie: „Gott gebe seinen Segen, Johann!" Und am Sonntag ging Johann nach Minnieska.

Es war schon Abend, ehe er wieder heimkehrte, aber er kam nicht allein; das sah die Mutter, als sie durch's Fenster schaute.

„Na, Gott sei Dank, endlich hat er das Beste gefunden", flüsterte sie und trippelte hinaus.

„Da bring' ich meine Braut, Mutter;" rief Johann mit freudestrahlendem Gesicht. Die Mutter meinte, sie habe nie so glückliche Augen gesehen, als die, mit denen die zwei Menschen vor ihr sie anschauten.

„Das ist eine Braut nach meinem Sinn!" rief sie. „Wir wollen uns schon miteinander vertragen, nicht, mein Gretchen?" Damit zog sie das junge Mädchen in's Haus und führte sie zum Ehrenplatz, zum Schaukelstuhl. „Den wollen wir auch zusammen haben, der soll nicht allein für mich gekauft sein!" rief sie, in ihrer Herzensfreude kaum wissend, was sie that und sagte. Dann wandte sie sich an ihren Sohn, der sich neben seine Braut hinsetzte und gab ihm einen freundlichen Ellenbogenstoß: „Wir haben uns doch gut verstanden, was Johann? Zuweilen war mir aber noch ein wenig Angst, daß Du doch am Ende Anderes im Sinne hättest, als ich."

„Ich hab' nie an ein anderes Mädchen gedacht, Mutter, ich bin nur ihretwegen nach Amerika gegangen und ich hätte sie auch keinem Andern gegönnt!" rief Johann, Gretchen zärtlich umfassend. „Jetzt soll's ein lustiges Leben werden auf unserer Farm: ich im Felde, Gretchen und Mutter im Hause, und wir wollen es den Englischen zeigen, daß wir Deutschen uns eine Heimat hier zu schaffen verstehen, die sich sehen lassen kann!"

---

## IX.

Und das haben sie gethan. , Eine freundliche deutsche Heimat im fernen Westen Nordamerikas haben sie sich geschaffen. Eine Allee junger

Obstbäume zieht sich vom Fahrwege bis zum Hause hin, das inmitten reicher Felder wie in einem Garten liegt. Hinter dem Hause bis zu den Ställen und der Scheune hin und nach dem nahen Strome hinab ist ein großer eingehegter Platz für das Federvieh und die Schweine; und wenn eine Schaar lustiger kleiner Ferkel grunzend und mit flatternden Ohren dahergerannt kommt, dann gackern die Hühner, der Puter kollert, die Perlhühner schreien und die Enten watscheln schnatternd den nahen Abhang hinunter und plumpsen sich in das Wasser. Tauben flattern um das Dach des Hauses, über das blühende Schlingpflanzen hingeklettert sind, und flattern zum niedern Wassertrog dort unter den Bäumen, um sich zu baden. Im offenen Fenster der Stube sitzt „Misekatze" die Pfötchen sich leckend und die Ohren sich wischend. Unter dem Fenster, halb versteckt im Rosenbusch, guckt ein anderes Kätzchen in die Höhe: es will auch im Fenster sitzen, und Ohren und Pfoten sich waschen und das Sammetfell von der Abendsonne sich bescheinen lassen; aber die da oben ist die ältere und wenn die junge Miene macht, hinaufzuspringen, hält die alte mit ihrem Putzen inne und zischt drohend hinab. „Perle", der große graue Hund, kommt herbei, schnüffelt an dem Rosenbusch herum und vertreibt die kleine Katze; die alte im Fenster wird jetzt von zwei runden Kinderhänden gepackt und derb geliebkost, und eine Frauenstimme sagt: „Ham, ham, Claus, Du quälst Misekatze ja."

Und jetzt schaut ein bekanntes Antlitz, das unsers Gretchens, zum Fenster hinaus. Sie blickt nachdenklich in die Ferne auf jene Baumgruppe hin, die man von hier aus deutlich gewahrt, aus der der Wipfel der großen Eiche hervorragt, unter welcher Großmutter und Trinchen schlafen. Jetzt steht auf ihrem Grabe ein schwarzes eisernes Kreuz und weise Rosen blühen alljährlich hier. Die lieben Todten sind nicht vergessen. —

Der Abend bringt die Heerde heim; die Glockenkuh kommt kopfnickend voran und stellt sich brüllend neben Paul und Georg, die mit den blanken Milchkesseln wartend über der Fenz lehnen. Claus der Jüngere ist auch da mit seiner Salzschüssel; er darf den Kühen das Salz in die Tröge werfen. „Aber erst wenn gemelkt ist, hörst Du, kleiner Nichtsnutz?" ruft Paul, „sonst laufen die Kühe umher wie besessen. Und der kleine Claus macht ein unglückliches Gesicht und tritt mit seiner Schüssel von der Fenz zurück, an der die Kühe schon zu schnuppern anfangen.

Johann kommt aus dem Stall, wo er die Pferde gefüttert und „Perle" folgt ihm und thut, als habe er auch geholfen und folgt seinem Herrn nach dem Schuppen, unter dessen Dach die Mähmaschine steht, und schaut klug zu, wie Jener untersucht, ob auch irgendwo Etwas fehle, denn morgen schon soll mit der Weizenernte begonnen werden

Jetzt ist's völlig Abend geworden und Alles versammelt sich unter dem großen Hickorybaume vor dem Hause. Auch Claus Dehn ist hier, mit seiner kurzen Pfeife und einem etwas freundlicheren Gesicht, als in früheren Zeiten; braucht er doch wenig mehr zu arbeiten, hat gutes

Essen und Trinken, seinen Tabak und sogar dann und wann einen Whiskypunsch. Georg und Paul sind in die Höhe geschossen, aber auch hager und schmalbackig wie die Yankees. Selbst Joe, Pat und Jim fehlen hier nicht. Sie sind am Sonntagabend herübergekommen und tragen noch eben so steife Leinenröcke und eben so prachtvolle Siegelringe, und der Hut sitzt ihnen auch noch eben so kühn im Nacken als ehedem.

Georg und Paul haben mit Joe zusammen eine Dreschmaschine gekauft und denken im Herbst mit derselben bei den Farmern recht zu verdienen. Zum Winter aber wollen sie, wie sie es vordem schon gethan, die englische Schule besuchen, um auch in geistiger Beziehung nicht dahinter zu bleiben.

Der Wind säuselt leise in den schilfartigen Blättern des Mais, der im nahen Felde so prächtig steht; es hört sich an, als wenn seidene Gewänder rauschen. Hoch in den Baumgipfeln, fern und nah, ruft der Whip-poor-Will; im Grase zirpen Tausende von Grillen, Leuchtkäfer fliegen funkelnd umher und zünden in den dunklen Bäumen ihre Lichtchen an, als sollte zum Geburtstag irgend einer hohen Person illuminirt werden.

Drinnen in der Stube ist Großmutter ganz allein mit dem kleinsten Kinde, die glücklichste Großmutter von der Welt. Das Kind streckt seine Fäustchen in die Höhe, schreit und mag das Wiegenlied nicht hören. Aber Großmutter mag es selbst gern hören und sie denkt dabei an die Zeit, wo sie im kleinen Hause daheim ihre dicken Buben in Schlaf sang. Draußen vor dem Fenster rief auf dem alten Apfelbaume der Kukuk, und Sperlinge zwitscherten unter dem Dache. Das ist lange her, und nun singt sie, im fernen Lande, an des Enkelchens Wiege ihr kleines altes Lied:

„Guden Abend, gude Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelken besteken
Krup ünner de Däken!
Morgen frö, wills Gott, wölln wi uns wedder spräken."

---

# G. zu Putlitz.

Von **Feodor Wehl.**

In Berlin im Hause der unvergeßlichen Gräfin Ahlefeldt war es, wo ich Putlitz kennen lernte. Hierher hatte die seltene Frau sich zurückgezogen, nachdem ihr schönes und inniges Verhältniß zu Karl Immermann in Düsseldorf durch dessen Verheirathung mit Marianne Niemeyer gelöst worden war. Leider war die Lösung zugleich ein Bruch geworden, an welchem beide Theile nicht ohne Schuld geblieben. Die Gräfin Ahlefeldt war eine leonorenartige Erscheinung; „sie hatte", wie Ludmilla Assing in ihrem Buche über sie sagt, „dieselbe feine, vornehme Seele, den milden Ernst, die mondscheinartige Schwermuth, die sanftglühende Innigkeit wie jene Prinzessin im Goethe'schen „Tasso", und jene Hohheit ihres Wesens gebot zugleich Scheu, indem sie anzog." Von sinnlichem Naturell war wenig in ihr. Das geistige Element überwog. Zu ihren fest eingewurzelten Ueberzeugungen gehörte auch die Ansicht: daß Dichter und Künstler nicht heirathen dürften, um sich Herz und Seele nicht mit irdischen Sorgen zu beschweren. Karl Immermann dagegen war von gesundem, kernhaften Wesen, ein Mann, der des Weibes in seiner vollsten und zugleich natürlichsten Bedeutung nicht entrathen konnte. Als er daher, auf eine Zeitlang dem Zauberkreise der Gräfin entrückt, bei seinem Bruder Ferdinand in Magdeburg weilte und dort in jener Marianne Niemeyer ein achtzehnjähriges feuriges Mädchen kennen lernte, erwachte in seinem Innern eine lebhafte Empfindung, die er vergebens niederzukämpfen suchte. Wie schon oft, so bestürmte er noch einmal die Gräfin Ahlefeldt darein zu willigen, seine Frau zu werden und als sie auch jetzt wieder bei ihrer Weigerung blieb entschloß er sich ziemlich kurz und verlobte sich mit Marianne Niemeyer.

Dieser Schritt mußte natürlich entscheidend werden. Immermann hatte davon geträumt, die ältere Freundin neben der jüngern Gattin sich erhalten zu können. Aber die Gräfin Ahlefeldt durchschnitt diese Möglichkeit mit einer Reise nach Italien und ihrer späteren Uebersiedelung nach Berlin. Kaum hatte sie sich hier heimisch gemacht, als der Tod Immermann's erfolgte.

Daß die Immermann'sche Familie, die der Gräfin auch über den Bruch mit dem Dichter hinaus eine rührende Verehrung bewahrt hatte, dieselbe jetzt noch mehr, noch inniger empfand, wird man sich denken können. Besonders geschah dies von Seiten der greisen Mutter des Heimgegangenen und von jenem Bruder in Magdeburg, Professor Ferdinand Immermann, der ihr die wärmsten hingebendsten Briefe schrieb und in diesen Briefen wie durch sein ganzes Thun und Verhalten sich als einen Mann von feinstem Tact und Gefühl bewiesen hat.

Ihm aber war Gustav zu Putlitz, der am 20. März 1821 auf dem Gute Retzin in der Priegnitz geboren, von seinem Vater zur Ausbildung auf der Schule zum Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg 1834 übergeben worden. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann auf den jungen Menschen von dem maßgebendsten Einfluß wurde, und in der That rühmt auch Putlitz selbst ihm nach, daß er auf sein Gemüth, seine

literarische Bildung und poetische Entwickelung von der allerwichtigsten Einwirkung geworden. Ohne Zweifel hat er ihm nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Welt der Dichtung erschlossen. Ferdinand Immermann war nicht umsonst der Bruder eines Dichters! Neben den Vorbereitungen zum Studium der Rechte pflegte er in ihm auch den Sinn und Geschmack für die schönen Künste und die Belletristik, und als sein Zögling von der Universität Heidelberg 1843 zur Universität nach Berlin kam, glaubte er selbstverständlich demselben keine größere Gunst erweisen zu können, als daß er ihn an die Gräfin Ahlefeldt empfahl.

Daß diese ihn freundlich und gütig aufnahm versteht sich von selbst. Er erschien der edlen Frau so zu sagen wie ein Eingeweihter. Er war befreundet mit der ganzen Immermann'schen Familie, er kannte Marianne und deren kleine Tochter, er hatte als stiller Zeuge die Herzenstragödie mit erlebt, die sich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit doch laut und wahrnehmbar genug für die aufmerkende Umgebung vollzogen hatte. Kein Wunder also, daß er sofort und gleich beim ersten Erscheinen die Gräfin anheimelte und ihr gleich wie ein Vertrauter war; dies um so mehr, als sein ganzes Wesen etwas ungemein Gewinnendes und Einnehmendes hatte.

In Putlitz vereinigten sich damals der geborene Edelmann, der flotte Student und der bescheidene Dichter in der glücklichsten Weise. Ich habe niemals einen liebenswürdigern Menschen kennen gelernt, als Putlitz zu jener Zeit gewesen ist. Groß und von kräftiger Natur, verband er mit einer lässigen, wenig auf sich achtgebenden Haltung doch etwas Vornehmes und Distinguirtes. Er legte wenig Gewicht auf elegante Kleidung, sondern liebte den burschikosen Flaus. Sein braunblondes Haar lag schlicht und ungekünstelt um sein Gesicht, das derbe Züge, eine große Nase und etwas schläfrig blaue Augen, dabei aber zugleich sorglose Gutmüthigkeit und ein Lächeln von so bestrickendem Reize zeigte, daß Putlitz sehen und ihm gut sein so ziemlich Eins war.

Ich gehörte damals zum näheren und regelmäßigen Umgang der Gräfin Ahlefeldt, die um jene Zeit noch viele und die bedeutendsten Leute Berlins bei sich sah. Cornelius, Rauch, Tieck, Heinrich Steffens, Friedrich von Raumer, Varnhagen von Ense und Ludmilla Assing, der Architekt Professor Stein, die Malerin Karoline Lauska, Professor Wilhelm Zahn, der thätige Nachbildner der Wandgemälde von Herkulanum und Pompeji, der Maler Wach, dessen Schwester Henriette Paalzow und eine große Menge anderer geistvoller, literarisch oder künstlerisch bedeutender Personen verkehrten mit ihr. Ein kleinerer Kreis hatte sich für regelmäßig stattfindende Sonntagabendversammlungen bei der Gräfin daraus abgezweigt und zu diesen fand sich sehr bald auch Putlitz ein. Hier wurde gewöhnlich das Neueste gelesen, was dichterisch geschaffen worden und natürlich auch Das, was die jüngeren Mitglieder dieses Kreises zu Stande gebracht.

Aus der lebhaften Theilnahme, die Putlitz diesen Vorlesungen schenkte, errieth ich sehr rasch, daß er auch selbst sich poetisch beschäftigen müsse. Als ich freilich zuerst deswegen bei ihm anklopfte, wies er dies laut lachend von der Hand, indem er betheuerte, sich nur gelegentlich mit einem Geburts- oder sonstigem Festtagsgedicht versucht zu haben, als er aber mehr und mehr die wohlthuende Theilnahme und die gleichsam alle poetische und künstlerische Schöpfung pflegende und lockende, hold aufhorchende Hingabe der Gräfin hinreichend genug kennen gelernt hatte, da tauchte doch auch er plötzlich mit einem

einactigen Lustspiel in Versen „Das Gewitter in Ostra“ auf, das eine Anecdote aus der sächsischen Hofgeschichte in sich fassend, zwar noch etwas dürftig in der Handlung und selbstverständlich auch blos noch dilettirend in der Form war, uns jedoch Alle durch seine anmuthige Frische und Heiterkeit warm für sich einnahm.

Das kleine Stück, obgleich nicht einmal zur Aufführung gelangt, weckte dem jungen Dichter doch die herzlichste Sympathie in der Bühnenwelt. Ich erinnere mich, daß der alte Weiß, ein vortrefflicher Schauspieler der alten Schule und ein tüchtiger Regisseur, geradezu für Putlitz schwärmte, daß die berühmte Schülerin Goethe's, Amalie Wolff, die Wittwe Pius Alexander Wolff's, daß Charlotte Birch-Pfeiffer, Auguste Crelinger, ihre Tochter Clara Stich von jener ersten Bekanntschaft her die freundlichsten Gesinnungen für ihn hegten und daß er sozusagen der Liebling Aller ward.

Daß man unter solchen Umständen den jungen Poeten zu weiteren Versuchen anspornte liegt auf der Hand. Aufgemuntert und angeregt warf er sich mitten aus seinem juristischen Staatsexamen, seinem einjährigen Militairdienst heraus in eine neue und zwar fünfactige Lustspielarbeit „Die blaue Schleife“, welche Moritz von Sachsen und Adrienne Lecouvreur wie das bekannte Schauspiel von Scribe zu Hauptpersonen hat, nur daß es diesem entgegengesetzt sehr glücklich den tragischen Ausgang vermeidet.

Der Verfasser selbst nahm zu Anfang die Sache sehr cavalièrement. Von dichterischem Beruf und Talent, von einer dramatischen Carrière wollte er nichts wissen. Das ist ein angeflogener Rausch, meinte er, der im Staatsdienst sehr bald verfliegen wird und muß, da ich nur zu gut das Täuschende meiner Situation erkenne. Man cajolirt mich, so lange ich zu meinem Vergnügen und aus Liebhäberei dichte; wenn ich aber mir einfallen ließe, mich in aller Wahrheit dem Dienste der Musen zu widmen, so würde man mich die ganze Strenge der Kritik empfinden lassen und ich dieser nicht gewachsen sein.

„Die blaue Schleife“ wurde zuerst in Königsberg gegeben und ich sehe noch, wie deren Verfasser eines schönen Tages mit den Recensionen darüber zu mir kam, sie mit dem herzlichsten Lachen auseinander breitete und zu mir sagte: „Da lesen Sie, wie Sie heruntergemacht worden!“

„Wie so denn ich?“ fragte ich erstaunt.

„Nun“, fuhr er im heitersten Tone fort, „all' der Tadel und all' die Wischer, die ich hier erhalte, sind doch eigentlich an Ihre Adresse gerichtet. Ueberzeugen Sie sich doch selbst, wie stümperhaft, kindisch und abgeschmackt meine ganze Arbeit ist; kein gutes Haar lassen die Recensenten daran. Und Sie sind doch auch ein Stück davon und haben mich trotzdessen ermuntert, mit meinem Machwerk hinauszutreten. Nun hören Sie und schämen Sie sich!“

Und dabei fing er an unter lautem Gelächter mir die Berichte vorzulesen, die in der That von seiner Arbeit in den wegwerfendsten Ausdrücken sprachen. Man kennt ja den nichtsnutzigen Ton, den in Deutschland die Theaterreferenten gegen die Autoren zu führen pflegen und der noch heut' nicht geändert, vielleicht nur gesteigert ist. Die Recensionen neuer Stücke werden in Deutschland mit Dreschflegeln gemacht und ich muß sagen, die Königsberger wußten diese mit Virtuosität zu führen.

Aber die Reaction ließ nicht warten und namentlich bei Putlitz nicht. Die vernichtende Schärfe des Urtheils verfehlte auf die Länge nicht doch einen gewissen nachwirkenden Eindruck auf ihn zu machen. Er war nun ein-

mal öffentlich engagirt und obschon er Anfangs aller Welt betheuert hatte, keine Feder mehr anrühren zu wollen, ging er schließlich in der Stille doch an eifrige Abänderungen. Er war um jene Zeit mit Laube in Leipzig in Verbindung gekommen und hatte von diesem Vorschläge zu allerlei Verbesserungen erhalten, die er gewissenhaft ausführte. Man gab mit diesen das Stück noch im hamburger Stadttheater und im Hoftheater zu Berlin, aber gleichfalls ohne Erfolg. Damals war es, wo Putlitz mir schrieb:

„Ich finde mich in Alles und dringe nicht mehr auf eine Darstellung seit ich das Stück in Berlin gesehen, wo es zu Königs Geburtstag war. Die Aufführung war von Seiten der Damen vortrefflich, die Stich sowol wie die Viereck allerliebst. Grua als Moritz sehr unbedeutend; doch ist daran sehr die Rolle schuld, aus der wirklich nichts zu machen ist. Hoppé gut als Bieren, aber Rüthling als Fleuri warf die ganze Sache über den Haufen. Die Aufnahme war sehr lau und das Stück ließ indifferent, doch bin ich ganz zufrieden. Dem Stück fehlt vor allen Dingen Handlung; die Situationen bleiben sich zu gleich. Der letzte Act taugt gar nichts und reißt die organische Entwicklung auseinander. Ich muß dabei bleiben, daß es in der ersten Gestalt noch am besten und mit Kürzungen auch am wirksamsten war. Nur keine Veränderungen, das ist die Regel für alle kommenden Fälle. Im Ganzen hat der erste Versuch mich nicht abschrecken können. Im Gegentheil, bin ich mit Publicum und Kritik, soweit ich sie kenne, namentlich mit der Rötscher'schen, sehr zufrieden. Unzufrieden nur bin ich mit mir selbst. Es fehlt mir durchaus an dramatischem Talente, darum muß ich das Stücke schreiben aufgeben. Ein zweites Stück von mir würde auch keine Bühne annehmen, das ist meine feste, nicht leicht erworbene Ueberzeugung. Sie sehen wie es bisher immer gegangen ist. Nach einer flüchtigen Bekanntschaft hat das Stück den Leuten gefallen und sie versprachen es zu geben, aber bei näherer Besichtigung stellen sich die dramatischen Mängel so eclatant heraus und die Leute geben das Stück auf."

Man sieht: aufrichtiger und verzweifelter kann ein dramatischer Schriftsteller über seinen ersten Versuch nicht urtheilen, als es Putlitz in diesen Zeilen thut. Er war entschlossen die dramatische Flinte allen Ernstes in's Korn zu werfen und um sich jede Gelegenheit zum Wiederergreifen derselben zu nehmen, ließ er sich 1846 zur Regierung in Magdeburg versetzen, um sich dort auf die diplomatische Laufbahn vorzubereiten. Ende 1847, nach dem Tode seines theuren Lehrers und Freundes Immermann, unternahm er zur Aufheiterung und Zerstreuung einen Ausflug nach Italien, von dem die Revolution von 1848 ihn aber schon im Juni desselben Jahres zurückberief, und da er, heimgekehrt, seinen Vater leidend und sorgenvoll auf seinem Gute fand, sah er sich in Folge dessen genöthigt dem Staatsdienst ganz zu entsagen und sich einstweilen mit der Landwirthschaft zu befassen.

Die Beschäftigung mit dieser und die damit zusammenhängende Zurückgezogenheit auf dem Lande, welche durch das damalige Stocken alles gesellschaftlichen Verkehrs noch stiller und beschaulicher gemacht wurde, als sie es sonst gewesen sein würde, verschafften dem jungen, thätigen Geiste vielfache Muße und in dieser Muße war es, wo seine Seele sich wieder der Muse näherte. Er hatte bereits in Magdeburg kleine Märchen zu dichten angefangen und diese fielen ihm nun wieder in die Hände. In dieser Zeit schrieb er mir ganz verloren am Ende eines Briefes:

„Apropos! Ich habe eine kleine Sammlung von Märchen, die sich der



G. zu Putlitz.



Ihnen bekannten „Mohnblume" anschließen, zum Theil fertig, zum Theil noch in Arbeit, die ich gern zusammen herausgeben möchte, hauptsächlich als Geschenk für Bekannte, bei denen diese Sächelchen beim Vorlesen immer Glück gemacht haben. Sie dürften bei splendidem Druck vielleicht sechs bis acht Bogen geben. Können Sie mir dafür einen Verleger schaffen, ohne daß es Ihnen Mühe macht? Eine tüchtige Portion Freiexemplare wäre eigentlich Alles, was ich verlangte, neben sauberer Ausstattung."

Diese Sächelchen sind der reizende Märchenstrauß: „Was sich der Wald erzählt", welches der Verlag des Königl. Hofbuchhändlers Alexander Duncker in Berlin letzte Weihnachten, prächtig illustrirt, bereits in der dreißigsten Auflage herausgegeben hat!

Diese harmlose, aber sinnige Waldpoesie, die hier mit Bach, Blume, Baum und Stein leise geflüsterte Zwiesprache hält und aus dieser heraus anmuthige Naturgeheimnisse zum Besten giebt, berührte nach dem Sturm und Drange einer blutigen Revolution die Gemüther und Herzen der Menschen in so wohlthuender, harmonischer und versöhnlicher Weise, daß sie gleich bei ihrem ersten Erscheinen 1850 die allgemeine Gunst sich gewann und mit dieser allgemeinen Gunst die verschüchterte Dichterseele aus ihrer Verstimmung und Entmuthigung glücklich heraus erlöste. Schon 1851 ließ er ein ähnliches kleines Werkchen „Vergißmeinnicht", ebenfalls bei Alexander Duncker erscheinen, dem sich später noch in dem nämlichen Verlage die Elfendichtung „Luana" anschloß, Büchelchen, die gegenwärtig auch schon in mehreren neuen Auflagen vorliegen.

Von neuer Zuversicht geschwellt, von frischem Zutrauen in seine gestaltende Kraft gehoben, griff er nun auch wieder zum Lustspiel zurück und schuf in rascher Folge „Hausmittel", „Badekuren", „Familienzwist und Frieden", „Das Herz vergessen" und eine ganze Reihe anderer kleiner Stücke, die später, zu vier stattlichen Bänden angesammelt, auch auf dem Büchermarkte erschienen und mit Dank entgegen genommen worden sind.

Sie sind alle mehr oder weniger leichte, gefällige, überaus graziös gearbeitete kleine Komödien, in denen ein so glücklicher Humor, ein so feiner Geist und eine so drollige Laune herrschten, daß es unmöglich war, sich ihrem erheiternden Einflusse zu entziehen. Sie sind denn auch seit Jahren die Zierde des deutschen Lustspielrepertoirs.

Durch diese glänzenden Erfolge war nun Gustav zu Putlitz unerwartet rasch zu einem Ansehn und einer Geltung gelangt, wie sie nach seinen ersten zutastenden und meist unliebsam aufgenommenen Anfängen kaum zu erwarten standen. Sein Name wurde schnell bekannt und verbreitet, sein Talent gewürdigt und ausgezeichnet, seine Feder geschätzt und gesucht. Seine freie unabhängige Stellung, sein munterer, edler Charakter, sein liebenswürdiges Benehmen versäumten natürlich nicht jenem Allen einen gewissen Vorschub zu leisten, denn Putlitz konnte reiche Anknüpfungen suchen und dieselben nach Herzenslust pflegen. So durchzog er, von seinem jungen Ruhm getragen, um jene Zeit einen großen Theil von Deutschland und wählte Paris, später London zu längerem Aufenthalt. 1853 vermählte er sich mit der geistvollen Gräfin Elisabeth Königsmark und verweilte nun abwechselnd in Retzin und in Berlin, wohin namentlich drei Winter hindurch 1859—1861 eine Wahl in's Abgeordnetenhaus ihn rief, in welcher er während der sogenannten neuen Aera zur gemäßigt liberalen Partei gehörte.

In dieser Zeit entstanden seine „Novellen" und „Brandenburgischen





Geschichten" (Cotta, 1862), daneben seine größeren Dramen: „Das Testament des großen Kurfürsten", „Don Juan d'Austria", „Wilhelm von Oranien in Whitehall", „Waldemar", Arbeiten, die einen höheren Ton annahmen und ein historisches Leben von so echt menschlichem und natürlichen Ausdruck in's Spiel brachten, daß sie immerdar bedeutsam bleiben werden, auch wenn ein großer Zug in der Charakteristik und ein hinreißender Schwung der Sprache ihnen allerdings nicht zuerkannt werden können.

Daß diese geschichtlichen Dramen die Aufnahme nicht durchweg fanden, die sie immerhin verdienen, hat den Verfasser wieder um eine Zeitlang dem Theater entfremdet; ehe diese Entfremdung jedoch eine tiefergehende geworden, fiel es zum Glück dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ein, Putlitz 1863 zum Intendanten seines Hoftheaters zu machen und in dieser Eigenschaft hat er noch einmal frisch und munter für's Lustspiel zu schaffen angefangen. „Um die Krone", „Spielt nicht mit dem Feuer", „Das Schwert des Damokles", „Die Zeichen der Liebe", „Unerträglich", „Zwei Tassen", und andere Komödien entstanden, die, in drei Bänden gesammelt, 1869 in Berlin im Verlage von B. Behr's Buchhandlung (E. Bock) erschienen sind und das gefällige Talent unseres Autors in seiner üppigsten Entfaltung und glücklichsten Reife zeigen.

Ueber seine Theaterleitung läßt er sich selbst in einem Briefe vom 7. März 1864 folgendermaßen an mich aus:

„Ich habe wahrhaftig den regsten Willen, der dramatischen neueren Literatur gerecht zu werden und wer unsere Verhältnisse kennt, wird mir das auch zugeben; aber bei etwa vierzig Theaterabenden, die ich überhaupt für Lustspiel und Schauspiel nur habe, soll mir einmal Einer vormachen, wie ich es höher als auf zwanzig Novitäten bringen soll, die ich factisch diesen Winter hinter mir habe. Dabei sind „Wildfeuer" von Halm und „Im Feuer" von Gisbert v. Vincke überhaupt zum ersten Mal, der „Hofer" (von Immermann) und „Was Ihr wollt", von mir bearbeitet, ebenso. Ich gebe keine Novität mit weniger als vier Proben, kein neueinstudirtes mit weniger als zwei und kann höchstens einmal repetiren. Außerdem kann ich viel weniger geben, als andere Bühnen. Alles, was an politische oder religiöse Tendenz streift, ist von vornherein zu vermeiden. Mit dem Publicum sind gar keine Experimente zu machen. Irgend eine Gewagtheit ist sofort gerichtet. Da ist es nun sehr leicht zu sagen: die Schweriner Bühne thut nichts. Ich kehre mich nicht an das Schimpfen, denn seit Jahren habe ich meiner literarischen Thätigkeit gegenüber nur Geringschätzung Seitens der Presse erfahren und seit ich die aufgab, gewiß für uneigennützigste Bemühung um das Theater durch Uebernahme der hiesigen Intendanz, wird die Presse mir gegenüber das Geschäft fortsetzen. Reclame für mein Institut will und kann ich so wenig machen, wie ich das für mich selbst nicht gekonnt habe, also werde ich mir ruhig gefallen lassen, mich und mein Theater mit Nasenrümpfen behandelt zu sehen."

Putlitz, der die Theaterbriefe Immermann's herausgegeben und durch diese, wie durch die Mittheilungen der Gräfin Ahlefeldt und der Immermann'schen Familie die artistischen Intentionen jenes Düsseldorfer Intendanten genau kannte, war entschieden beseelt von dem Gedanken: sich einen ähnlichen Namen als Leiter einer Bühne zu machen, wie der Oberlandesgerichtsrath Karl Immermann. Er vergaß dabei nur die veränderten Zeitumstände und den total verschiedenen Platz. Immermann fand die künstlerische Jugend, die Zöglinge der Kunstakademie und eine an sich lebhafte

und bewegte rheinische Bevölkerung, außerdem eine stille, unpolitische Zeit, die im Literatur- und Theatertreiben beinahe völlig aufging. Putlitz fand eine unruhig, geschichtlich ringende Epoche und — Mecklenburg, zwei Factoren, mit denen in der Kunst schwer zu rechnen ist. Unter solchen Verhältnissen, konnte es nicht fehlen, daß sein Wirken und Streben ziemlich unbeachtet blieb und daß sich nach und nach in seinem Gemüth die alte Verdrossenheit wieder zu regen begann, von der unser Schriftsteller von je in gewissen Zwischenräumen befallen zu werden pflegte.

Das rasche Glück, das Putlitz, genau genommen, in der Literatur gemacht, hat ihn merklich verwöhnt und in den Glauben versetzt: es müsse jeder Erfolg gleichsam im Fluge gewonnen werden. Was ihm nicht im ersten Anlauf gelingt, verdrießt ihn und läßt ihn ermatten. Daher seine Unstätigkeit, sein beständiges Wechseln in der Production und seine häufig wiederkehrende Verbitterung und Klage über fehlende Anerkennung. Im Grunde jedoch hat der liebenswürdige Dichter alle Ursache mit seiner Zeit und seiner Nation zufrieden zu sein.

Zum Schluß auf die Lebensschicksale von Gustav zu Putlitz noch einmal zurückkommend, ist nachzutragen, daß er 1867 seine ihm lieb gewordene Stellung an der Spitze des Schweriner Hoftheaters aufgab, hauptsächlich, weil die Erziehung seiner heranwachsenden Kinder den Besuch einer preußischen Schule erforderte. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er das Amt als Hofmarschall des Kronprinzen, seine Gemahlin das der Oberhofmeisterin der Kronprinzessin an. Nach einem Jahre quittirten Beide aber diese Stellung wieder und leben seitdem ausschließlich im Heranbilden ihrer Kinder, im Winter in Berlin, im Sommer in Retzin. Daß unser Autor dabei noch immer Gelegenheit zum literarischen Produciren findet, beweisen seine vor Kurzem rasch nach einander entstandenen und mit dem größten Erfolg aufgeführten Lustspiele „Die alte Schachtel“, „Ein Ständchen“ (1868), „Gut giebt Muth“ (1869), sowie die hübsche Novelle: „Die Halben“ (Berlin, bei R. Wagner) und „Die Alpenbraut“ (Berlin bei Alexander Duncker). Während „die Halben“, im Charakter der Zeit gehalten, und dennoch von einem fast Goethe'schen Zauber reizvoll umhaucht sind, erzählt „die Alpenbraut“, einen allerdings durchaus nicht ungewöhnlichen Vorgang doch mit einer so originellen Schelmerei und mit so viel psychologischer Feinheit in der weiblichen Herzenstactik, daß sich auch dieser Arbeit ein aufrichtiger und warmer Antheil mit dem vollständigsten Rechte zuwenden läßt. Als das Bedeutendste, was unser Autor auf dem Gebiete der Erzählung geschaffen, dürfen wir wol mit Recht die Novelle „Walpurgis“ bezeichnen, welche der „Salon“ in den Heften III. und IV. des laufenden Jahrgangs gebracht hat. Vollendete Charakteristik und Zeichnung verbinden sich hier mit der reichsten Gedankenfülle und einer ungemein fesselnden Handlung, deren geheimnißvollen Hintergrund der Dichter mit einer seltenen Meisterschaft ausgeführt hat. Auch außerhalb Deutschland hat dieses vorzügliche Werk bereits die größte Anerkennung gefunden und eine englische Uebersetzung davon wird soeben angekündigt.

---

# Carneval in Wien.

Der Carneval ist in vollem Gange und Wien unterhält sich trotz der staatlichen Sorgen und Wehen, wirft das Geld mit vollen Händen hinaus wie in der alten Zeit und jubelt jede Nacht bis in den Morgen hinein. Es giebt wol keine zweite Stadt, wo so viele Maskenbälle abgehalten und so zahlreich besucht würden. Sie sind eine Errungenschaft des Constitutionalismus. Der Leser vermag keinen logischen Zusammenhang zwischen Maskenbällen und Verfassung zu entdecken? Ich auch nicht; aber es ist eine geschichtliche Thatsache, daß erst das Diplom vom 20. October 1860 und das Patent vom 26. Februar 1861 das wiener Maskentreiben ermöglichten. Herr v. Schmerling hat zwar nicht die Freiheit im Allgemeinen, aber doch die Maskenfreiheit begründet. Früher hielt die Behörde Maskenbälle für zu gefährlich, sie waren nicht erlaubt. Nur dreimal im Jahre, am Katharinentage, am Jeudi gras und am Fastnachtdienstag öffnete man die Redoutensäle der kaiserlichen Burg dem leichten Maskenscherze. Es kamen damals die vornehmsten Damen, die Schönheiten der hohen Aristokratie, in prachtvolle Dominos gehüllt, es kamen reiche Frauen aus der Handelswelt. Natürlich fehlten auch jene Damen nicht, die immer „Frau von" heißen, ohne daß Jemand ihren Mann kennen würde; jene „Pfirsische mit dem Fleck", deren Reiz ihren Ruf decken muß; aber die Gesellschaft im Ganzen war gewählt. Da kam der Winter 1860/61 und brachte unbeschränkte Freiheit — für die Masken. Alle Vergnügungslocale, alle Theater kündeten Maskenbälle an, ein großes Ereigniß überraschte die Wiener: der Debardeur hielt seinen Einzug in der österreichischen Residenz, der „Dianasaal" war die glückliche Stätte, wo man ihn zum ersten Male schaute. Das war nicht der schmächtige, zierliche Debardeur von Paris, sondern er hatte dralle Waden und einen unersättlichen Hunger; so ein Debardeur war im Stande, viermal während einer Nacht zu soupiren und in den Zwischenpausen zehn Portionen Eis zu essen. Sein Witz lag ausschließlich im Magen, wie sein Herz im Geldbeutel; sein Ideal waren Männer unter Zwanzig und über Sechzig. Aber die Herrschaft des Debardeurs dauerte nicht lange; er überlebte nicht einmal die Februarverfassung.

In den feineren Maskenlocalen bürgerten sich der Domino und das Charaktercostüm ein, in den ordinären ersetzte den Debardeur die Ballerine. Zu dem Röckchen, das oben und unten zu kurz, braucht man so wenig Stoff, — der Anzug kommt also sehr billig! So wirkt der Fortschritt in allen Dingen, denn auch die Ballerine ist längst überholt durch das „Bébé" welches gar nichts mehr anhat als ein hemdchenartiges weißes Gewand. Die „holden Wickelkinder", bisweilen von erstaunlicher Größe und Stärke, erfreuen sich übrigens überall, wo sie erscheinen, der besondern Aufmerksamkeit des anwesenden Polizeicommissars, und es kommt vor, daß er sich bemüht, sie vor Erkältung zu warnen.

Wiens eleganteste und schönste Maskenbälle sind diejenigen im Theater an der Wien. Man sieht hier prachtvolle Frauengestalten; hier

bewegt sich die Elite der Halbwelt. Das Wort im pariser Sinne, in der Auffassung des jüngeren Dumas angewendet. Manche von diesen verführerischen Erscheinungen, die im Maskengewühl auftauchen, möchte nicht um Alles in der Welt von Solchen errathen sein, denen sie bei Tage als Bekannten begegnet. Denn die halten sie Alle für die anständigste Frau von der Welt und tragen kein Bedenken, sie in ihrem Hause zu empfangen. Kommt das Geheimniß ihrer Eleganz durch einen unglücklichen Zufall an das Licht, so enden solche Frauen hier oft tragisch. Noch erinnert man sich an das Trauerspiel, welches sich vor einigen Jahren im Lazzenhofe, einem großen, von zahlreichen Parteien bevölkerten Hause der inneren Stadt ereignete. Da wohnte im vierten Stock eine Wittwe mit ihrer Tochter, einem jungen und schönen Mädchen. Beide bewegten sich in guter Gesellschaft, sie waren gebildet, liebenswürdig, von Adel, und galten für vermöglich. Niemand unter ihren zahlreichen Bekannten ahnte, woher das Einkommen stammte, dessen sie sich erfreuten. Das Mädchen hatte Freundinnen in den feinsten Beamtenkreisen, hatte doch ihr Vater ebenfalls dem Staate gedient! Da brach plötzlich die Katastrophe herein. Eine Unvorsichtigkeit zerstörte das mühsam aufrecht erhaltene Gewebe der Täuschung, der Schein war dahin. Die Mutter öffnete sich die Adern und starb, die Tochter, welche sie zu gleicher Todesart überredet, verlor den Muth und rief, halb verblutet, um Hülfe. Sie ward gerettet und verschwand seitdem aus der Residenz. Einer meiner Freunde bewahrt noch heute ihr Portrait, ein stolzes, schwermüthiges Gesicht mit edlen Zügen, das Abbild eines verlorenen Engels.

Etwas tiefer auf der Carnevalsstufenleiter steht der Dianasaal. Es fehlt auch hier nicht an eleganten Dominos, an hübschen Charaktermasken und vor Allem nicht an schönen Schultern. Aber der Appetit der Masken ist ein weit gesegneterer als im Theater an der Wien und man setzt sich kaum einer abschlägigen Antwort aus, wenn man hier eine schöne Unbekannte einladet. Noch ein Schritt abwärts führt zum Sophiensaal, gleich dem Dianasaal ein Amphibium: im Sommer Schwimmanstalt, im Winter Tanzlocal. Hier empfängt den Eintretenden dichter Tabaksqualm, denn es herrscht unbedingte Rauchfreiheit; Cigarrenstummel und angebrannte Streichhölzchen werden rücksichtslos zwischen die Tanzenden geworfen. Hier wird nämlich getanzt, hier ist in Wahrheit Maskenball. Während in den feineren Maskenlocalen nur promenirt und intriguirt wird, drehen sich hier Hunderte von Paaren fröhlich im Kreise. Oder sie drehen sich auch nicht, sie tanzen geradeaus in verwegenen Attitüden, die sich nicht gut beschreiben, besser errathen lassen. Es ist der heimische, nationalwienerische Cancan, früher streng verboten, jetzt freigegeben; genannt, „schieberisch Tanzen", weil der Tänzer seine „Dame" gerade vor sich her schiebt. Ein keckes, weinrothes Gesicht, den Hut schief auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde, so präsentirt sich der echte „Schieber", den für besondere Bravour lauter Zuruf der Zuseher belohnt. Im Sophiensaal entwickelt sich, wie man sieht, ein Stück Volksleben. Um es zu beobachten, darf man aber nicht zu früh kommen,

sondern erst gegen ein Uhr Morgens. Da sieht man auch manch' frisches und hübsches Gesicht, denn nach Mitternacht nehmen hier die meisten weiblichen Masken die Larve ab.

Es giebt natürlich noch eine Menge Räume, die dem Maskentreiben offen stehen. Da ist der einst hochberühmte „Sperl", vor dreißig Jahren der erste wiener Vergnügungsort, da ist das Orpheum und das Universum, da sind die Säle der Gartenbau-Gesellschaft am Pockring und jene Schwender's in Fünfhaus, da sind die „Drei Engel" in der Vorstadt Wieden. Letztere eine Specialität, werth des Besuchens. Dort zeichnen sich die meisten Masken durch derbe Fäuste und stämmige Taille aus, dort faßt man die Hand, die Samstag den Besen führt, und wird von Armen umfangen, die wie gekochte Hummerscheeren aussehen. Dort tanzt man die Française mit Touren, von denen nie ein Tanzmeister träumte, und manchmal tönt ein gellendes: „Juhe!" aus dem Knäuel, der sich durch den ziemlich kleinen Saal wälzt. Wer dort eintritt, der sagt seinem Freunde sicher wie Mephistopheles in Auerbach's Keller: „Das Volk ist frei, sieh hin, wie wohl's ihm geht." Hat aber der Freund nicht sehr gute Nerven, so erwiedert er sicher nach kurzer Zeit: „Ich hätte Lust nun abzufahren."

Die wiener Elitebälle sind berühmt durch die Masse schöner Damen, die man auf jedem derselben zu sehen bekommt. Der Fremde wird fast geblendet durch den Zauber, den so mannigfach wechselnde Schönheitstypen verbreiten. Ich glaube, Wien hat wohl die schönsten Frauen der Welt, wenigstens wüßte ich keine zweite Stadt, wo so viele anzutreffen wären. Neben der echt germanischen Blondine mit dem rosigen Teint sieht man die schwarzlockige Ungarin, neben der Polin und Griechin die Walachin. Aus all' dem Mischmasch aber hat sich der wiener Typus gebildet, keiner Rasse angehörig, Etwas, oft das Beste, von jeder entlehnend, durch Gesundheit und Fülle des Körpers nicht minder bestechend als durch die prächtige Farbe der frischen Gesichter. Nicht die vielen Fremden, die hier leben, die Wienerin selbst behauptet das Feld. Aber alle diese schönen Frauen und Mädchen werden auf unseren Bällen unglaublich vernachlässigt, manche sitzen so einsam und verlassen in einer Ecke, daß es ein wahrer Jammer ist. Denn alle Aufmerksamkeit, alle Huldigungen verschwendet die Mehrzahl der eleganten Männerwelt an die Damen vom Theater. Sie sind die Magnete, die Alles an sich heranziehen und einen drei, vier Mann hohen Kreis von Bewunderern um sich versammeln. Sobald eine Schauspielerin oder Sängerin an der Schwelle des Saales erscheint, stürzt das Ballcomité in corpore auf sie los, man streitet um die Ehre, ihr den Arm geben zu können und führt sie wie im Triumphe herum. Dort wird sie sofort umringt, in erster Linie von Generalen, Banquiers und Cavalieren, in zweiter von der goldenen Jugend. Glücklich der Sterbliche, an den die Gefeierte ein paar Worte richtet. Besucht ein Minister den Ball, so unterrichtet ihn das Comité an der Thür, welche Theaterdamen da seien, in den Ballberichten der Journale begegnet man ganzen Theaterzetteln. Ich erinnere

mich da einer Scene, die ich auf dem Hesperusball im vorigen Winter erlebte; ich will sie als Symptom einer unserer socialen Krankheiten erzählen. Es war um die zwölfte Stunde, die diensthuenden Comitémitglieder am Eingange gähnten zum ersten Male und sahen nach der Uhr; plötzlich hieß es: Der Reichskanzler kommt. Und in der That, Graf Beust's ewig lächelndes, schlau schmunzelndes Antlitz mit dem seltsamen Backenbarte erschien und die kleinen verschmitzten Augen rollten freundlich grüßend nach allen Seiten. Das Comité umringt den Minister, er fragt: „Wer ist denn da?" Und dienstfertig erwiederte der Präsident: „Die Wolter, die Ehnn, die Murska, die Baudius ꝛc." — „Schön, schön", versetzte der Reichskanzler, schritt in den Saal und setzte sich neben Fräulein Wolter.

Die Damen vom Theater tragen die Schuld, daß auf unseren Bällen ein närrischer übertriebener Luxus herrscht. Mit Roben, die Tausende kosten, mit Schmuck beladen, mit Gold- und Silberstaub das Haar gepudert, so erscheinen sie als die Königinnen jedes Balles. Das mußte von der übelsten Wirkung auf die übrige Gesellschaft sein. Es den Schauspielerinnen an Pracht der Toilette gleichzuthun, dazu gehört eine Million, und diese besitzen leider nur Wenige. Die Frauen des wohlhabenden Mittelstandes, also neun Zehntheile der Ballbesucherinnen, bedenken nicht, daß die Eleganz der Theaterdamen einen sehr eigenthümlichen Beigeschmack hat. Weiß man doch bei Jeder, woher die Pracht kommt, und daß die Gage den kleinsten Theil ihres Einkommens bildet! Man sollte glauben, die anständigen Frauen, die sonst immer mit tugendhafter Entrüstung von den Leichtsinnigen ihres Geschlechts sprechen, würden sich sorgfältig davor hüten, einen Wettstreit der Toilette mit ihnen zu beginnen. Aber wo die Eitelkeit im Spiele ist, hören alle anderen Erwägungen auf. Von jedem Familienvater kann man den Stoßseufzer vernehmen: ein Ball verschlingt ein Capital. Es sind noch die besten unserer Frauen, die lieber zu Hause bei ihren Kindern bleiben, als daß sie auf den Bällen neben den strahlenden und umschmeichelten Heldinnen der Bühne die Rolle der Aschenbrödel spielen. Daraus aber folgt eine merkwürdige Erscheinung. Auf dem „Concordia"-Ball z. B. — sieht man beinahe keine Schriftstellerfrau. Der Ball wird von dem Unterstützungsverein der Schriftsteller und Journalisten veranstaltet; die sämmtlichen Blätter der Residenz nennen ihn nach stillschweigender Uebereinkunft jedes Jahr den schönsten der Saison, aber man sucht die Frauen seiner Collegen gewöhnlich ganz vergebens in dem glänzenden Gewühl. „Ich kann den Luxus nicht mitmachen, der da herrscht, darum gehe ich nicht hin", sagte mir voriges Jahr die Frau eines Redacteurs und Hauseigenthümers

Auch Männer, welche über das Alter hinaus sind, in dem man seiner flinken Beine wegen von den Müttern tanzlustiger Töchter geladen wird, gehen nur ungern und mit schwerem Herzen auf Wiens Bälle. Ob Elite-, ob Maskenball, in einem Stücke gleichen sich alle: die Restauration ist ein Tartarus. „Laßt, die Ihr hier eintretet, jede Hoffnung fahren!"

könnte man über jeden Speisesaal setzen. In Berlin scheint es anders zu sein. Wenigstens habe ich vorigen Sommer im Orpheum mein irdisches Theil gut genährt und getränkt. Ist es vielleicht unschicklich, zu gestehen, daß man im Orpheum gewesen? Es steigt mir, während ich diese schwarze That bekenne, der tröstende Gedanke auf, daß König Wilhelm I. auch einmal dort gewesen und daß soeben, wie ich aus den preußischen Blättern ersehen, der Cassier des Orpheums einen Orden erhalten hat. Ein Local, welches der oberste Schirmherr des norddeutschen Bundes betreten, dessen Cassirer eine Auszeichnung verleiht, — ein solches Local besucht zu haben, darf man wol verrathen. So oft ich nun heuer in die beneidenswerthe Lage komme, auf einem Balle Etwas essen zu müssen, gedenke ich wehmüthig des Beefsteaks, des Fricandeaus und des Champagners im Orpheum. Hier ißt man auf Bällen entsetzlich schlecht und trinkt eine Art Fliegengift. Dabei verlangen die Unmenschen, welche die Opfer ihrer Küche mit unendlicher Höflichkeit ausrauben, das Zwei- und Dreifache der Preise, die in den ersten Hôtels gelten. Das geschieht bei uns, den verschrieenen „Phäaken“, in der Stadt der Feinschmecker, denn der Wiener ist so lächerlich geduldig, daß er sich für sein Geld Alles gefallen läßt. Eines der hiesigen Witzblätter brachte kürzlich die Begegnung zweier Freunde. A. bettelt B. auf der Straße an: „Ich habe mein ganzes Vermögen verloren“, jammert der Almosenheischer. — „Unglücklicher, was hast Du denn gemacht, hat Dich das Börsenspiel zu Grunde gerichtet?“ fragt theilnehmend der bestürzte Freund. — „Ach nein, ich war so leichtsinnig, mich auf einem Maskenball satt zu essen!“

Der heurige Carneval sollte Wien zwei neue Prachträume für Maskenbälle öffnen: den Saal der Gesellschaft der Musikfreunde und das neue Opernhaus. Aber der Musikvereinssaal ward durch einen in der Garderobe ausgebrochenen Brand schwer beschädigt und für Wochen unbrauchbar; das Opernhaus blieb vor dem heillosen Einfall, es in ein Maskenlocal zu verwandeln, durch sittenpolizeiliche Bedenken bewahrt. Die hohe Generalintendanz fand es zwar passend, das Opernhaus allen Zufällen und Zerstörungen preiszugeben, die Maskenbälle mit sich bringen, aber höchst anstößig, daß die Halbwelt Zutritt haben solle. Warum die maskirte Halbwelt unanständiger wäre als die unmaskirte, die jeder interessanten Vorstellung im Opernhause beiwohnt, ist ein Intendanturgeheimniß. Kurz, es wurden ernste und weise Berathungen gepflogen, wie man das Ding anstellen solle, um ausschließlich tugendhafte Masken versammeln zu können. Die Frage war aber nicht zu lösen. Da man keine Tugendmarken ausgeben, auch die bekannte „Commission“ der Kaiserin Maria Theresia nicht wieder einsetzen kann, polizeiliche Erhebungen über jede Dame, die eine Karte kauft, doch etwas zu umständlich wären, so verzichtete man auf die Maskenbälle im neuen Opernhause hoffentlich für alle Zeit, denn es ist eine Thorheit, Paris auch in dieser Hinsicht nachahmen zu wollen.

Sogar in die ernsten Hallen des Burgtheaters ist der Carneval eingedrungen. Man giebt dort ein echtes Faschingsstück, Bauernfeld's

„Landfrieden". Die Personen, die darin auftreten, geben sich für Menschen aus dem zweiten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts aus. Sie wollen uns davon überzeugen, indem sie eine sonderbar altväterische Sprache reden und höchst merkwürdige Grundsätze entwickeln. So geräth z. B. Katharina Mäzinger, des reichen augsburger Kaufherrn Tochter, über einen ihr vom Junker Robert von Streithorst applicirten Kuß in fürchterliche Aufregung und behauptet, daß dieser Kuß als Flecken „auf ihrer unsterblichen Seele brenne". Aber wir wissen dennoch sofort, daß das lauter Masken sind, die uns der Dichter vorführt. Sie haben nur die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts angethan, um uns derbe und witzige Wahrheiten zu sagen, die uns manchmal ärgern, manchmal unwiderstehlich zu schallendem Gelächter hinreißen. Der Gedanke, in einem Drama durch die politische Satire allein zu wirken, ist uralt, — siehe Aristophanes, aber heute scheint er uns neu, weil er so lange nicht wiederbelebt ward. Das Stück machte Glück, so schwach sein dramatischer Bau ist, und die Preisrichter, die es bei der vorjährigen Bewerbung schnöde bei Seite gelegt, ziehen saure Gesichter.

Im hiesigen Kunstverein sind für die Monate Januar und Februar eine große Anzahl französischer Bilder von lebenden Meistern ausgestellt, die Napoleon III. hierher gesendet. Es sind fast ausschließlich Gemälde, die bei der Weltausstellung in dem großen „Salon" von 1867 entweder hors de concours erklärt oder mit ersten Preisen bedacht wurden. Man sieht also, so ziemlich das Beste, was die anderen französischen Maler leisten können. Ueberraschend ist die Virtuosität, mit welcher die Landschaften behandelt sind, vorzüglich finde ich die Schlachtenbilder. In manchen anderen Gemälden macht sich die Manier geltend, das Fleisch namentlich sieht oft leblos und flach aus. Einzelne Bilder erregen großes Aufsehen, so das bekannte, auch in Paris vielbesprochene „Warum nicht?" Ein schönes junges Weib liegt nackt auf einem Ruhebette, häßliche kleine Gnomen steigen aus dem Boden und bieten ihr kostbaren Schmuck, Perlen und Edelgestein. Das schöne Weib lächelt verächtlich und verheißend zugleich: Warum nicht? Man findet das Bild anstößig, — es ist blos wahr. An diesem „Warum nicht?" gehen Tausende von Frauen zu Grunde, die ein besseres Loos verdienten. Wenn ich das Bild betrachte, so muß ich einer kleinen üppigen Blondine gedenken, deren Schicksal ich mit angesehen. Als ich sie vor acht Jahren kennen lernte, war sie reizend, jung und verführerisch. Sie war ein gutes Geschöpf, aber sie sagte: Warum nicht? Zuerst nur bei großen, später bei kleinen Geschenken, zwei, drei Jahre blos Einem, bald Mehreren gegenüber. Endlich verlor ich sie aus den Augen, ich wußte nicht, wohin sie gekommen. Als ich ihr wieder begegnete, verblüht und alt vor der Zeit, kaum mehr kenntlich, da war sie — Zeitungsausträgerin. Sie läuft in der Morgenkälte des Winters von Haus zu Haus mit den Artikeln des Mannes, der sie einst geküßt und den sie jämmerlich betrogen, — auch eine Faschingsgeschichte, aber eine traurige. Th.

# Der Herr von Paris und sein Zögling.

Neues lebendes Bild aus dem modernen Paris von **Adolf Ebeling.**

## I.

Das war eine wilde, zügellose Nacht! Zuerst im Châtelet-Theater, um die neue Jahres-Revue zu sehen, wo ein wirklicher Bahnzug mit einer geheizten Locomotive aus einem Tunnel im Hintergrunde auf die Scene herangebraust kommt, daß man meint, er wolle direct durch das Orchester in's Parterre fliegen — dann ein kurzer Besuch im Casino und Valentino, um den tollen Clodochesprüngen zuzuschauen und sich an den Arm- und Beinverrenkungen der neuesten Cancantänzerinnen zu amüsiren — schließlich in's Café Riche oder in's Café Anglais, wo soupirt wurde, weniger aus Hunger, als um die Zeit bis zum Morgen hinzubringen, denn man hatte sich mit den Freunden und Freundinnen ein Rendez-vous am andern Ende von Paris gegeben, das man um Alles in der Welt nicht verfehlen durfte. Sämmtliche cabinets particuliers der beiden genannten Restaurants waren mit lärmenden Gästen angefüllt, die Herren traten an die offenen Fenster mit einem vollen Champagnerglas oder mit einer Cigarre, und warfen den Savoyardenknaben und den sonstigen Bettlern, die sehnsüchtig zu dem erleuchteten Entresol hinaufsahen, einen Rebhuhnflügel oder dergleichen hinab, oft flog auch ein Teller mit hinaus und zerbrach klirrend auf dem Trottoir, unter lautem Gelächter der Gaffer, und die Fiaker hielten in langen rothen Lampenlinien zu beiden Seiten des Fahrweges, denn auch ihr Waizen blühte in dieser Nacht. Von den „Damen" rede ich lieber gar nicht; sie gehörten nicht allein durchweg der Demimonde an, sondern obenein demjenigen Theil derselben, den man stets in Paris bei allen außerordentlichen Gelegenheiten in den vordersten Reihen sieht; ein einigermaßen anständiges Frauenzimmer jener Kategorie (so paradox dies klingt, so gibt es deren wirklich welche) wäre diesmal gewiß zu Hause geblieben. Die Kutscher, zumeist angetrunken, knallten zu den Fenstern hinauf, um die sauberen Herrschaften zum Aufbruch zu mahnen, denn der Weg war weit. Endlich kamen die Gäste singend und schreiend herab, einige machten noch schnell auf dem Trottoir ein paar Cancan-Pas, bevor sie einstiegen, andere ließen sich von den Kellnern Flaschen und Gläser in den Wagen reichen, die sie mitnahmen, um auf die Gesundheit Troppmann's zu trinken, wie sie lachend sagten. Der Mörder von Pantin sollte an jenem Morgen guillotinirt werden.

## II.

Mein Engländer hatte doch nicht nachgegeben, sondern auf meine Begleitung bestanden, als einen Freundschaftsdienst von meiner Seite, wie er sich ausdrückte. Der Gentleman, noch dazu ein reicher, angesehener Mann, war vor einigen Jahren mein achttägiger treuer Cicerone in London gewesen, was namentlich diejenigen unter meinen Lesern zu würdigen wissen werden, die sich vielleicht in der Themsestadt ohne einen solchen aufgehalten haben; ich konnte ihm also unmöglich seine Bitte abschlagen, so widerwärtig mir auch an sich der Gedanke war, der Hinrichtung beizuwohnen. Ich hatte nämlich

dies schreckliche Schauspiel bereits früher einmal gesehen, aufrichtig gestanden, aus Neugier und um dabei gewesen zu sein, was allenfalls einem jungen Autor, oder richtiger einem jungen Mann, der erst einer werden und deshalb seine Sittenstudien und Beobachtungen an Ort und Stelle machen will, zu verzeihen ist; aber der erschütternde Eindruck war mir lange geblieben. Während eines ganzen Monats fiel mir fast in jeder Nacht, wenn ich zufällig aufwachte, das todtenblasse, entsetzlich verzerrte Gesicht des Unglücklichen ein, der auf dem kurzen Wege vom Thor des Gefängnisses bis zur Guillotine zwei, dreimal zusammenbrach und den die Henkersknechte endlich wie eine leblose Masse auf das Gerüst hinauftragen mußten ... oben aber auf dem fürchterlichen Brett, obwohl Alles nur Secunden dauerte, schien er auf einmal wieder zur Besinnung zu kommen, denn er stieß einen gräßlichen Schrei aus, dann fiel das Messer wie ein schwerer, dumpfer Schlag ... es war vorbei und das Ganze kam mir vor wie ein Spuk, wie eine Vision.

Ich bitte die Leserin wegen dieser häßlichen Zeilen um Entschuldigung; ich kann ihr dafür schon jetzt versprechen, daß ich von der eigentlichen Hinrichtung Troppmann's, die ja überdies in allen Zeitungen der Welt gestanden hat, nichts sagen werde, denn der Gegenstand meiner heutigen kleinen Arbeit ist ein anderer und hängt nur mittelbar damit zusammen.

## III.

Sir John hatte indeß seine Sachen sehr gut gemacht und schon Tags vorher bei einem Marchand de Vins ein kleines Zimmer gemiethet, sich auch als reicher Mann über den hohen Preis nicht weiter gewundert. „Ich lasse ein Canapé hineinstellen für die Damen", hatte der höfliche Wirth gesagt, der vermuthlich eine ähnliche Gesellschaft erwartete, wie jenes, die wir vom Café Anglais fortfahren sahen.

Das Haus lag dicht an der place de la Roquette, rechts von dem gleichnamigen Gefängnisse, also auch dem Ort der Hinrichtung selbst ganz nahe, denn die Guillotine wird direct dem Gebäude gegenüber aufgeschlagen, nur das breite Trottoir liegt dazwischen. Vier große Quadersteine in dem Pflaster des Fahrwegs bezeichnen genau den verhängnißvollen Platz; die Menge eilt gleichgiltig tagaus tagein darüber hinweg und denkt nicht weiter daran; ich selbst habe einmal im Frühling eine alte Frau dort sitzen und Veilchensträuße verkaufen sehen; aber ich kaufte keinen und machte, daß ich weiter kam.

Als wir von unserem Zimmer Beschlag nahmen und an's Fenster traten, mußten wir unsere Augen erst einige Minuten an die Dunkelheit gewöhnen, um die verschiedenen Gegenstände einigermaßen zu erkennen, hören konnten wir um so besser. Ein unbestimmtes Sausen und Brausen schallte zu uns herauf, wie ferne Meeresbrandung, dumpf, unheimlich, fast Besorgniß erregend. Tausende von Menschen waren auf dem weiten Platze und in den angrenzenden Straßen versammelt und von allen Seiten zogen immer neue Massen heran; die Zeitungen sprachen später von 30 bis 40,000 Personen und sind vielleicht hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Sir John hatte ein kleines Doppelfernrohr mitgebracht, nicht viel größer als ein Operngucker, aber von außerordentlicher Deutlichkeit und Tragweite, was uns vortrefflich zu Statten kam. Nach und nach konnten wir die ganze Scene überschauen. Die Fenster aller Häuser waren dicht besetzt und nicht die Fenster allein, sondern auch die Dächer und Bäume; sogar an den Laternenpfählen hingen Neugierige. Speculanten hatten Gerüste aus Leitern und Brettern aufgeschlagen und vermie-

theten diese gefährlichen Plätze um hohe Preise; Fiaker hielten zu Hunderten überall, aber die Darinsitzenden waren auf den Wagenkasten hinaufgeklettert, um besser zu sehen. Die obenerwähnten Herren und Damen waren gewiß mit darunter. Die Gassenjungen, die Gamins von Paris, eine abscheuliche Race, die man albern genug so oft glorificirt, die aber den eigentlichen Straßenpöbel der Weltstadt ausmachen und das hauptsächlichste Zuchthaus-contingent liefern, zogen in dichten Banden umher und sangen die Marseillaise. Die Polizei ließ sie gewähren und drückte, wie an einem Volksfeste, nachsichtig ein Auge zu. Und dabei wuchs der schwarze, brausende Menschenocean mit jeder Viertelstunde, und das verworrene Gemurmel artete mehr und mehr in Geschrei und Toben aus. Paris, das schöne, vielgepriesene, die Hauptstadt des guten Geschmacks und der eleganten Civilisation, amüsirte sich und zeigte sich dabei, wie schon so oft, in ihrem wahren Lichte. „Vive Troppmann!" schrieen tausend Kehlen; „Monsieur de Paris wird ihn frisiren und ihn dann um einen Kopf kürzer machen!" Wehe uns, dachte ich unwillkürlich, wenn dies Gesindel — es war dasselbe, das der Marschall Canrobert am 12. Januar in den Elyseischen Feldern mit seinen 60,000 Chassepots zu Paaren getrieben hatte — wenn dies Gesindel je die Ueberhand gewinnen sollte.

## IV.

Der Platz um das Schaffot herum war mit einer dreifachen Reihe von Stadtsergeanten umstellt, die ihrerseits wieder von einem starken Piquet berittener Gardisten gegen den Andrang geschützt wurden, und ein Infanterieregiment bildete den dritten Wall. Gensdarmen zu Pferde ritten überall langsam auf und ab, um die Circulation einigermaßen aufrecht zu halten.

Das untere Gerüst der Guillotine stand bereits, auch die kleine, steile Treppe daran mit den acht Stufen, die der Delinquent hinaufsteigen muß; man richtete gerade die beiden galgenähnlichen Querbalken in die Höhe, an denen oben das Messer mit seinen Bleigewichten hängt . . . da gewahrte ich, wie ich näher hinschaute, auf der kleinen viereckigen Plattform einen Knaben, der eine Laterne hielt, um den Arbeitern zu leuchten. Ich griff nach dem Opernglase, um mir das seltsame Bild noch genauer zu betrachten. Ich hatte mich wirklich nicht getäuscht; das Licht der Laterne fiel hell auf ihn: es war ein Knabe von zehn, höchstens zwölf Jahren, noch dazu ein hübscher Junge. Ich machte Sir John darauf aufmerksam, der ihn übrigens auch schon bemerkt hatte. „Um Gottes willen!" rief ich bestürzt, „ein Kind dort oben auf dem Schaffot! Der bloße Gedanke ist ja haarsträubend!" — „Es ist wahrscheinlich ein Lehrling", entgegnete der Gentleman phlegmatisch, und sah nach der Uhr, ob es noch nicht an der Zeit sei. Dann schalt er über den schlechten Grog, den der Wirth heraufgebracht hatte; für sechzig Franken (so viel kostete die zweistündige Miethe des Zimmers) konnte man wohl bessern Cognac verlangen.

Ich verwandte nun kein Auge mehr von der Guillotine. Der Kleine lief geschäftig hin und her, setzte seine Laterne nieder und sprang leichtfüßig die Treppe hinab, um ein Stück des Geländers mit hinauf zu reichen, welches die Arbeiter zu beiden Seiten der Plattform aufrichteten. Einer setzte alsdann eine Leiter an die Querbalken und stieg hinauf, um nachzusehen, ob oben, wo das Fallbeil hing, Alles in Ordnung sei; der Kleine folgte ihm zwei, drei Sprossen weit, um mit der Laterne zu leuchten und wieder sah ich seine niedlichen, fast mädchenhaften Züge und wieder überkam

mich dasselbe Grausen. Ein Kind auf einem Schaffot! Nachher setzte er sich noch einen Augenblick auf den Rand des Gerüstes und baumelte mit den Beinen. „Wer weiß, er singt vielleicht ein Lied dazu", sagte der Engländer lachend und schenkte sich ein neues Glas Grog ein, mit dem er sich versöhnt zu haben schien.

Auf einmal — die nahen Thurmuhren schlugen sechs — flog es wie ein elektrisches Zucken durch die Luft und über den weiten menschengefüllten Platz, das Geschrei verstummte .... darauf ein kurzer Trommelwirbel und ein paar Commandorufe der Officiere und nun lautlose Stille. Die Thore des Gefängnisses öffneten sich: ein Priester mit dem Crucifix in der Hand, schritt voran .... die Barmherzigkeit Gottes erstreckt sich auch auf den verworfensten Verbrecher .... dann der Scharfrichter, ein großer Mann von athletischem Wuchse, dicht hinter ihm der Mörder, von zwei Henkersknechten geführt und hinter ihnen eine Anzahl Gerichtsbeamten und Gefängnißdiener. Der furchtbare Moment war da. Ich warf noch einen schnellen Blick auf die Guillotine, die wie eine geisterhafte Silhouette gen Himmel ragte: der Kleine war verschwunden.

## V.

Die Geschichte, die ich jetzt kurz zu erzählen habe, ist, wie Heine sagt, eine alte, die aber immer neu bleibt und auch der armen Marie, der sie just passirte, brach das Herz dabei entzwei. Sie war ehrlicher Leute Kind, sie hatte ihre Mutter frühzeitig verloren und der Vater, ein schlichter Handwerker, konnte sich um ihre Erziehung nicht weiter bekümmern. Er war froh, wenn er seinen täglichen Unterhalt verdiente. Später verheirathete er sich wieder, aber die neue Frau wollte die hübsche Stieftochter nicht im Hause dulden und gab sie zu einer Damenschneiderin in die Lehre. Diese schickte sie einmal in ein Hôtel, um bei einer Dame eine Bestellung zu holen. Statt der Dame findet sie einen Herrn, schmuck und vornehm, der ihr sofort eine Liebeserklärung macht. Der Rest erräth sich leicht. In den Memoiren Canler's, des Polizeipräsidenten unter Ludwig Philipp, findet sich ein langes Capitel über eine gewisse Classe von Modistinnen, die ein infames Nebengewerbe treiben, das viel Geld abwirft, so lange sie nicht mit der Polizei in Collision kommen, und die arme Marie war in ein solches Haus gerathen. Sie kannte ihren Verführer nicht und auch in dem Hôtel war er nicht weiter bekannt: sie erinnerte sich nur, daß ihn ein Diener, der Wein und Kuchen gebracht, „Monsieur le Duc" angeredet hatte. Ein sauberer Herzog, wie es deren leider nicht wenige in Paris giebt. Als sie ihr Unglück nicht mehr verheimlichen konnte, mußte sie das Atelier ihrer Herrin verlassen, denn diese war eine respectable Frau, welche viel vornehme pariser Damen zu ihren Kunden hatte und nur gesittete junge Mädchen bei sich aufnehmen konnte. Da wurde Marie eine sogenannte ouvrière en chambre, d. h. eine Näherin auf eigene Hand, und schlug sich durch, so gut es gehen wollte. Ob sie tiefer fiel, wissen wir nicht und es gehört auch nicht direct zu unserer Geschichte; aber wenn auch — wer trug hier die größte und schwerste Schuld? Solche Existenzen, und ihre Zahl ist Legion, sind eine der dunkelsten Nachtseiten des pariser socialen Lebens; doch der Menschenfreund hat nur eine Thräne und keinen Stein für sie. Lange trieb sie es indeß nicht. Sie hatte sich nicht entschließen können, ihren Sohn, trotz aller Noth und Entbehrung, in's Findelhaus zu geben; als er aber zwei Jahr alt geworden

war, brach sie unter der Misère zusammen. Sie wollte ihrem Leben ein Ende machen, ihr Kind indeß mit in den Tod zu ziehen wagte sie nicht. Sie trug es an einem Sommerabend an den Canal Saint-Martin und setzte es dort in das Gras. Was sie alsdann that, ist unbekannt geblieben. Die Gegend an jenem Canal ist sehr einsam, oder sie war es wenigstens damals vor zehn Jahren; ein Mensch kann dort in's Wasser fallen, oder sich ertränken, ohne von Jemand gesehen zu werden. Vielleicht hatte sie auch das Kind absichtlich dahin gesetzt, damit es ebenfalls umkäme.

Ein Mann ging dort in der späten Stunde spazieren. Er ging dort oft und immer allein, wie er überhaupt in seiner Wohnung, die nicht weit davon lag, allein lebte. Er hörte eine weinende Kinderstimme und fand den Verlassenen. Er hob ihn auf, liebkoste und beschwichtigte ihn, suchte alsdann nach der Mutter, die er nirgends sah und entschloß sich endlich, das Kind mit nach Hause zu nehmen, wo er es seiner alten Wirthschafterin zur Pflege übergab. Diese entdeckte im Brusttuch des Kleinen ein Papier mit der obigen Erzählung. Alle weiteren Nachforschungen nach der Mutter blieben erfolglos . . .. gestorben! verdorben! Der Mann, der das Kind mit nach Hause genommen, war der Scharfrichter von Paris.

## VI.

Sir John schlug mir am nächsten Tage vor, den Kleinen zu besuchen; denn auch ihn hatte die eigenthümliche Erscheinung intriguirt. Er hatte sich außerdem durch irgend eine einflußreiche Mittelsperson eine directe Empfehlung an den Scharfrichter zu verschaffen gewußt, die durchaus nöthig war, weil derselbe principiell niemals Besuche von bloßen Neugierigen annimmt. Daß ich bereitwillig zusagte, kann man sich denken.

Monsieur de Paris — jetzt, wo wir ihm unsere Aufwartung machen wollen, klingt mir dieser Titel besser und harmloser als das düstere deutsche Wort — wohnt in einem gewöhnlichen vierstöckigen Hause der rue de la Folie-Regnault und zwar nach hinten hinaus zur ebenen Erde. Neben der Wohnung liegt ein kleiner, sorgfältig gepflegter Garten und seitwärts eine Art Remise, deren Hauptthor direct auf die Straße hinausführt. Herr Heidenreich, der vermuthlich von unserm Besuch unterrichtet war, empfing uns zuvorkommend, bot uns aber nicht die Hand. Es ist ein großer, stattlicher Mann von etwa sechzig Jahren, mager und etwas gebückt, Haar und Bart kurz und grau, die Hände auffallend klein und von aristokratischer Weiße und im Gesicht ein so entschiedener Zug von Gutmüthigkeit und Wohlwollen, daß man sich, wenn man ihn nicht kennte, unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen würde. Er ist ein Elsässer von Geburt, was man auch sofort an seinem Accent hört; als ich ihn Deutsch anredete, schien er sich zu freuen, denn er sagte vergnügt: „Ei, da sind wir ja Landsleute." Ich mußte mir die Ehre schon gefallen lassen. Die Einrichtung des Vorzimmers und des Salons war einfach, aber äußerst sauber und nicht ohne einen gewissen Comfort; an den Wänden hingen hübsche Kupferstiche, Landschaften und Genrebilder; kurz, man meinte, bei einem pensionirten Officier oder bei einem ruhigen, alten Junggesellen zu sein, der von seinen Renten lebt. Nichts, gar nichts in der ganzen Umgebung, was auch nur im Allergeringsten an das furchtbare Amt mahnen könnte.

Herr Heidenreich ist unverheirathet, aber gewissermaßen der Vater seiner jüngeren Geschwister, für deren Erziehung er nach dem frühen Tode der

Eltern auf das Uneigennützigste sorgte, und die längst sämmtlich, obwol nach allen Winden zerstreut, anständig etablirt sind. Sie besuchen ihn aber nur selten oder nie (der Grund liegt nahe); er hingegen reist oft zu ihnen, um seine Neffen und Nichten zu sehen, denn er ist ein großer Kinderfreund. Natürlich fragten wir alsbald nach dem Kleinen der vorigen Nacht und gestanden zugleich ganz offen, daß er die eigentliche Ursache unseres Besuches sei. Herr Heidenreich lächelte, öffnete die Glasthür des Salons, die nach dem Gartenzimmer hinausging und rief: „Louis, komm herein, hier sind zwei Herren, die Dich zu sehen wünschen." Der Gerufene erschien und ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder. Er reichte uns zutraulich die Hand und ich konnte mich nicht enthalten, seine blonden Locken zu streicheln. Sir John hätte ihn gern umarmt, wie er mir nachher sagte; denn der Knabe erinnerte ihn an die Kinder seiner Heimat, deren Schönheit ja sprichwörtlich ist. Es war auch wirklich ein prächtiger Junge, rothwangig aber sonst von äußerst zarter Gesichtsfarbe, wie Milch und Blut. Er sah uns mit seinen großen blauen Augen so treuherzig an, daß man ihm sofort gut werden mußte. „Eigentlich bin ich ihm noch böse von gestern", sagte Herr Heidenreich; „denn er ist gegen meinen Willen draußen gewesen." — „Ich wollte mit helfen, Papa", antwortete Louis, „und den schlechten Menschen sehen, der eine Mutter und fünf unschuldige Kinder umgebracht hat." — „Was willst Du denn werden, Kleiner?" fragte ihn Sir John. — „Was der Vater ist", entgegnete er schnell, „schon in der Schule nannten sie mich le petit Monsieur de Paris". „Ich habe ihn deswegen fortgenommen und unterrichte ihn jetzt selbst", sagte Herr Heidenreich; „ich habe ohnehin viel freie Zeit und Louis ist ein guter Schüler". — Mich frappirte dieser Contrast zwischen der lieblichen, fast mädchenhaften Erscheinung des Knaben und dem Wunsch ein Scharfrichter zu werden, wie der Vater. Das Kind kam mir vor wie ein psychologisches Räthsel. „Es hat damit noch gute Zeit", nahm Herr Heidenreich wieder das Wort; „denn wenn der Antrag Jules Simon's auf Abschaffung der Todesstrafe durchgeht, so hat es mit dem Köpfen ein Ende." — Ich sah mir den Mann seitwärts an, der über sein fürchterliches Metier sprach, wie von einer ganz gewöhnlichen Sache, und doch ist gerade Herr Heidenreich dafür bekannt, daß ihn jede Hinrichtung außerordentlich ergreift. Er wird tagelang vorher tiefsinnig, verliert den Appetit und man hat ihn schon im Stillen weinen sehen. Nur in der schrecklichen Stunde selbst findet er seine Energie wieder und ist dann der imposante entsetzliche Repräsentant der unerbittlichen Justiz.

Wir gingen hierauf in den Garten, wo uns Louis seine Kaninchen und Herr Heidenreich seine Hyazinthen und Crocus zeigte. Dort erzählte uns auch der Vater die Geschichte des Findlings.

## VII.

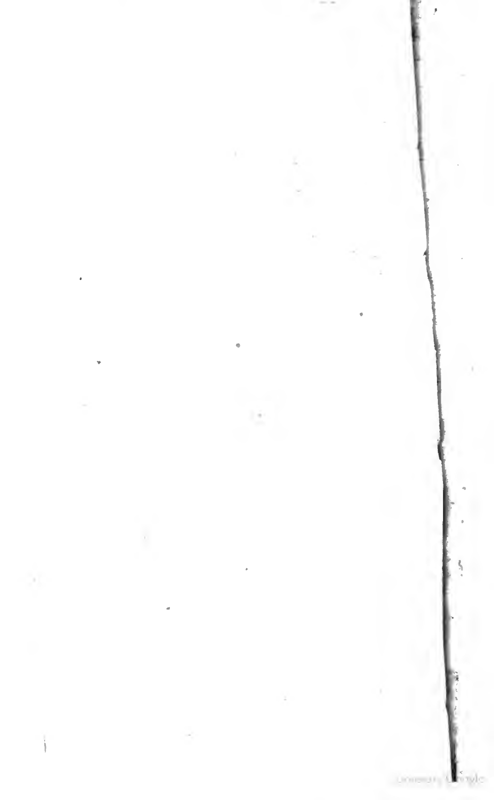
Da wir nun doch einmal in der Wohnung des Scharfrichters waren und vermuthlich so leicht nicht wieder hinkommen dürften, so wollten wir auch noch die Guillotinen sehen, die in der obenerwähnten Remise aufbewahrt werden. Der kleine Louis machte den Cicerone. Die Remise ist sehr geräumig und ihre Wände sind mit allen möglichen Geräthstücken, kurzen und langen Brettern und Balken, von denen die meisten eine ganz absonderliche Form haben, gewissermaßen austapezirt. Ein völliges Arsenal, nur daß man so gut wie nichts davon versteht. Es waren dies die auseinander genommenen Guillotinen, die aber erstaunlich schnell zusammengesetzt werden können, denn jedes

Stück ist numerirt und Alles paßt genau in und auf einander. Ich werde mich aber wohl hüten, hier eine aufzubauen, muß ich doch schon die Leserin um Verzeihung bitten, sie sogar hierher mitzunehmen. Der niedliche, kleine Louis würde sie indeß wahrscheinlich leicht versöhnt haben. Er zeigte uns dann mit der unbefangensten Miene von der Welt die einzelnen Messer, die zwischen den beiden Fenstern in sorgfältiger Symmetrie aufgehängt waren. Sie sind von verschiedener Größe und Schwere, je nach der Dicke des Halses der betreffenden „Patienten", wie man sich ausdrückt, um nicht das häßliche Wort „Verbrecher" zu gebrauchen. Die Sache bleibt dadurch freilich dieselbe, und, ehrlich gestanden, es überlief mich kalt, als ich den Finger an eine der blitzenden, haarscharfen Schneiden legte. Genug, genug und vorüber!

Herr Heidenreich war zu uns getreten und explicirte dem Engländer eine von ihm gemachte Erfindung, nach welcher das Messer, das mit den Bleigewichten hundertdreißig bis hundertfünfzig Pfund wiegt, auf ein starkes Kautschukpolster fällt, wodurch der widrige Ton des Fallens aufgehoben wird. Sir John hörte aufmerksam zu und that auch allerlei Fragen zu näherem Verständniß. Dann rieb er ein Streichzündhölzchen an dem obern rauhen Rande des einen Messers, um seine Cigarre anzuzünden; ziemlich ostensibel, wie mir schien — wer weiß, um später vielleicht daheim erzählen zu können, auf welch originelle Art er sich einst in Paris Feuer gemacht.

Ich ging mit dem Kleinen in den Garten zurück, denn es trieb mich hinaus in's Freie und in den Sonnenschein. Im Gartenzimmer fanden wir die alte Haushälterin, die Louis Mama nannte; sie stellte ein Paar Liqueurflaschen und Gläser auf den Tisch. „Sie müssen es nicht abschlagen, Monsieur", sagte Louis zu mir halbleise und etwas verschämt, „wenn Papa Sie einladet, mit ihm zu trinken", dabei hatte er meine Hand ergriffen und sah mir herzlich bittend in's Auge. Erinnerte sich der Knabe vielleicht einer frühern Scene, wo irgend ein Gast den angebotenen Trunk abgelehnt und dadurch den Vater verletzt hatte; wie ja im Mittelalter Jeder infam wurde, der mit dem Henker aus einem Glase getrunken. Mir gefiel dieser hübsche, kindliche Zug und ich rief unwillkürlich: „Wie ist es möglich, Louis, daß Du ein Scharfrichter werden willst?" — „Weshalb nicht, Monsieur", antwortete das Bürschchen keck, und zeigte lachend die weiße Perlenreihe seiner Zähne, „weshalb nicht? Es sind ja Mörder und Verbrecher, die geköpft werden." . . . ganz wie die schöne Mondecar im Don Carlos auf den Vorwurf der sanften Königin entgegnet: „Warum nicht? Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht."





# Die neue Erzieherin.

Auf der Berliner Kunstausstellung von 1868 machte ein Bild großes Aufsehen, welches mit seinen schönen und ausdrucksvollen, der allermodernsten Gesellschaft angehörenden Figuren eine ganze Geschichte zu erzählen schien. War es der Anfang oder das Ende eines Romans? . . . diese junge, elegante Frau in der Morgentoilette, welche mit dem vornehm verächtlichen Blick die vor ihr stehende „neue Erzieherin" mustert — dieser nachlässig an den Kamin gelehnte junge Mann, dessen apathisches Wesen durch den Reiz der fremden Erscheinung seltsam berührt zu werden scheint — die harmlose Neugier der Kinder — die schlaue Kennermiene des Bedienten — der aristokratische Parfüm des Salons im Gegensatz zu der rührenden Mädchengestalt, die mit dem Adel der Seele dennoch verurtheilt ist, zu dienen: alles Dies rief die mannigfaltigsten Fragen und Erörterungen, die seltsamsten Commentare hervor. Die Kritik war getheilt: enthusiastisch beurtheilten die Einen, etwas bedenklicher die Andern diese „Novelle in Farben"; aber das Publicum zeichnete das Bild vor allen anderen mit seinem höchsten Beifall aus und Alle waren einig, daß in demselben sich ein ungewöhnliches Talent manifestirt habe. Das Bild hieß: „Die neue Erzieherin", und die Malerin: Antonie Volkmar. Eine Malerin! Kann die Kunst in ihrem höchsten und eigentlichen Sinn, ohne jede Nebenbedeutung, der Beruf der Frau sein? Möge man doch endlich aufhören, diese Frage so allgemein zu stellen, und sie sich statt theoretisch, durch die Thatsachen beantworten lassen! Wer zweifelt an dem Beruf einer Rosa Bonheur? Wer möchte leugnen, daß der größte Romanschriftsteller der Gegenwart eine Frau ist, nämlich George Sand? Die Wahrheit ist, daß es in der Kunst kein Genus, sondern nur einen Genius giebt! Durch das Auftauchen eines großen Talentes unter den Frauen ist, a priori, für die Frauenfrage, die sich ganz unabhängig davon bewegt, Nichts bewiesen, insofern es sich in dem einen Fall um die Kunst und in dem andern um die Arbeit handelt. Allein es giebt einen Punkt, wo beide zusammentreffen, und in diesem Sinne haben wir daher Nichts dagegen einzuwenden, wenn gesagt wird, daß jeder neue Gedanke, jede künstlerische Schöpfung einer Frau doppelt in's Gewicht falle in dieser Zeit, welche sich die Aufgabe gestellt hat, das weibliche Geschlecht an der großen Culturarbeit der Menschheit zu betheiligen.

Antonie Volkmar gehört einer hochgeachteten Berliner Familie an. Schon früh durch ihr Talent ausgezeichnet und mit unwiderstehlicher Liebe zur Kunst hingezogen, widmete sie sich derselben doch erst als erwachsenes Mädchen und im vollen Bewußtsein von der Schwierigkeit ihrer Aufgabe. Der Beifall von Kunstfreunden, die ihre kleinen Genrebildchen bewunderten und kauften, ermuthigte sie auf der erwählten Bahn und so verließ sie 1853 das Atelier ihres ersten Lehrers, des Professor Schrader in Berlin, um in Paris, unter der Leitung Léon Cogniet's ihre Studien fortzusetzen. Die erste schöne Frucht

derselben war ein großes Genrebild; „Das letzte Kleinod", 1858 in Berlin ausgestellt. Ein Antiquitätenhändler betrachtet mit prüfendem Blicke den Ring, den ihm eine greise Wittwe zum Kaufe anbietet. Sie steht hochaufgerichtet da, geführt von einem schönen blonden Mädchen, das sich, selbst der Stütze bedürftig, an die Großmutter schmiegt. Aber eine Stütze wird ihr nicht lange mehr fehlen, das sagt uns der feurige Blick des jungen Mannes, der eben in das Gewölbe getreten ist, um eine alterthümliche Waffe zu kaufen, und dem — wie es scheint — bei dem Handel sein Herz abhanden kommt. Hier also, in dem ersten Bilde der Künstlerin, schon derselbe Zug, der in der „Neuen Erzieherin" unverkennbar ist: eine Geschichte und eine Tendenz. Die Tendenz, die von Bild zu Bild klarer hervortritt, ist eine sociale: das Gegeneinanderstellen der gleichsam angeborenen Gaben des Glücks und des Unglücks, der Armuth und des Reichthums, die beide in ihrer Art unverdient sind und daher wie von selbst den Gedanken des Beschauers auf die Kraft lenken, welche zwischen beiden auszugleichen bestimmt scheint: die Arbeit! Die schöpferische Phantasie, mit welcher die Künstlerin diesem ganz modernen Gedanken in den mannichfachsten Scenen lebendigen und deutungsreichen Ausdruck zu geben wußte, hat ihr, nicht mit Unrecht, den Beinamen einer „Novellistin der Farbe" verschafft. Gleich dieses erste größere Bild besaß übrigens einen außerordentlichen Reiz der Farben, deren gedämpfte Töne an alte niederländische Meister erinnerten.

Die Jahre nach dem pariser Aufenthalt sind durch reges Schaffen ausgefüllt und es entstanden zunächst die „Deutschen Auswanderer", ausgestellt 1860 und von Sr. Majestät dem König von Preußen angekauft. Dieses Gemälde zeichnet sich durch eine ganz besondere lebendige Composition und bei großem Figurenreichthum dennoch durch die feinste Individualisirung der einzelnen Köpfe aus. Der sonngebräunte Bauer in der Mitte des Nachens, sein schönes Weib mit dem Säugling im Arme bilden den Mittelpunkt der Composition; um sie her gruppiren sich die verschiedenartigsten Gestalten, Greise, spielende Kinder und ein junger Handwerksbursch, der die Mütze zum Abschiedsgruße schwenkt, — ein europamüder Wanderer, vielleicht politischer Flüchtling, mit scharfgeschnittenem Profil; alle Gesichter belebt von der Hoffnung auf ein fernes schimmerndes Glück, das ihnen im Goldlande jenseits des Oceans mühelos in den Schooß fallen soll. — Diesem Bilde folgte 1862 ein anderes großes, welches uns eine Scene aus „Wahrheit und Dichtung" zeigt: eine Kindergesellschaft im Costüm des vorigen Jahrhunderts, im Freien, unter einem großen Baum versammelt und der Erzählung eines Knabens lauschend, dessen kindliche Züge schon jenen Ausdruck geistiger Herrschaft tragen, der später die olympische Stirn des Dichterfürsten von Weimar verklären sollte.

Nach Vollendung dieses Bildes erfüllte sich endlich der Künstlerin der lange gehegte Wunsch: Italien zu sehen. Sie verweilte dort, abwechselnd in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, bis 1864; und welche lebendige Eindrücke sie in dem Lande Rafael's und Tizian's empfangen, haben ihre nächsten Bilder, Scenen aus dem italienischen Volksleben, gezeigt. Dennoch ist das Naturell der Künstlerin ein so durchaus deutsches, daß es sich jenem fremdartigen Stoffe nicht recht anschmiegte; und in dieser Erkenntniß kehrte sie mit der „Neuen Erzieherin" zu dem Gebiet, auf welches ihr Talent sie hinweist, und zu der ihr eigenthümlichen Art zurück, das Leben malerisch aufzufassen. Auch das neue, für die nächste Kunstausstellung (Herbst 1870) bestimmte Bild, welches Frl.

Volkmar auf der Staffelei hat, gehört denselben Anschauungskreisen an, welche den Werken der Künstlerin zugleich etwas Eigenthümliches geben und ihre Wirkung auf das Publicum zum guten Theil erklären. Sowol ihre großen Bilder, die wir genannt haben, als auch die meisten der kleineren, die sich daran schließen: strickende und spinnende Mädchen, Verkäuferinnen aller Art — Kinder, die spielen, lernen, ihre Strafe abbüßen: alle haben diesen gemeinsamen Zug, erstens, daß sie einen Inhalt besitzen und zweitens, daß die malerische Technik, trotz ihrer Vollendung, sich niemals auf Kosten dieses Inhalts breit macht. Die Kunst ist hier, was sie immer sein soll: Trägerin und Vermittlerin von Ideen, und eine Grundidee, tendenziös wenn man will, tritt uns vor Allem bei Anblick dieses Bildes entgegen, diejenige nämlich: daß nur die Arbeit zum Leben berechtigt, daß sie allein dem Leben Werth verleiht. Diese philanthropische, echt menschliche Lehre liegt all' ihren Werken zu Grunde und läßt den Beschauer selbst aus den darin zur Erscheinung gebrachten Conflicten eine Art von Beruhigung schöpfen. Ob die Künstlerin uns den edlen Stolz der Armuth, die Würde der fleißigen Arbeiterin gegenüber der müßigen vornehmen Dame vorführt; ob sie die Macht des Genius schon aus Kinderaugen leuchten, auf Kinderseelen wirken läßt; ob ihre „Auswanderer" lehren, wie thöricht es ist, unter einem andern Himmel das Glück zu suchen, daß der Sterbliche hienieden nur im Schweiße seines Angesichtes ernten soll: immer wieder begegnen wir demselben Gedanken, der sich wie ein rother Faden durch alle ihre Kunstschöpfungen zieht, der ihrem eignen Leben die entscheidende Richtung gab und sie, die nicht mit Sorge um ihre Existenz zu kämpfen hatte, zur Selbstständigkeit, zur Wahl eines Berufes bestimmt hat. Dieser Gedanke verleiht ihren Bildern eine gewisse demokratische Tendenz; sie sind hervorgegangen aus dem Geiste, der unser Jahrhundert erfüllt, der sich in politischen und socialen Bewegungen ausspricht, und der daher, wo er sich künstlerisch ausdrückt, sei es im Bild oder Roman, auf ein ganz unmittelbares Verständniß rechnen darf.

---

# Büchertisch des Salon.

Im goldenen Zeitalter. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. (Hannover, Karl Rümpler. 1870. 4 Bde.)

„Hienieden ist Alles Traum und Symbol; das sollte nicht nur der Wahlspruch der Religion, sondern auch derjenige der Kunst sein." Wir möchten dieses Wort, welches der Verfasser vorliegenden Romans eine seiner anmuthigsten und idealsten Frauengestalten, die Gräfin Renata, sagen läßt, auf das Werk selber anwenden. Es ist im edelsten Sinne symbolisch. Das goldene Zeitalter ist das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, das Josephinische, welches in dem Ausbruch der französischen Revolution, dem Erwachen des Menschengeistes zur Freiheit und der trotzigen Rückforderung der Menschenrechte seine furchtbare Bestätigung fand. Mitten in dem Glanz und der Schönheit des goldenen Zeitalters hört man zuweilen schon das dumpfe Grollen des aufsteigenden Gewitters — aus den düsteren Prophezeiungen des Grafen Jocelyn de Rochefort, der mit Irrsinn im Blick und dem Degen in der Faust die Schande eines Kindes aus dem Volke an dessen noblem Verführer rächt; aus dem Lachen der Dubarri, welche, kaum zwanzig Jahre später, winselnd um ihr Leben, zur Guillotine geschleppt wurde; aus dem Murmeln des Volks, welches, hinter die Gitter gedrängt, zusieht, wie sich unter den bunten Lampions, in den Lichteralleen des Trianon der Hof von Versailles vergnügt. Aber noch hält der holde Liebesscherz, der fröhliche Reigen den dunklen Abgrund gebunden; hart am Rande der gefährlichen Tiefe gaukeln Amoretten und der Abglanz des goldenen Zeitalters färbt ihre rosigen Schwingen. Der Leser empfindet überall diesen gewaltigen Gegensatz zwischen den Illusionen, in denen die besten der Menschen sich wiegen, und dem unerbittlichen Schicksalsspruch, der Wucht des Verhängnisses, welches sie erreichen und Alle zusammen hinabreißen wird. Denn nicht mit Liebesgetändel und geistreicher Conversation werden die großen Fragen der Menschheit gelöst; und ein tiefer Zug des Schmerzes geht auch hier schon durch das zärtliche Geflüster der Liebenden, die heiteren Weisen der Festgenossen, den wilden Jubel des Bacchanals — ein tiefes, unaussprechliches Sehnen. Alle tragen ein unendliches Verlangen nach der Zukunft; aber sie wissen nicht, daß diese mit rauher Hand die Thore des Palastes aufstoßen und die adeligen Schwärmer auf das Schaffot dicht davor zerren wird . . . Mit einer Seele voll Sympathie für die Menschheit mußten sie dennoch die ersten Opfer der neuen Lehre werden. Träumend gehen sie ihrem Loos entgegen; welch' ein Erwachen, als an jenem trüben Januarmorgen des Jahres 1793 unter dem fallenden Beil das Haupt eines Königs in den Staub rollte! — Dennoch war es das goldene Zeitalter; die flammenden Morgenwölkchen von damals, für einen schrecklichen Augenblick von dem dunkel heraufsteigenden Wetter verdeckt, haben sich zu der ruhigen Klarheit des Tages entwickelt, in welcher wir leben und arbeiten; und seine Sehnsucht, die nach einem Ausdruck rang, nach einem Mittel suchte und es im Luftballon zu finden meinte, hat in den

submarinen Kabeln unsers Jahrhunderts, in den Schienensträngen, welche Continente, in den Canälen, welche Meere mit einander verbinden, ihre Befriedigung gefunden.

Wir haben in dem Bisherigen die Stimmung des Romans anzudeuten versucht — die Stimmung des unbegrenzten Hoffens und Sehnens, welche die Periode charakterisirt und Frenzel treu wiederzuspiegeln verstanden hat. Es entspricht der Natur dieses Werkes, welches aus seinem innersten Wesen heraus vorwiegend romantisch angelegt scheint, daß die Fäden der Erzählung oft mehr jenen glänzenden, schimmernden Sommerfäden gleichen, welche der Zufall des Windes und der Sonne gesponnen, als den Geweben von gröberm Stoffe, die für den Alltagsgebrauch berechnet sind. Ein derberes Zugreifen würde vielleicht den Zauber zerstört haben, welcher um die lieblichen Köpfe dieser Frauen, die zukunftsinnenden Stirnen dieser Männer schwebt. Figuren sind es, die in keinem andern Zeitalter leben konnten, als dem goldenen; ihre Costüme nicht nur, sondern auch ihre Gesichter, möchten wir sagen, tragen den Schnitt des Roccoco. Sie bewegen sich anders, als wir; sie wandeln leichter dahin, von einer eigenartigen Grazie getragen, und als Brücken über weite Entfernungen wölben sich oft nur diese feinsten Sympathien der Seele, gleich den Strahlen des Regenbogens, welche zuweilen einen Theil des Horizonts mit dem andern verbinden, über Thäler und Berge hinweg. Die ernste Schönheit von Böhmens Tannenwäldern, in deren grünem Schooß der Roman beginnt — das zwischen lautstimmiger Genußsucht und einem in der Stille wachsenden Ingrimm erregte Paris, auf dessen Boden der bewegteste Theil der Handlung spielt, und endlich Wien, das der friedlichen Lösung der Conflicte seine freundlichen Parks, seine traulichen Straßen und reichen Paläste bietet: dieses Alles verleiht dem Roman Frenzel's den Reiz großer Mannichfaltigkeit. Die Handlung ist fein erfunden, in ihrer Entwicklung sorgfältig durchgeführt und das Ende klingt rein und harmonisch aus. Was wir etwa zu tadeln hätten, ist eine gewisse Nonchalance in der Behandlung vorwiegend wichtiger Momente, wie z. B. des Geheimnisses, welches zwischen dem Kaiser Joseph, der Gräfin Renata und dem Grafen Paul Erbach waltet; oder des mysteriösen Todes von Sophie, der Schwester Blanchard's; oder des Verhältnisses von Corona Thurm zu Rossi. Nicht das Hin- und Herschwanken der Neigung ist unverständlich oder unerklärlich; allein wir hätten gewünscht, daß der Dichter mehr daraus gemacht, es energischer erfaßt hätte, wenngleich wir wol wissen, daß dieses Irren der Seelen zu einander und von einander ein charakteristischer Zug für jene Epoche des Ringens war, die, wie in allen Dingen, so auch in der Liebe, von einem Durst nach dem Unbekannten getrieben ward. — Als Centralfigur, in die Schicksale der Uebrigen eingreifend, ohne von ihnen berührt zu werden, erscheint Kaiser Joseph — mit der ganzen Liebenswürdigkeit gezeichnet, welche diesem philanthropischen und philosophischen Fürsten eigen war. Um ihn gruppirt sich eine reiche Fülle von typischen Erscheinungen — anmuthige Frauen, fromme Schwärmerinnen, die Einen, voll Lebenslust und Koketterie die Anderen — feingebildete Hofleute mit einem Anflug schon der neuen Zeit — Einer der gewinnendsten unter ihnen Graf Erbach, der Freund des Kaisers — ihm gegenüber der trotzige böhmische Adel, die Thurm, die Lobkowitz, die sich nur grollend dem Neuerer beugen — der Clerus in all' seinen Formen, von dem geistvollen Ex-Jesuiten Pater Rothhahn bis hinab zu dem grobfanatischen Dorfpfarrer Haslick —

dann der Sectirer Mrakotin, der von den Flammen eines zusammenbrechenden Tanzsaals umlodert stirbt, und die düstere, höchst effectvolle Gestalt des böhmischen Bauern Zdenko, den die Vision der „weißen Jungfrau" in sein Verderben lockt ... Man kann sagen, daß das Licht einer neuen Zeit auf den Blättern dieses Buches schimmere, und doch auch wieder Etwas wie Melancholie. Wol schließen die Herzen Frieden — Renata findet zurück zu dem geliebten Mann, Corona vermählt sich der Kunst und Hedwig gewinnt Sicherheit und Ruhe an der Hand des wackern Brandenburgers — aber dennoch bleibt ein Ungelöstes zurück, das nicht ihnen, sondern der Menschheit gehört. „In unendlicher Weite lag die Welt vor ihnen; nicht nur von Paris nach Wien, über den Ocean nach Amerika hin und her wirkten die unsichtbaren Ströme; Anschauungen und Meinungen, Bestrebungen und Schicksale kamen und gingen, wie auf den Strahlen des Lichtes. Wie groß und wunderbar mußte die Zukunft sein, der es bestimmt war, diese Vereinigung der Welt und der Menschheit zu einem Ganzen zu fördern und zu vollenden!" ... Was das goldene Zeitalter geträumt, hat das unsere zum Theil vollendet, wiewol wir es nur das eiserne nennen können: denn von Eisen sind die Schienen, welche die Grenzen der Welt aneinandergerückt, von Eisen das Kabel, das durch die Meere hin die alte Welt mit der neuen verkettet, von Eisen endlich war das Schwert, welches den Antagonismus löste, der damals schon schwer auf Deutschland, auf Preußen nicht minder, als auf Oesterreich lastete. Von einer symbolischen Bedeutung sind hier wieder die Worte, welche Frenzel seinem Kaiser in den Mund legt, indem er ihn ausrufen läßt: „Welch eine Arbeit, hier eine Staatseinheit zu gründen, die Mittelmacht Europa's zwischen Osten und Westen! Wird ein Menschenleben dazu ausreichen?" — Es ist die Arbeit, an der wir die Gegenwart thätig sehen — und möge sie ihr gelingen! Möge das schöne Reich an der Donau innerlich erstarken und das eiserne Zeitalter in Frieden vollbringen, was in weiter, traumhafter Ferne das goldene vorhersah! Das Werk Frenzel's ist das Werk eines freiheitliebenden, menschenfreundlichen Geistes; es erfüllt uns mit inniger Theilnahme für die Kämpfe der Vergangenheit und mit Begeisterung für die Arbeit, die der Tag von uns verlangt. Es redet zu uns in einer edlen und eindringlichen Sprache; und indem es uns ermuntert, einen Jeden von uns, freudig mitzuschaffen an der Aufgabe der Zeit, deutet es zugleich hin auf Das, was über dieser und jeder Zeit im lichten Aether der Ideen thront: die Schönheit, die Poesie!

---

# Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

## An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Februar 1870.

Ich fühle mich in einer gewissen weihevollen Stimmung, lieber Freund. Ich schreibe heute meinen zwölften Brief an Sie, und als guter Deutscher habe ich natürlich diese Gelegenheit zu einer kleinen Jubiläumsfeier nicht vorübergehen lassen. Den Gedanken, mich bejubelfeiern zu lassen, verdanke ich wiederum dem ausgezeichneten Epiker Prof. Johannes Minckwitz, der neulich auch den fünfundzwanzigjährigen Bezug seiner preußischen Pension mit allem durch die Umstände gebotenen Pomp feierlich begangen hat. Auf Organisation eines Fackelzugs hat er diesmal in hochherziger Weise verzichtet: Quod licet Jo-hanni, sagte ich mir, das licet unter Umständen auch urbano-parvulo, wie mich mein Freund Cicero zu nennen pflegt. Ich faßte also den Beschluß, das denkwürdige Datum meines zwölften „Harmlosen" zu jubiliren und traf alle Vorkehrungen, um mich überraschen zu lassen.

Sie wissen doch, wie man das macht?

Drei oder vier Wochen vor dem Jubiläum, das man feiern will, erzählt man Abends im Club ganz beiläufig, daß nächstens der Jahrestag eines denkwürdigen Ereignisses kommen werde. „Wie ich höre", setzt man mit überlegener Miene hinzu „haben übergefällige Freunde in der Residenz, auf deren Stimmen in maßgebenden Kreisen einiges Gewicht gelegt wird, den merkwürdigen Plan gefaßt, mir bei der Gelegenheit einen Orden zu verschaffen. Ich habe natürlich sofort nach Berlin geschrieben, daß ich auf dergleichen Aeußerlichkeiten nicht den mindesten Werth legte und allen Ernstes darum bitten müsse, mich nicht in die Verlegenheit zu setzen, den Orden anzunehmen. Denn das Zurückschicken von Orden halte ich für noch thörichter und renommistischer, als das Prahlen damit. Aber wie es scheint, hat man sich förmlich darauf erpicht, mich zu decoriren. Die Geschichte ist mir wirklich höchst fatal. Was noch geschehen kann, um die Sache rückgängig zu machen, das wird geschehen."

In der Gesellschaft, in welcher man diese Geschichte erzählt, befindet sich gewöhnlich ein Dummer, der darauf irgend etwas erwiedert; was er erwiedert, ist ganz gleichgültig. Sagt er z. B.: „Also nächstens begehen Sie den Jahrestag . . . ", so unterbricht man ihn hastig und sagt: „Ich durchschaue Euch! Ihr habt am Ende auch den unglücklichen Gedanken, hier eine jener curiosen „Jubelfeiern" zu veranstalten (bei dem Worte „Jubelfeier" wird ironisch gelächelt), die mir so verhaßt sind und so lächerlich vorkommen, wie nichts auf der Welt. Aber ich bitte Euch herzlich, thut mir die Liebe und laßt mich ungeschoren."

„Beruhigen Sie sich", erwiedert der Dumme. „Wir haben gar nicht daran gedacht . . ."

„Papperlapapp", fällt man ihm in die Rede. „Ich bin besser unterrichtet, als Sie glauben. Und gerade Sie, der Sie jetzt den Naiven spielen, gerade Sie haben die Sache angeregt . . ."

„Aber ich versichere Sie, es ist mir nicht im Traume eingef. ."

„Gerade Sie sind der Hauptmissethäter! Ob Sie das nun ableugnen oder nicht, ist einerlei. Ich weiß es. Ich weiß überhaupt mehr, als Sie ahnen. Ich kenne sogar schon die Einzelheiten Ihres Programms. Also geben Sie sich keine vergebliche Mühe, Ihre Unschuld zu betheuern. Du lieber Gott, die Sache ist ja auch gar nicht so ungewöhnlich. Mir wäre es nur lieber, wenn sie ganz unterblieben wäre. Im Uebrigen kann ich mir allerdings sagen, daß, wenn man einmal auf dem Standpunct des Festefeierns steht, dasjenige, welches Ihr jetzt vorbereitet, nicht alberner ist, als die andern. Ich will nicht gerade behaupten, daß ich große Verdienste gehabt hätte — das sei fern von mir! — aber ich habe Glück gehabt, und wenn ich auf meine Wirksamkeit zurückblicke, so kann ich mich einiger wirklicher Erfolge rühmen. Nun, lieben Freunde, après tout: man ist Mensch. Und wenn man sieht, daß man für jahrelanges, stilles, gedeihliches Wirken schließlich öffentliche Anerkennung findet, die aus dem Herzen des Volkes selbst hervorwächst, nun, so freut man sich darüber, ob man auch dem ganzen Anfeierungsdusel abhold ist. Und deswegen sage ich Euch ganz offen: ja, es hat mich gefreut, daß Ihr mir zu meinem Jubiläum eine kleine Feier veranstalten wollt, obwol es meinem Geschmack mehr zugesagt haben würde, wenn die Feier sich auf eine einfache Gratulation von Seiten meiner intimsten Freunde beschränkt hätte. Da Ihr's aber anders beschlossen habt, nun so füge ich mich; verhindern kann ich's ja so wie so nicht. Gute Nacht!"

Man verläßt den Club. Am Stammtisch werden lange Gesichter gemacht. Alle Welt fällt über den Dummen her, der vergeblich betheuert, daß er von dem bevorstehenden Feste heute Abend zum erstenmal habe sprechen hören. „Etwas muß doch daran sein", sagen die Weisen. „Sie mischen sich auch in Alles." Nach einigen mehr oder minder lebhaften Discussionen einigt man sich darüber, daß man den Gedenktag allerdings feiern müsse, schon deswegen, weil man dem Jubilar keine Enttäuschung bereiten wolle. Uebrigens habe er's auch verdient 2c. 2c.

So ist die Grundlage zum Jubiläum gelegt. Jetzt handelt es sich darum, die Einzelheiten der Ausführung festzustellen. Auch dieser Mühe werden die Veranstalter überhoben. Denn einige Tage später bringt man im Club wiederum ganz zufällig das Gespräch auf den bevorstehenden Ehrentag und spricht sich bei der Gelegenheit in folgender Weise darüber aus: „Aber, Kinder, macht doch kein dummes Zeug. Es kommen mir Dinge zu Ohren, die mir schlecht gefallen! Sehr schlecht! Ihr werdet mir und Euch selbst noch den Spaß verderben. Ich versichere Euch, daß, wenn Ihr bei Eurem Projecte beharrt, den ganzen Tag jubelfeiern zu wollen, ich am Vorabend mich heimlich aus dem Staube mache. Alles, was recht ist!"

Verwunderung im Freundeskreise. Der Dumme, der nie fehlt, fragt ganz arglos, worüber man sich denn eigentlich beschwere. Dies giebt zu den folgenden Aufschlüssen Veranlassung:

„Kinder, ich weiß Alles. Ich verkenne Euren guten Willen nicht, aber Ihr erweist mir wirklich keinen Gefallen damit: Zuviel ist ungesund! Ich hatte mir die Geschichte so einfach wie nur irgend möglich gedacht, also vielleicht ein Bankettchen mit einer Ansprache, auf die ich einige Worte erwiedert haben würde, und, wenn Ihr noch ein Uebriges hättet thun wollen, allenfalls noch eine Adresse oder dergleichen. Das würde meinen Wünschen am meisten entsprochen haben. Aber Morgenständchen, Festbankett und Ehren-

becher, Festvorstellung und was Ihr sonst noch ausgeheckt habt — Kinder, das ist wahrhaftig zu viel! Mit dem Ständchen will ich mich allenfalls noch einverstanden erklären — meine Frau ist eine Musiknärrin — aber ein werthvolles Festgeschenk? — Kinder, ich finde es wirklich nicht in der Ordnung! Im Uebrigen müßt Ihr selbst am besten wissen, was Ihr zu thun und zu lassen habt. Ich kann Euch keine Vorschriften machen. Aber gegen Eines verwahre ich mich entschieden! Keine Festvorstellung, ich bitte Euch! Keine Apotheose mit bengalischer Beleuchtung. Das ist geradezu albern."

Somit ist man also auch über das Programm in's Klare gekommen: Vormittags Ständchen mit Ansprache. Dann Festbankett. Ueberreichung des Ehrenbechers mit Ansprache. Dankerfüllte Erwiederung des Gefeierten.

Nun sind blos noch zwei Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen: telegraphische Beglückwünschungen des entzückten Auslandes; Berichterstattung in den öffentlichen Blättern. Beides ist sehr einfach zu erzielen. An sämmtliche Freunde 2c. schreibt man vier oder fünf Tage vor dem Jubiläum neben vielem Andern das Folgende: „Du weißt, daß ich ein abgesagter Feind des Festschwindels bin; gleichwol habe ich mich dem Bankett, das zu meinem zehnjährigen XX-Tage veranstaltet worden ist, beim besten Willen nicht entziehen können. Es hat mich Mühe genug gekostet, die Geschichte auf das bescheidenste Maß zu beschränken. Mir graut schon vor der Fluth von Depeschen, mit der man mich als „würdigen Jubilar" überschwemmen wird. Kämen die Glückwünsche nur von wirklichen Freunden, die mir so nahe stehen wie Du, so ließe sich nichts dagegen sagen. Aber auf die Gratulirung von Hinz und Kunz danken zu müssen, das ist wahrlich kein Vergnügen. Herzlichen Gruß! Um stilles Beileid bittet Dein

Jubelgreis."

„Nachschrift. Solltest Du wirklich den verrückten Einfall haben, mich telegraphisch zu becomplimentiren (ich dispensire Dich herzlich gern davon und nehme die Absicht für die That), nun dann wenigstens keine Verse!!

Der Obige."

Das verfehlt seine Wirkung nie! Die Freunde notiren sich den Fall, und am Jubeltage treffen Telegramme aus aller Herren Ländern ein. — —

Am Vorabend des verhängnißvollen Tages erscheint der Held wie gewöhnlich im Club. Im Laufe des Gesprächs erzählt er, daß er, um einige alte Geschichten zu arrangiren, wahrscheinlich morgen verreisen werde.

„Wundert Euch also nicht, wenn ich während der nächsten Tage am Stammtische fehle."

„Morgen?" wiederholt der Dumme mit Betonung und wechselt mit den anderen Stammgästen verwunderte Blicke. „Morgen?"

„Nun ja, morgen! Was ist denn daran so merkwürdig?" versetzt man mit vollkommener Gleichgültigkeit.

„Sie wissen doch ... morgen ist ... Ihre Freunde hatten auf das Vergnügen gerechnet ..."

„Ach so!!" replicirt man und schüttelt lächelnd den Kopf. „Jetzt fällt's mir ein, mein Jubiläum! Habt Ihr denn keine Vernunft angenommen? Ich hatte Euch doch so herzlich gebeten, die ganze Geschichte zu unterlassen. — Ihr seid wirklich unverbesserlich!"

„Also abgemacht: Sie verreisen nicht?"

„Ich will's mir überlegen."

„Nichts da! Hier eingeschlagen! Sie verreisen nicht, die Hand darauf."

Man zögert. Der Dumme hält die Hand entgegen. Nach einer Kunstpause fügt man sich gutmüthig lächelnd in das Unvermeidliche.

„Kinder, ich bin schwächer, als ich selbst geglaubt habe. Aber um Eines bitte ich noch: sorgt wenigstens dafür, daß kein Wort darüber in die Zeitungen kommt! — Ihr habt doch nicht etwa den Redacteur des „Anzeigers" eingeladen?"

„Bewahre. Darüber können Sie ganz beruhigt sein."

„Ich befürchte nur, daß am Ende doch eine Notiz in den „Anzeiger" aufgenommen wird. Hier passirt ja so wenig, und die Reporter jagen förmlich nach Allem, was ungefähr so aussieht, wie eine Nachricht. Ich bin fest überzeugt, daß sich der Redacteur des „Anzeigers" die von Euch veranstaltete Feierlichkeit nicht entgehen lassen wird; er wird darüber berichten und natürlich tactlos und ungenau. Denn erstens wird er verdrießlich sein, daß er nicht zu dem Feste geladen ist und zweitens wird er auch beim besten Willen keinen guten, vollständigen Bericht liefern können, da seine ganze Weisheit auf Hörensagen beruht. Das ist wirklich eine verteufelte Geschichte. Schließlich läßt sich auch die Oeffentlichkeit nicht ganz umgehen . . . Ich werde an ihn schreiben, werde ihn bitten . . . Hm, hm. Ich befürchte nur, es wird wenig nützen . . . Was ist da zu machen? . . . Nun, im Grunde genommen ist das Eure Sache. Gute Nacht."

„Also, Sie verreisen nicht?"

„Nein, Ihr Quälgeister! Gute Nacht!"

Sobald der Brave den Club verlassen hat, stecken die Freunde die Köpfe zusammen. Der Dumme ergreift wie gewöhnlich das Wort: „Der Vertreter der Presse muß unbedingt geladen werden."

„Das versteht sich", stimmen die Andern bei; „dafür hätten Sie nur früher sorgen sollen!"

„Ja, wer kann an Alles denken! Ich werde ihm selbst morgen in aller Frühe die Einladung überbringen."

„Uebrigens ist unser Freund doch wirklich von einer rührenden Bescheidenheit!"

„Ob er wol morgen einen Orden bekommen wird?"

„Ich glaube es nicht. Er hat wenigstens Alles gethan, was in seinen Kräften steht, um dieser Auszeichnung zu entgehen; das weiß ich aus bester Quelle!"

„Ja, wenn er allein zu bestimmen gehabt hätte, so wäre womöglich die ganze Feier unterblieben. Es war doch ein guter Gedanke von uns, die Sache hier anzuregen."

„Wie so von „uns"? Von mir", versetzt der Dumme. „Die Anregung ist von mir gegeben worden, wenn ich bitten darf."

„Gleichviel; an unserm Tische ist der Plan gefaßt und die Ausführung bestimmt worden. Wird unser Freund morgen Augen machen, wenn er durch ein Ständchen geweckt wird! Er hat keine Ahnung davon."

„Und der Pokal erst! Am Ende wär's doch besser gewesen, wir hätten ihn darauf vorbereitet. Vielleicht nimmt er die Sache schief. Und er hat sich ja alle Festgeschenke ausdrücklich verbeten."

„Das hat er."

So schwatzen die guten Leute. Allesammt leben in dem Wahn, daß sie die Feier ausgeheckt, das Programm festgestellt, die Geschenke bestimmt haben,

allesammt sind der festen Ueberzeugung, daß der Jubilar höchlich überrascht sein wird und alle Welt ist zufriedengestellt. Die Feier verläuft in vorgeschriebener Weise und Tags darauf bringt das Localblatt den folgenden Artikel, zu welchem der Jubilar selbst, um Irrthümern vorzubeugen, dem Redacteur das Material geliefert hat:

„Gestern feierte unsere Stadt ein ebenso sinniges wie glänzendes Fest. Es galt unserm hochverehrten Mitbürger XX., der seit zehn Jahren in unserer Stadt sein schwieriges Amt in segensreichster Weise verwaltet, für die schönen Erfolge, welche er erzielt hat, den Tribut öffentlicher Dankbarkeit darzubringen. Vergeblich hatte der Jubilar sich alle Festlichkeiten verbeten — wir wissen aus guter Quelle, daß er sich denselben durch eine Reise entziehen wollte und daß es großer Anstrengungen bedurfte, um ihn zu bewegen, an den veranstalteten Festlichkeiten theilzunehmen — das Fest, welches im edelsten Sinne des Wortes ein populäres war, hatte in allen Schichten unserer wackern Bürgerschaft solchen Anklang gefunden, daß es gegen den ausgesprochenen Wunsch des Gefeierten doch stattfinden mußte. Schon in aller Frühe weckten die Klänge des Liedes „Fein Liebchen unter dem Rebendach", welches von unserer trefflichen Liedertafel meisterlich executirt wurde, den Jubilar aus süßem Schlummer. Sichtlich überrascht und gerührt dankte derselbe. Mittags vereinigte ein feierliches Bankett den Kern unserer Bürgerschaft in dem festlich geschmückten Saal des „Casino". Der Herr Stadtverordnetenvorsteher hob in gediegener Rede die großen Verdienste des Gefeierten hervor und überreichte ihm, unter tausendstimmigen Hochs, welche das städtische Orchester mit einem dreimaligen Tusch begleitete, den künstlich ciselirten Ehrenpokal — ein Meisterstück aus dem Atelier unsers wackern Goldarbeiters Müller. Sichtlich überrascht und gerührt dankte der Gefeierte in schwungvoller Rede, welche auf den Kern der Bürgerschaft einen überwältigenden Eindruck hervorrief. Toaste ernster und launiger Art würzten das treffliche Mahl, zu welchem unsers wackern Schulze Küche und Keller alles Erdenkliche geliefert hatten. Von Nah und Fern liefen während des Essens telegraphische Glückwünsche ein, welche laut verlesen wurden und wegen ihrer meist humoristischen Fassung auf den Kern der Bürgerschaft einen wahrhaft überwältigenden Eindruck hervorriefen. Ein Beweis, welchen Ansehns sich unser verehrter Mitbürger auch außerhalb des Weichbildes unserer Stadt zu erfreuen hat. Erst in vorgerückter Stunde trennte sich der Kern der Bürgerschaft. Möge ꝛc. möge ꝛc. möge ꝛc.! Das walte Gott!"

Halten Sie die Schilderung für übertrieben? Dann fragen Sie einmal August Silberstein in Wien, wie er zu seinem Orden gekommen ist. Fragen Sie einmal — oder fragen Sie lieber nicht, lieber Freund. Ich will keine Illusionen vernichten helfen, das wissen Sie. Im Gegentheil, ich finde, daß jeder Schriftsteller die Pflicht hat, selbige zu hegen und zu pflegen: ich verkünde allüberall, daß Theaterdirectoren Wort halten; daß Kritiker nie über Stücke, Romane oder Kunstwerke schreiben, die sie nicht ganz genau kennen; daß von hoher Obrigkeit proclamirter Wohlthätigkeitssinn fern ist allem unlautern Reclamengetriebe; daß die Theebuden sicherlich die Lösung der socialen Frage herbeizuführen bestimmt sind; daß die Zeitungen zur Klärung und Bereicherung der deutschen Sprache viel beitragen; daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich sind; daß es ganz gleichgültig ist, ob der Sohn eines großen Mannes mit einer Steilquart abgeführt, oder ob dem hoffnungsvollen Sprossen eines beliebigen Particuliers die Nase abgehauen wird.

Und da wir gerade vom Duell sprechen, werden Sie einem fanatischen Verehrer des Knüppelcomments einige Worte gestatten. Wenn absolut auf den Universitäten losgegangen werden soll, so stimme ich wenigstens dafür, daß von Seiten des akademischen Senats erstens: die Duelle strengstens verboten; zweitens: die Modalitäten des Duells, wenn es dennoch stattfinden sollte, ganz genau festgestellt werden, denn man muß logisch sein. Deshalb hat mich auch der Anschlag am Schwarzen Brett der Bonner Fridericia Guilelmia geradezu entzückt. Es sind wirklich anmuthige Schäker, diese Bonner illustrissimi. Nur ein oberflächlicher Mensch kann der Ansicht sein, daß ihr Proclama in Betreff des Duells lebhaft an die Stilübung des Berliner Weißbierwirthes erinnere: „Es ist verboten, Hunde mitzubringen. Den Hunden darf im Local der Maulkorb nicht abgenommen werden. Die Herren Hundebesitzer müssen auf Verlangen der Gäste ihre Hunde festbinden &c."; der tiefer Blickende wird darin nur die Aeußerung einer auf gründlicher philosophischen Grundlage beruhenden Menschenkenntniß sehen.

Von dem Verbote, Hunde mitzubringen bis zum neuen Syllabus ist nur Ein Schritt. Die einundzwanzig Kanonesschläge, welche die Gewalt, gegen die Götter selbst vergeblich kämpfen, in die Welt gedonnert hat, haben auf mich einen gewaltigen Eindruck gemacht. Ich kann nämlich das Verfluchen nicht vertragen. C'est plus fort que moi. Im Uebrigen finde ich allerdings, daß die Verfluchungen einem längst gefühlten Bedürfniß entsprechen, und ich bin auf die Fortsetzung ziemlich gespannt. Der Anfang ist vielversprechend. Mir gefallen namentlich die folgenden Sätze: „Kanon V: So Einer sagt: die Menschen können durch die Ausübung einer jeden Religion selig werden — der sei verflucht." „Kanon XIII. So Einer sagt: die wahre Kirche Christi, außerhalb derer Niemand selig werden kann, sei eine andere als die Eine heilige katholische und römisch apostolische — der sei verflucht." „Kanon XIX. So Einer sagt: in dem Gesetze des politischen Staats oder in der öffentlichen Meinung der Menschen sei die oberste Gewissensnorm für öffentliche und sociale Handlungen — der sei verflucht." Auch die anderen Flüche sind recht hübsch.

Ein römischer Freund schreibt mir, daß die noch folgenden Kanones noch hübscher sein sollen. Er theilt mir nachstehende Sätze mit, die ohne Zweifel die Billigung des Concils finden werden.

Kanon XXII. So Einer sagt: das Kloster in Moabit war für die Bildung und Gesittung der rauhen Berliner nicht gerade absolut nothwendig — der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXIII. So Einer sagt: es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Barbara Ubryk nicht in ein finsteres Loch gesperrt wäre — der ist ein verfluchter Kerl..

Kanon XXIV. So Einer sagt: Der Dominicaner-Prior in Düsseldorf hat sich gewisse Vertraulichkeiten erlaubt, welche die Grenze des Statthaften möglicherweise überschreiten — der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXV. So Einer mit Lessing sagt:

„Man untersucht, man zankt,
„Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
„Erweislich; — fast so unerweislich als
„Uns itzt — der rechte Glaube."

— der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXVI. So Einer mit Schiller sagt: „Sie bringen dem Gott

der Liebe Menschenopfer, wie einem feuerarmigen Moloch", oder: „Sie predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg" — der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXVII. So Einer mit Goethe sagt:

„Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen;
„Deshalb verbrennt man Atheisten,
„Weil solche Reden höchst gefährlich sind"

oder: „Es ist die ganze Kirchengeschichte ein Mischmasch von Irrthum und Gewalt" — der ist ein verfluchter Kerl.

— Welch' ein Schauspiel! Aus allen Ländern der Welt kommen die Abgesandten in der ewigen Roma zusammen. Erfahrene, hochgebildete, würdige Männer, welche dem umfassenden Wissen, der strengen Rechtlichkeit ihre hervorragende Stellung verdanken. Sie Alle kennen die Leiden des Volks, sie kennen die Folgen des vererbten Aberglaubens, sie sehen, müssen sehen die Segnungen der modernen Bildung, der siegreichen Aufklärung. Eine glänzende, großartige Versammlung, wie nur irgend eine dazu angethan, um die Wohlfahrt der Menschheit durch weisen Rath zu fördern. Welch' ein Schauspiel!

Aber ach! ein Schauspiel nur!

Was kümmert das Concil das leibliche Wohl und das Wehe der Millionen? Es hat sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. Die Frage, ob einem Menschen eine übermenschliche Eigenschaft dogmatisch zu vindiciren, die Normen, unter welchen das Menschengeschlecht rubrikmäßig zu verfluchen sei — deswegen hat man Intelligenzen aus aller Herren Ländern aufgeboten. Das verlohnt doch noch der Mühe. Nun, Ihr würdigen Herren infallibilisirt und anathemisirt nur tapfer drauf los. Die Scheiterhaufen lodern heutzutage nur noch in den Köpfen, die mit Stroh gefüllt sind. Eine mildere und lustigere Zeit ist gekommen, eine Zeit, die viel mehr weiß und etwas weniger glaubt, als Euch lieb ist, die sich vor Theaterblitzen nicht fürchtet, über große Worte zu unrechter Zeit lächelt, Anachronismen bisweilen interessant, bisweilen herzlich albern findet und dabei heiter und guter Dinge ist.

Und in dieser heitern zeitgemäßen Stimmung sage ich Ihnen, lieber Freund, Lebewohl und auf Wiedersehen — im nächsten Bande.

Der Ihrige.

---

# Im Rauchzimmer.

Ich hatte kürzlich das Vergnügen, mit Dr. Strousberg zusammen eine Cigarre zu rauchen. Die Cigarre war gut, ich kann es Euch versichern, „El Conde de Bismarck, flor fina", wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht. Wenn ich eine gute Cigarre rauche, so bin ich immer in einer nachdenklichen Stimmung; diesmal war ich es mehr, als je. Wir sitzen hier, dachte ich bei mir, in einem wundervoll möblirten Zimmer, welches türkische Teppiche, Krystallkronen und schöne Gemälde hat. Es ist sehr angenehm erwärmt und sehr hell beleuchtet; und nachdem wir gut gegessen und gut getrunken haben, rauchen wir jetzt eine gute Cigarre. Das ist Alles sehr gut, und es fehlt uns an Nichts. Aber draußen — wie sieht es dort aus? Der Nordost heult, es ist eine grimmige Kälte, der Thermometer steht auf fünfzehn Grad unter Null. Es schneidet Einem durch Mark und Bein, nur daran zu denken; und nun die armen Leute, die schwachen Greise, die kranken Frauen, die kleinen Kinder — dieses ganze Heer der Unglücklichen und Leidenden, die dem fast Unerträglichen schutzlos hingegeben sind! Wenn wir einen Gang von einer halben Stunde zu machen haben, so rufen wir schon aus: wenn ich nur erst wieder zu Hause wäre! Und wir haben einen warmen Pelz unterwegs und ein gutes Feuer daheim; aber der arme Mann — mein Gott, er hat kaum die paar Lumpen, um sich nothdürftig zu bedecken, und sein Ofen ist kalt. Und es dauert auch nicht etwa nur eine halbe Stunde, daß ihn friert: sondern Stunde nach Stunde, Tag und Nacht und immerfort; er hat nicht einen wolbesetzten Tisch mit dampfenden Schüsseln oder ein gutes Getränk, um sich zu wärmen — er hat Nichts, Nichts von alle Dem, was in Leiden den Muth giebt, ihnen zu trotzen; er hungert nicht für eine Idee, noch duldet er den grimmigen Frost um einer Hoffnung willen. Er trägt seine Qual wie ein Verurtheilter, willenlos, widerstandslos, empfindungslos zuletzt, bis Alles in ihm erloschen und erstarrt ist, und in seinem Hirn nur noch die Verzweiflung brütet, oder das Verbrechen. Welch' ein Zustand, dachte ich, in welchem durch diese große Stadt zerstreut, in ihren Kellern, in ihren Hinterhäusern, in ihren Höfen Tausende und Abertausende den furchtbaren Kampf um das Dasein kämpfen — ungesehen, ungehört, unbemitleidet! . . . Meine Cigarre war mir unter all' meinen Gedanken ausgegangen und unwillkürlich richtete sich mein Blick auf den Dr. Strousberg. Dieser hatte seine Cigarre nicht ausgehen lassen, sondern rauchte sie ruhig weiter; er saß in der Ecke eines Divans und sprach wenig. Wenn man eine Unterhaltung mit ihm führen wollte, so gab er nur ganz kurze Antworten. Wer weiß, womit er sich in seinem Kopfe beschäftigen mag — mit welchen neuen Speculationen, oder mit welchem neuen Gemälde für seine Sammlung. Dieser Mann, dachte ich, hat achtzehn Millionen in seiner Hand; er hat große Schlösser und ausgedehnte Besitzungen in aller Herren Ländern und er hat mächtige Forsten. Wenn der helfen wollte! Allein diese Herren haben immer so viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun. Und am Ende — was vermag auch der Einzelne gegen dieses allgemeine Uebel der Menschheit, die Armuth und die Noth. Die Rothschilds sind doch eine ganz wohlthätige Familie in ihrer Art und ihre Millionen zählen nach Hunderten; aber man hat von ihnen niemals weder gehört noch verlangt, daß sie mit all' ihren Reichthümern dem Elend einer ganzen Bevölkerung ein Ende machen sollten. Es wird wol auch nicht möglich sein, dachte ich; ein Jeder thut, was er kann. — Der Doctor inzwischen

hatte seine Cigarre geraucht, stand auf und verabschiedete sich von der Gesellschaft. Da es spät geworden, empfahlen sich auch die Uebrigen bald, hüllten sich in ihre warmen Pelze, setzten sich in ihre guten Wagen und fuhren nach Hause, durch eine sternklare Nacht, welche grausam gewesen sein muß für Diejenigen, welche keinen Pelz, keinen Wagen und nicht einmal ein Bett gehabt haben.

Am andern Morgen war das Erste, was mir in dem amtlichen Theil der Zeitung auffiel, eine Bekanntmachung des Polizeipräsidiums, in welcher angezeigt wurde, daß ein ungenannter Mitbürger dieser Stadt fünfhundert Klaftern Holz zur Vertheilung an die Armen überwiesen und zugleich Anordnungen getroffen hätte, denen zufolge fortan 10,800 bedürftige Einwohner täglich dreimal, Morgens, Mittags und Abends, warm gespeist werden sollten, so lange diese ungewöhnliche Winterkälte andauere. Schon am Abend des nämlichen Tages erzählte man sich in ganz Berlin, daß der Ungenannte, welcher es unternommen, auf seine Kosten fast 11,000 Menschen zu erhalten, kein Anderer sei, als Dr. Strousberg. Unter den vermischten Nachrichten derselben Zeitung las ich, daß man dem Herrn Baron von Rothschild im Wiener Nordbahnhof eine Statue gesetzt habe. Es stand nicht dabei, aus welchen Gründen und ich bin auch nicht neugierig, sie zu erfahren; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß dieses Denkmal, welches Dr. Strousberg sich in den Herzen von 10,800 Menschen errichtet hat, mir vorzüglicher scheint und begehrenswerther, als jenes auf dem Nordbahnhof zu Wien. In einem Roman aus dem Russischen, der augenblicklich großes Aufsehen macht, den „Tausend Seelen“ von Pisemski, kommt ein Zug vor, der mich sehr gerührt hat. Ein alter, abgesetzter Schulinspector drückt einem frühern Untergebenen, einem Schulmeister, der nach einer andern Stadt versetzt worden ist und kein Reisegeld hat, beim Abschied zehn Rubel Silber in die Hand. „Statt aller Antwort wollte Exarchatoff seine Hand ergreifen und küssen, doch Peter Michailowitsch ließ es nicht zu. Aus der ersten Stadt aber schrieb der arme Teufel einen Brief, der ganz fleckig von Thränen war. Peter Michailowitsch wurde, als er ihn las, gerührt und weinte selbst. Als Nastenka ihn fragte, was ihm wäre, antwortete er: „Den Brief nehme ich mit mir in's Grab. Der himmlische König wird mir um ihn gewiß eine meiner Sünden verzeihen.“ Aber ich will nicht sentimental werden, wiewol ich gestehen muß, daß jener Act wahrhaft imposanten Wohlthuns einen großen Eindruck auf mich gemacht und mich gänzlich hat vergessen lassen, was ich während der letzten vier Wochen auf dem Herzen gehabt oder Andere mir anvertraut haben. Denn ich gelte nun einmal für einen unzufriedenen Menschen und alle meine Mitmenschen, die gleichfalls aus irgend einem Grund unzufrieden sind, leiten daraus ein Recht ab, mich mit ihrem Vertrauen zu beehren. Es ergeht kein Tag, an welchem ich nicht die merkwürdigsten Briefe bekäme, so z. B. folgenden, von einer Dame:

„Mein Herr! Warum sind die Garderobezimmer in allen Theatern und Concerthäusern Berlins so jämmerlich eingerichtet, und zwar in den ersten und besuchtesten dieser Anstalten am schlechtesten und kläglichsten? Warum muß man auf den Corridoren des Opernhauses durch alle Schrecken der heißen und der kalten Zone gehen, bevor man zu seinen Mänteln gelangt? Warum muß man bei Bilse halbe Stunden lang im Zugwind stehen, und sich den Grobheiten der Bedienten aussetzen, wenn man dies weder angenehm noch nothwendig findet? Und warum ist in der Singakademie, in deren Sälen

die lauterste Harmonie herrscht, die Garderobe der Ort, wo die Hand Jedes gegen Jeden sich erhebt und der wüthendste Bruderkrieg ausbrechen würde, wenn der Raum selbst dafür nicht zu beschränkt wäre? Warum ist dem so? Mein Herr, ich frage Sie: warum?"

Meine lieben Damen! Wenn ich es wüßte, so wollte ich es Ihnen sagen; allein das „Weil" ist in diesem Falle die einzige Erklärung des „Warum?" —

Der nächste Brief ist noch kategorischer.

„Herr! Ich weiß nicht, ob Sie vor dem Potsdamer Thor wohnen; weiß auch nicht, ob Sie gestern in der Mittagsstunde einen sehr eiligen und wichtigen Gang nach der Wilhelmstraße zu machen hatten. Aber ich weiß, daß, vorausgesetzt, Beides verhielte sich so, wie bei mir und Sie wären gestern vor dem Potsdamer Thore angekommen und hätten nicht hinübergekonnt, weil sich ein Güterzug der Verbindungsbahn mit etwa hundert Wagen zwischen Sie und den Leipziger Platz gelegt — ich sage nicht bewegt, sondern gelegt und dort ruhig gelegen, ich kann nicht sagen ob zehn, oder zwanzig Minuten — denn bei solcher Kälte vergeht Einem der Verstand obendrein — wenn Sie da gewesen und den Zug gesehen hätten, der fest stand, wie die alte Stadtmauer und sich nicht rührte, während sich zwanzig Omnibusse, hundert Droschken und tausend Menschen auf beiden Seiten ansammelten: wenn Sie diesen heillosen Wirrwarr von Pferden und Rädern, der bei dem Glatteis geradezu lebensgefährlich wurde, mit angesehen und nicht geflucht hätten: wahrhaftig, ich würde keinen Respect mehr vor Ihnen haben, der ich die Ehre habe zu sein ganz ergebenst Ihr

N. N.

Mein lieber Herr N. N.! Ich begreife Ihren Zorn vollständig; aber es haben schon so viele Menschen über diesen Güterzug am Potsdamer Thore geflucht, daß ich mich wol hüten werde, mich in dieser Sache zu compromittiren, besonders seitdem ich gesehen habe, daß das Fluchen nicht einmal in Rom, geschweige denn in Berlin Etwas hilft. —

Drittens ist hier ein Brief, der mich, ich möchte sagen, durch seinen elegischen Naturlaut tief ergriffen hat; er war, wie mit erstarrten Fingern geschrieben:

„Ich habe nach einer vierzehnstündigen Nachtfahrt von Königsberg hierher nur noch so viel Kraft, um Ihnen zu sagen, daß es etwas Schreckliches war, in diesen ungeheizten Coupées vierzehn Stunden lang zu sitzen. Man kann für einen Verbrecher keine ausgesuchtere Qual ersinnen, als sie mir angethan worden ist, der ich ein Billet erster Classe gelöst und mit 18 Thlr. 23 Sgr. bezahlt habe. Diese sammetnen Polster, dieser weiche Teppich und dieses vergoldete Leistenwerk war wie ein Hohn für mich. Eine Wärmflasche mit heißem Sand würde mich zu dem Glücklichsten aller Sterblichen gemacht haben Aber man hat sie mir verweigert! . . ."

Ich würde diesen armen Reisenden damit getröstet haben, daß er Hunderte von Unglücksgefährten auf den meisten anderen deutschen Bahnen hat; daß es nichts Härteres, Rücksichtsloseres zu geben scheine, als das Herz der Eisenbahndirectoren und daß — Aber da lese ich zum Glück in einer Leipziger Correspondenz des hiesigen „Fremdenblattes": „Ueber die sibirische Kälte in den Eisenbahncoupées schweige ich, da Karl Vogt darüber bald wirksamer seinen famosen Mund öffnen wird."

Vor diesem famosen Mund natürlich schweige ich auch. —

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



